This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EXLIBRIS
CAROLI
HORNER

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Die

# poetiſche Nationalliteratur

der

## deutſchen Schweiz.

Druck von J. Vogel in Glarus.

Weber, Robert

# Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz.

## Musterstücke

aus den

**Dichtungen der besten schweizerischen Schriftsteller**

**von Haller bis auf die Gegenwart.**

Mit biographischen und kritischen Einleitungen

von

**Dr. J. J. Honegger,**

Verfasser der „Literatur und Kultur des neunzehnten Jahrhunderts", „Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit", der „kritischen Geschichte der französischen Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten" u. A. m.

**Vierter Band.**

**Glarus.**
Verlagsbuchhandlung von J. Vogel.
1876.

PT3874
W4
v.4

# Schlußwort.

Nach zehn Jahren! könnten wir sagen. Im Jahr 1866 erschien der erste Band des nun eben zu Ende geführten Werkes, welches sich vorsetzte, die deutsch-schweizerische Nationalliteratur von den Zeiten des großen Berners Haller an bis unmittelbar auf unsre Tage in kritischen Skizzen und ausgewählten Beispielen dem Leser nahe zu legen. Obgleich von zwei Händen bearbeitet, ist sein Plan ein ganz einheitlicher geblieben; hielt es ja der Bearbeiter des vierten Bandes für angemessen eben so wohl wie gerechtfertigt, denselben Plan weiterzuführen, den sein Vorgänger in den drei ersten durchgeführt hatte, höchstens mit der wenig auffallenden Differenz, daß dieser letzte Band verhältnißmäßig mehr kritisch-literarisch-biographischen Text gibt, sonach etwas erweiterte Portraits der Autoren entwirft. Zu Ende geführt, — sagten wir oben; denn wir haben erst hart an der Schwelle unserer Tage Halt gemacht. Es muß also eine geraume Zeit verstrichen, eine neue Phase der Literatur abgelaufen sein, ehe dasselbe oder ein ganz gleichartiges Werk nochmals angefaßt werden könnte; und ob sich so bald wieder die erste Bedingung erfüllt, ohne welche die Durchführung einer solchen Arbeit kurzweg unmöglich wird: das Zusammenstehen eines Literaturhistorikers und eines Verlegers, welche mit gleicher Liebe zum Stoff, mit gleicher Kenntniß desselben alle nothwendigen Materialien gesammelt im Ueberblick haben, um wirklich Vollständiges zu liefern, das ist eine recht zweifelhafte Frage. Allermindestens wird eine neue Generation dahingegangen sein müssen, ehe an ein weiteres Aufgreifen der Materie zu denken wäre; wir dürfen also sagen: ein fertiges Werk legen wir vor; für uns ist die Aufgabe gelöst. Vale!

Das Gesammtbild unsrer modernen poetischen Schweizer-Literatur hinzuwerfen war ganz gewiß eine ächt nationale Aufgabe; nicht der literarische Werth kommt hier allein in Frage,

sondern die patriotische Bedeutung der Arbeit. Gewiß kann ein solches Portrait, wenn es mit dem rechten Geist aufgenommen und beherzigt wird, ein Element mehr sein, um den ächt vaterländischen Sinn zu tragen. Gibt es uns doch eine Idee von dem, was wir als kleine Nationalität, als abgetrennte Provinz innerhalb des mächtigen deutschen Sprachstammes, auf geistigem Gebiet geleistet haben. Und beim Zeus! diese Arbeit ist bei Weitem nicht so unbedeutend, als sie manchmal uns Schweizern selbst scheinen will, wenn wir — sie eben nicht kennen, nicht überschauen. Ist uns ja so oft von Außen und von Innen die Meinung vorgepredigt worden: wir Schweizer seien ein durch und durch praktisches, ein überwiegend mit der Außenwelt verkehrendes, mit seinen äußerlichen Kräften arbeitendes und kühl berechnendes Volk, das keinen rechten Sinn und noch weniger Talent für Poesie habe. Und knüpft sich daran gar die sehr unliebsame Beobachtung, daß unsre größten Dichter und Schriftsteller überhaupt sich ihren Ruf erst im Auslande holen müssen, wenn sie bei uns gelten wollen! Das lautet ungefähr so: als habe der schaffende Genius alle poetische Kraft und Gluth in der Gestaltung unsrer majestätischen Gebirgsnatur erschöpft und dem Volke Nichts mehr gelassen! Wäre dem so, dann allerdings wären wir zu bedauern; denn ein Volk ohne Poesie geben wir verloren. Die Poesie ist der Himmelsquell, zu dem wir immer wieder zurückkehren müssen, um uns zu laben, wenn wir nicht im Erdenstaub verkümmern wollen, wenn die Seele nicht verdursten soll. Was an jener Behauptung wahr, das ist bloße Unart, nicht ein Fehlen der Seele im Volke. Aber eben deßhalb thut es noth, uns in beweiskräftigem Bilde vorzulegen, was wir auch auf diesem Felde leisten können, schon geleistet haben. Wir müssen uns zur rechten Selbsterkenntniß erheben; von Ueberhebung sind wir in dem Capitel noch lange sicher. Das schweiz. Werk ist vor Allem für uns Schweizer selbst geschrieben.

Der Bearbeiter der Literatur neuester Zeit hatte insofern eine ermuthigende Aufgabe, als man entschieden, ohne auch nur eine Spur von patriotischer Befangenheit mitreden zu lassen, von diesen

letzten Jahrzehnten als von einer Blüthezeit in unsrem literarischen Leben zu sprechen berechtigt ist. Wir meinen das extensiv und intensiv. Die Bewegung ist eine umfassende und reiche; die Zahl der Namen von Rang größer als je zuvor in gleich kurzem Zeitraum; und so viel wir zu beurtheilen vermögen, schießen neue Gestalten auf den verschiedenen Gebieten kräftig auf; kurz, eine nur die ausgewähltern Zeiten in der Culturbewegung der Völker kennzeichnende Rührigkeit hat sich aufgethan; volles, frisches Leben quillt und strömt. Es ist ein selten gegebenes, ein für den Literaturhistoriker besonderes Glück, wenn die Gunst der Götter es fügte, daß er die Betrachtung einer Periode mit dem mächtigen Namen eines Drammor eröffnen durfte. Aber die gewaltige Erscheinung darf uns auch die andern klangvollen Namen nicht verdecken. Mit einer universellsten, mehr oder weniger scharf in allen Literaturen der Gegenwart sich wiederholenden Erscheinung stimmt es zusammen, daß die Schöpfung auf dem lyrischen, besser und umfassender gesagt, auf dem lyrisch-epischen Felde — Romanze und Ballade als besonders liebend gepflegte Gattungen inbegriffen — die reichste ist. Der Roman tritt bei uns im Verhältnisse zur Gesammtheit des deutschen Webens und Schaffens auffallend zurück; doch sind einzelne seltene Produktionen von hohem Werth, und mehrere Repräsentanten auf dem engeren Felde der Novelle und Erzählung dürfen eine Bedeutung ersten Rangs ansprechen. Daß das Drama, trotzdem es nirgends blüht, außer einem hervorragendsten Vertreter wenigstens eine ganz ansehnliche Reihe von Versuchen aufweist, ist wenigstens Zeichen kräftiger Regung der Geister. — Zwei Erscheinungen, für unsre schweiz. Literatur wesentlich charakteristisch, müssen wir ganz à part für sich anschauen und beurtheilen: es sind die poetische Jugendliteratur und das Volksdrama. Sie beide sollen mit ihrem ganz eignen Maßstabe gemessen werden; da muß sich der Kritiker bequemen vom hohen Rosse seiner Kunstforderungen herabzusteigen; thut er das nicht, so spricht er nur gegen sich selber und beweist, daß er für die Erzeugnisse der Volkspoesie keinen Sinn hat. Die erste Frage ist

diese: Treffen die Kinderlieder in naiver Einfachheit und Natürlichkeit wirklich den kindlichen Ton, so daß sie eindringlich zum Herzen des Kindes sprechen? und ist das Volksdrama in Wahrheit volksthümlich, trifft es Ton und Sinn und Sprache des Volkes, und wirkt es mit zu seiner Erhebung? So gemessen, haben wir eine stärkere Reihe von Jugenddichtungen, eine kleinere von Volksdramen, die ihrer Bestimmung voll entsprechen. Auch die Dialektdichtung bildet ein nicht zu übersehendes Glied in der Kette unsrer geistigen Entwicklungselemente; sie gehört ganz wesentlich zu unsrer Eigenart.

Unser politisches Leben haben wir sichergestellt; einem harten Boden, zähen Widerstandskräften und heroischen Kämpfen haben wir die Befestigung eines in sich bestimmten republikanischen Gemeinlebens abgerungen; wie weit wir nun in der andern, intensiver geistigen Aufgabe vorgeschritten seien: der Güter, welche unser Land und Volk errungen, auch durch die Kunst uns zu bemächtigen; das ganze nationale Leben und Sein, das als ein großartiger und würdiger Stoff vor uns liegt, auch poetisch zu verklären — so fixirte es einleitend mein Vorgänger, und ich stimme ihm bei —; wie weit wir in der Lösung dieser Aufgabe gekommen; ob die Wege und Mittel richtig, die Kräfte ausreichend seien: das gerade zu beurtheilen sollen die vier Bände des vorliegenden Werkes in Text und Mustern das ausreichende Material bieten. Wir glauben, daß wir der Kräfte genug haben, wenn wir sie nutzen und ehren. An Inhalt und Gehalt fehlt es unserm schweizerischen Leben nicht; schwieriger hält die rein ästhetische, die formale Durchbildung desselben. Immerhin ist es wohl gethan, wenn die Beruferen ihrem Volke die Pflege der künstlerischen Seite des Lebens und seiner idealen Güter mit allem Feuereifer an's Herz legen. In dem Sinne will unser Wert erinnern und lehren, erheben und mahnen; und in dem Sinne möchte es sein, was seine Aufgabe ausmacht, — ein würdiges Nationaldenkmal!

Zürich, im Juni 1877.

Dr. J. J. Honegger.

# Vierte Gruppe.

## 1866—1876.

# Draumor.

Unter befremdendem Namen ein auch etwas fremdartig berührender, aber ein großer Dichter! Seine

Gesammelten Dichtungen. Berlin, bei Gebrüder Paetel, 1873,

enthalten:

Poetische Fragmente, in erster Auflage erschienen 1860;

es sind 33 Nummern: Lyrisches, Lyrisch-Episches und rein Episches.

Kaiser Maximilian, gedichtet im August 1867.
Dämonenwalzer.
Requiem, in erster Auflage 1869.

Es ist ein schwerwiegender Geist und ein schwerer Lebenskampf von tiefst innerlicher Wucht, die sich mit dem Motto ankünden:

„Te Caesarem moriturus saluto."
Poesie, du holder Jugendtraum!
Laß mich nun auf immer dir entsagen,
Da so herbe Früchte nur getragen
Mein vom Sturm zerzauster Lebensbaum;
Da mein Herz so wund,
Daß der bleiche Mund
Nicht mehr jauchzen kann und nicht mehr klagen.

Das Zusammenwirken der urwüchsig kernhaften Schweizernatur, der Natur des Alpenkindes, mit den mächtigen Eindrücken der südamerikanisch tropischen Riesenbilder und der gewaltigen Meeressprache, dazu die tiefst innerliche Verarbeitung der Eindrücke eines nach Innen und Außen schwer kämpfenden und ringenden Lebens: das zu concentrirtester Ganzheit durchgerungene Ineinanderwirken der drei heterogenen Factoren, die doch alle drei gleich sehr angethan waren, eine mit Macht auf sich stehende Persönlichkeit zu schaffen, ein Charakterganzes, das sich selbst gezogen, gekräftigt und nun mit voller Wucht und außergewöhnlichem Reichthum intensivst geistigen Gehaltes sich entfaltet und ausbreitet, — das ist der urkräftige Grundkern Dr's! Das hat in ihm den originellen, selbständigen und auf seltener Höhe der geistigen Warte stehenden Dichter gezogen, den wir als eine exotische Erscheinung anstaunen, während doch die Geisteswurzeln stark fundirt heimisch schweizerisch-deutsch geblieben sind. Was uns fesseln muß, was zu allererst verwandte Köpfe von mehr als gewöhnlicher Schwere des Gepräges, die ähnlich wuchtende Prozesse des Denkens und Fühlens in sich durchgekämpft haben, unwiderstehlich anzieht und ihnen trotz aller fast fremdartig überraschenden Eigenart des Dichters doch die zauberhaft packende Anziehung einer congenialen Natur entgegenbringt, das ist jenes tiefst

innere Ringen des mächtigen Geistes, das seinen naturbedingten Ausdruck angenommen hat im ebenso mächtigen Worte.

Dr's. Welt ist eine schwer ernste; die dunkeln Farbentöne und die melancholischen Anklänge brechen in jedem Momente durch; der Schmerz wühlt in den Tiefen, und die Gewitterstürme zucken wild ob dem Haupte. Die glühend farbenprächtig an der Tropensonne gezogene Dichtung hat dem wilden, üppigen, verzehrenden Leben der Aequatoriallande als nächst verwandtes Element die tief dunkelnden Schlagschatten der Tropennacht entnommen, in denen die zweifelnd ahnenden Gedanken und die streitenden Gefühle wandeln. Der Dichter gehört fast gleich sehr beiden Hemisphären an, zwischen denen das Meer, das ihm so vertraute und verwandte, das von ihm so gefeierte und verwünschte Element, die Brücke bildet. Es ist, als ob ihm aus den frischen, ruhelosen, in's Unendliche hinausziehenden Meereswogen immer wieder befreiende Kraft entgegenströmte, wenn der harte Kampf mit dem Geschick oder der noch härtere mit dem eigenen Geiste oder dann der entnervende Strahl der Tropensonne ihn scheint in's Herz getroffen zu haben. Darum lebt und strebt er immer wieder frisch auf; wir sehen ihn kämpfen und ringen ohne Rast und Ruh', aber nie sinken; die Stirne trieft von Schweiß, das Herz blutet, das Gemüth zagt und zittert unter der Last und Enge und Misere des beschränkten Endlichen: aber auf einmal schwingt der Adler die Flügel und entführt uns befreiend, klaren Auges und starker Brust, in's Unendliche hinaus. Das Rauschen und Rollen der See, die Sprache der ewigen Leuchten des Himmels gehen durch seine Lieder ebenso klar und stark wie in geadelter Trauer erschütternd das vom Pesthauch getroffene Todesröcheln. Der gedankenschwere Wanderer streift durch die brasilischen Urwälder, über sich das Kreuz des Südens, und das Brausen des riesig entfesselten Sturmes und das versöhnende Funkeln der unentwegten Friedenssterne, hoch über all' dem irdischen Lärm wecken in ihm tiefe, räthsel- und geheimnißschwere Gedanken und frischen die alten, halb erstorbenen Gefühle wieder auf, gegen die der Dichter vergeblich sich sträubt. Frucht der mächtigen Natureindrücke und des wuchtig arbeitenden Denkens ist eine großartige, gefestete, in sich sichre Weltanschauung. Die Gedanken strömen uns mit seltner Kraft und Ursprünglichkeit, mit einem Feuer und einer Hoheit entgegen, von denen die alltägliche Duodezlyrik der Gegenwart auch nicht die blasse Ahnung hat. Die Phantasie ist blendend reich, die Empfindung rein und wahr und tief, die Sprache kraft- und glanzvoll, das Ganze der Wesenheit dieser Dichtungen von jener Hoheit und Würde getragen, welche nur eine Welt von Geist zu verleihen vermag.

Ganz nahe liegt die auch von den Journalstimmen schon aufge-

griffene Vergleichung mit Freiligrath und Lingg, mit jenem nach der Stoffwelt, mit diesem nach der Weltanschauung, und wirklich, Dr. hat die Vorzüge Beider an und in sich. Aber es gibt seinem Gemüthsleben eine mehr wohlthuend anheimelnde Abtönung, daß die Glut und Pracht der Tropennatur ihn nicht willenlos gefangen nimmt, ihn nicht geblendet den Wurzeln der Heimat entfremdet hat. Das Alpenland mit dem schweren nordischen Eindrucke und die Innerlichkeit deutscher Naturart sind trotz Allem seine Liebe geblieben. Ja, es ist richtig, was ein Blatt hierüber gesagt hat: „Ein Zug des Heimwehs und Verlassenseins zieht sich, die Kraftfülle seiner kernigen Gedanken wohlthuend mildernd, durch alle seine lyrischen Dichtungen.“ Der Dichter kann und will seine Abstammung weder verläugnen noch verlieren, und die gedankenschwere innere Natur reagirt gegen das erdrückende Uebergewicht jener heiß erschlaffenden, jener übermächtig schaffenden und eben so verzehrenden Temperatur. Aus dieser Friction ist die Größe des Dichters zu erklären, den, so sagt er selbst, „das Schicksal zu guter Stunde hinausgeworfen in des Lebens Wirrwarr“.

Allgemein ist bei Dr. kein Weltschmerz zu finden und trotz aller bittern Erfahrungen kein Menschenhaß, keine Sentimentalität und feige Entmuthigung, keine bloße Laune und nicht ein Schatten jener frivolen Blasirtheit, die in unsern europäischen Städten, in den Centren unserer raffinirten Cultur so viel kleinere Seelen faßt und nicht selten eine große verdirbt; es ist kein Spott noch schaler Lebensüberdruß. Wohl aber auf jedem Punkte der wuchtige Gedanken- und Gemüthskampf, das Hereinzucken der Blitze und Hereinragen der Wetterwolken. Aber eben die bewältigende Wahrheit des Kampfes an sich macht schließlich wieder den Eindruck des Beruhigenden, ja Versöhnenden, die Schatten zerstreuen und der Wahn löst sich vor der tagscharfen Klarheit des durchdringenden Blickes. So entwickelt Dr. überall elegischen Ernst, aber nie zeigt sich elegische Schwäche; was er uns bietet, sind denkreife Früchte eines bedeutend angelegten Geistes; der Dichter und Denker sind in ihm Eins. Mit auf dieser Harmonie mag jene natürliche Vornehmheit seiner Dichtung ruhen, die übrigens mit der Isolirtheit ihrer Haltung zusammenstimmt.

Was als Klage auf die Beschränktheit menschlichen Schaffens und Genießens, Fühlens und Denkens auftritt, auf das Ungenügen und die Kleinlichkeit der Summe in Alledem, was das Leben bietet, das ist aus dem Großen und Vollen genommen; selbst der „Spleen“ wird nicht weichlich oder eigensinnig oder mürrisch; seine Anklänge nehmen den Ton stolzer Entsagung, die sich klar ist über Menschengeschick und Menschenbestimmung. Nicht die lästige Trauer; was fruchtet sie? Wirken

und denken und dann — hingehen ohne Murren und Klage; das ist der Cirkel, in dem die Aufgabe des Einzelnen sich erfüllt; es ist des Mannes unwürdig, mit dem Verhängniß zu rechten oder darüber zu weinen.

Die bittere Lebenserfahrung, die keinem bedeutenden Kopfe mit seinen Brüdern in Christo erspart bleibt, spricht „Spleen" in classisch einfacher Klarheit also aus:

Mir ging es, wie es stets zu gehen pflegt:
Wenn Edles, Wahres sich in mir geregt,
Dann haben meine werthen Zeitgenossen,
Mir gleich auf's Herz geschossen.
Stets ward, was Ehrenhaftes mir passirt,
Von meinen Gönnern vornehm ignorirt,
Und wenn mich Ehrgeiz, Thatendurst gepeinigt,
Dann haben gute Freunde mich gesteinigt.

Folgerung: Ewig regieren die Welt jene alten Mächte, die den Menschen noch tausendmal zum Paradies hinaus jagen würden, wenn er überhaupt je wieder hineinfände: Neid, Wankelmuth, Heuchelei, Eigendünkel, Kriecherei und Götzendienst. Und schließlich sagt sich der Weise, wenn er das Gewimmel und Gewinsel satt hat, mild und stoisch:

Die Menschheit ist nicht schlecht, — nur schwach und feige;
Es brüstet sich und stößt vergnügt in's Horn,
Wer sich gesichert glaubt auf grünem Zweige.

Doch ist das Endresultat des ewig unvermeidlichen Kampfes jene Ruhesehnsucht, der er oft so inständig ergreifenden Ausdruck gibt, eine Sehnsucht, oft innig verknüpft mit der unauslöschlich treuen Jugenderinnerung. So hebt das liebliche Lied „Ein Blatt aus der Knabenzeit" also an:

Ich möchte schlafen geh'n,
Dort auf den grünen Matten,
Dort wo die Tannen steh'n,
Möcht ich in ihrem Schatten,
Befreit von Herzensqual
Zum letzten Mal
Die blauen Wolken seh'n
Und ewig schlafen geh'n.

Es ist höchst eigenthümlich, wie die bedeutendsten Köpfe, nachdem sie viel gedacht, viel beobachtet und noch mehr gelitten haben, sich schließlich wie durch geheime Macht vom Fatalismus angezogen finden, und ihn zu ihrem Glaubensbekenntniß machen. Das ist die Weltanschauung, welcher auch Dr. in schöner Klarheit folgendermaßen Worte leiht:

Wir alle sind umringt von Finsternissen;
Nicht immer sichtbar ist des Abgrunds Rand,
Nicht zu beschwören jegliche Bedrängniß;

Der Zufall waltet mehr als der Verstand
Und mehr als Lebensweisheit das Verhängniß.
Es sichtet keine Gottheit die Atome,
Um Die zu retten, Jene zu verderben;
Entscheidend zwischen Leben oder Sterben
Liegt oft ein Strohhalm in der Zeiten Mitte.

Selbstverständlich ist ein Dichter von Dranmors Bedeutung nicht denkbar ohne ein ursprünglich in ihm liegendes und feines Naturgefühl. Seine erste Liebe hat die uralte heilige See, auch wenn er ihre Tücken schilt, und ihr allbelebender Hauch gießt ihm immer wieder frisches Leben in das wunde Herz. Die Macht und Pracht der Tropenlande führt der blühenden Phantasie ihre grandiosen Bildungen zu, und daneben bewahrt er die innig trauliche Erinnerung an die einfach bescheidene Heimat, an's Wald- und Bergleben nordischer Natur.

Die Einfachheit der Darstellung ist ein Reflex von der Wahrheit der Empfindung; es ist mitten in der Ueberfülle tropisch grandioser Schöpfungen nicht die erdrückend blendende Farben- und Formenpracht eines Freiligrath oder Saelsfield; immer und allenthalben mehr Innerlichkeit. Leiden und Lieben, Sehnen und Dulden, Denken und Schaffen, Ringen und Kämpfen: das Menschenherz in allen Skalen seines Pulsirens, dem die Natur bloß Spiegel ist, das ist sein Hauptobjekt; das Ende Vergessen und Ruhe im Tod.

Dr. ist Meister der poetischen Sprache und rythmischen Form; von bedeutungsschwerer Kürze, Präzision und Klarheit, von unnachahmlich natürlicher Hoheit, ist's eine markig wuchtende Sprache — Passionsmusik.

Die ironische Bemerkung, die einmal gemacht wurde: daß nämlich Kraft und Geist dieser Dichtungen die zünftigen Meistersinger erschreckt habe, mag ganz richtig sein; völlig nutzlos aber wäre es, wenn sie sich deßhalb gegen seine Anerkennung sträuben wollten. Da ist allerdings eine sehr andere Welt als in den ausgesungenen Tönen von allerlei Liebes-, Frühlings- und sogenannten Vaterlandsliedern. Weder die Zunft der mittelmäßigen Poeten „von Fach" noch die Frommen — diesen muß das Requiem einen heiligen Schreck einjagen — werden gegen d e n Geist aufkommen.

Dr. wird der Liebling schwer geprüfter Herzen bleiben, deren Leiden und Bitterkeiten er in der stolzen Selbstthat edler Resignation abklärt. Und je fremder er der jetzigen Alltagsströmung steht, desto höher. Wir lieben ihn, denn er hat viel gekämpft und geliebt und gelitten.

Zur nähern Charakteristik der Gesammterscheinung entnehmen wir abschließend einer Reihe von ausländischen Zeitschriften, die ihn sämmtlich als eine Dichterkraft ersten Ranges, als eine für sich und auf sich

stehende Erscheinung monumentaler Art betrachten und behandeln, mit gewissen frei angebrachten Modifikationen der Sprache und des Gedankens einzelne Stellen, soweit sie uns das spezifisch Bezeichnende dieses eigenen Geistes zu treffen scheinen.

Draumor ist nicht nur ein bedeutender Dichter, sondern ein bedeutender Mensch, der viel gelebt, gelernt und gestrebt hat, und wir hören die Stürme, unter denen er zum Manne reifte, theilweise noch in seinen Liedern rollen. Er erinnert an Freiligrath und Lingg, die er übertrifft an Wahrheit, Innerlichkeit und richtigem Verständniß der jetzt unabweisbaren Forderungen der Zeit.... Aus seinen Gedichten spricht ein hoher, gedankenreicher Geist. Sie sind alle durch Tiefe und Wahrheit der Empfindung, durch Reichthum der Phantasie und durch Kraft und Glanz der Sprache ausgezeichnet. Seine poetische Entwicklung ist eine vollkommen originelle. Die Form ist meisterhaft.... Zu den „Poetischen Fragmenten": Sie haben eine im geistigen Sinne so vornehme Haltung, als würden sie von dem stolzen Bewußtsein des Lyrikers getragen, der sich einsam weiß und deßhalb doch nicht verstummt Der nicht gewöhnliche Ton dieser Poesie stammt aus einer Verwandtschaft mit dem Geist und Style Lord Byrons, ohne daß eine Nachahmung stattfände, die in Deutschland so oft zur Karrikatur geführt hat. Schon die persönlichen Schicksale des Dichters, die vernehmlich genug aus seinen Versen klingen, haben wie die des berühmten Britten den Charakter unstäten Wanderns, und kommt ein gleich unruhiges Gemüth als Ursache oder als Folge hinzu, so muß die Poesie, die aus solchen Factoren entspringt, mit derjenigen Byron's von gleicher Art und Färbung sein. Bisweilen im Geräusche der Civilisation, öfters unter dem erschlaffenden Einflusse der Tropensonne oder auf den frischen Wellen des Weltmeers sind die poetischen Fragmente entstanden.... Da legt er uns das Menschenleben und Menschenherz offen, wie es ist, mit seinem Glück und Weh, seinen Tugenden und Gebrechen, seinen psychologischen Räthseln, seinem Dießseitsringen und Jenseitsrechnen, seiner Täuschung und Enttäuschung. In ihm pulsirt ein fein fühlendes, edles, tiefblickendes und hoch über den Wirrsalen des Lebens stehendes Poetenherz.

Zu einzelnen Nummern der Fragmente:

Die erzählenden Gedichte aus der Halbcultur und rohen Kraft südamerikanischen Stammlebens sind eben so meisterhaft durchgeführt als von charakteristisch eignem und düsterem Reize getragen.

„Eine Nachtwache." Auf den einsamen Schicksalsfelsen von St. Helena, inhaltsschwer und gedankenvoll, großartig gedacht, nach seiten der geistigen Bedeutung classisch. Es ist ein Stück Philosophie der Weltgeschichte; die Gedanken, schwer wandelnd, tragen ihre Tragik in sich. Richtig ist das Gedicht bezeichnet worden als eine Elegie im Sinne der

alten Klassiker, nach Inhalt und Färbung moderne Reflexionspoesie. — „Febre amarella", eine Perle, hochherrlich und hochherzig, überdieß mit der tiefsinnig formulirten Humanitätslehre, daß alles Unrecht an den Frevlern selbst sich racht. Der aus schwarzen Augenhöhlen grinsend blickende furchtbare Feind:

Ausgespien aus Guineas Küste,
Deren arme Kinder ihr geraubt,
Ihr, die an Vergeltung nie geglaubt,
Stillt er jetzt dämonische Gelüste.

„An Helena" ist von so getragenem Adel der durch ein kraftvoll ringendes Herz umfaßten Trauer, daß das kleine Gedicht entschieden den reinsten Austönungen dieses Dichterherzens beizählt. — In verschiedener Modifikation, mit hoffnungsvoll zutraulichem Ton, aber eben so innig und seelenvoll ist „Perdita" gehalten. — „Der gefallene Engel", eine ganz eigenthümliche, schwer faßbare und nicht ganz abgeklärte Vision, erinnert in Etwas an bestimmte Tonweisen in dem feinen Geist Alfred de Vigny. — „Trelawney" gibt einleitend gleich die charakteristische Tonart des ganzen Geistes ergreifend an. — „Von der See" schlägt dagegen eine Tonweise an, die dem Dichter sonst nicht eigen ist; es ist das leicht Humoristische, mit etwas Ironie versetzt und zum freien Lachen vorschreitend über die Unannehmlichkeiten und Gefährden einer Reise auf dem launischen Element. — Auch die Nummer „Aus Peru" unterscheidet sich in anderer Weise ganz wesentlich von allen andern Stücken des Autors; es ist eine idyllische, in höchster Einfachheit der Haltung und Schlichtheit des Ausdrucks gegebene Erzählung, gebaut auf sehr primitive Kulturzustände und Gesellschaftsbeziehungen, die den Indianer mit dem europäischen Ansiedler herzlich traulich zusammenführen; Alles natürlich, auch das starke Korn Aberglaube und die uralte Göttervorstellung:

Die Götter wollen's nicht, . . . . . .
Verzeih' uns, Väterchen, es darf nicht sein.

Grundlage ist übrigens die immer wieder auftauchende Sage von verborgenen riesigen Gold- und Silberreichthümern.

Eine Nummer fordert ganz besondere Betrachtung: „Januario Garcia" ist furchtbar; Grundgedanke die erschreckende Energie in der Rache eines auf den Tod getroffenen Vaterherzens. Es ist eine Situation, die in das brasilianische Gauchosleben, seine Wildheit und die erbarmungslos auf thatverlangende Selbsthülfe gestellten Gesellschaftszustände eines auf primitive Halbkultur gestellten Lebens gerade so paßt wie eine in ganz gleichem Geiste gehaltene Nummer bei Petöfi auf die fast noch eben so wilde ungarische Pußta. Die Frage ist theoretisch bestritten, ob Szenen von solch grausenvoller Furchtbarkeit noch poetisch

bleiben, ob sie vom Dichter in ihrer Nacktheit aufgefaßt und dargestellt werden dürfen? Der feine ästhetische Sinn mag zweifeln, das friedliche Gemüth sich abwenden; aber wie gewöhnlich behauptet die Thatsache ihr Recht. Denn praktisch ist die Frage längst gelöst; wer das Recht bestreiten wollte, der müßte nicht bloß die in ihrer glänzenden Darstellungsgewalt gleich imponirenden Stücke Dranmor's und Petöfi's, der müßte hundert andere mit aus der Poesie streichen. Weiche Gemüther werden sich immer davor entsetzen; aber poetisch ist das Furchtbare, poetisch selbst das Grauenvolle gerade so gut wie das Anmuthige und Bezaubernde; rein poetisch können alle wahr erfaßten Regungen des Menschenherzens und alle Thatsachen des Menschengeschickes werden, so lange sie sich nicht in widernatürliche Ungeheuerlichkeit verzerren. — Finster und blutig, er imponirt doch, dieser Vater, der den geliebten Knaben von 7 tödtlichen Wunden in's Herz getroffen findet, die Mörder in 7 feindlichen Brüdern Silva erkennt und schwört, nicht Frieden noch Ruhe zu haben, bis er die Frevler einen um den andern gemordet und Jedem als Trophäe ein Ohr abgeschnitten hat. Er verläßt noch am Unglückstage Haus und Hof, Weib und Kind, pilgert in Noth und Entbehrung durch den ganzen Continent, um die von Furcht und Gewissensbissen nach allen Himmelsgegenden verjagten Mörder zu finden, trifft und tödtet auf seiner jahrelangen Rachewanderung sechs der fluchbeladenen Brüder. Der letzte muß noch gesucht werden; es ist der schuldloseste und jüngste, zur Zeit jener Freveltat noch ein halbes Kind gewesen. Der verhängnißvolle Zufall führt den Rächer, der als Fremder gastfreundlich aufgenommen wird, über die Schwelle des feindlichen Hauses. Während Januario's ruhelosem Umherirren sind ihm daheim Haus und Hof, des Herrn entbehrend, verfallen, Weib und Kind ein Raub der Verlassenheit und Verarmung geworden. Da ist jener jüngste der Silva, den es einsmals wieder heimgetrieben, dazwischen getreten, hat die Tochter des Todfeindes geheirathet, sie und die Mutter zu sich in's ferne Land genommen und treu gehalten; die Familie scheint glücklich, und ein blonder Enkel ist da. Und nun kommt Januario, der junge Silva stellt sich schlicht und männlich als Opfer, legt ihm aber als versöhnendes Moment die ganze Familiengeschichte dar. Der Alte hört zu, greift zur Pistole und schießt ihn nieder. Das Haus der Silva ist vernichtet, und der alte Garcia, der keine Lebensaufgabe mehr hat, mag sich zum Sterben niederlegen. Seine Schlußbetrachtung: Ich bin gerächt, ich habe treulich Wort gehalten und darf jetzt erst mit gutem Herzen die Meinen begrüßen:

Ich bringe dir ein Prachtgeschmeide,
O Weib, zu deinem Trauerkleide;
Sieh' her, vollendet ist es schier
Und deiner würdig, wenn ich hier
Ein letztes Ohr herunterschneide.

Jene furchtbare Urkraft der auf sich stehenden Naturmenschen, der Ansiedler in den bloß von Thieren durchstrichenen ungeheuren Steppen oder Felsthälern einer wild überwuchernden Natur spottet jeder verfeinernden Civilisation; der Alte verlacht die von der entnervenden Cultur angesteckten Jungen:

Jetzt sind sie modisch angekleidet
Mit engen Hosen und Cravatten,
Doch wilde Hengste zu ermatten
Ist ihnen lange schon verleidet.
. . . . . .
Was soll's? Die Keckheit ist gebrochen.

Etwas von January García hat auch „Santos Peréz" an sich, nur auf anderer Gemüthsunterlage und mit einem eben dadurch geforderten grundverschiedenen Ausgang; der individuellen Gestalt geben die furchtbaren südamerikanischen Bürgerkriege die Folie.

„Kaiser Maximilian". Daß die erschütternde Tragik im Untergang des mexicanischen Kaiserpaares für ein generöses Dichtergemüth sehr leicht Objekt einer episch gestalteten Rhapsodie werden konnte, ist höchst erklärlich und wird es noch mehr, wenn wir eben im Dichter einen Mann vor uns haben, der den mittel- und südamerikanischen Entwicklungen so sehr nahe steht. Jedenfalls ist der Ausdruck in dem Todtenlied auf den unglücklichen Maximilian herzbewegend. Ein finsteres Geschick hat um die Stirne des unglücklichen Kaiserpaares den Glorienschein des Unglücks gelegt, und Häupter, die der Blitz getroffen, sind heute noch dem edel humanen Sinne heilig. Und gleichwohl können wir den Standpunkt des Dichters nicht ganz ohne Einschränkung aufnehmen. Wer hieß denn der Oestreicher Queretaro um Miramar eintauschen? wer hieß ihn sich zum unbedachten Werkzeug einer volksfeindlichen Politik machen? sich einmischen in das sturmvolle Leben einer fernab liegenden, ihn absolut in Nichts berührenden Nationalität? Und ferner: Unserm republikanischen Sinne widerstrebt es, den Juarez und seine Schaaren einfach als Mörder verurtheilt zu finden. Der Dichter mußte wohl, indem er den Kaiser Maximilian zum Helden und Märtyrer wählte; und wir gestehen ihm anerkennend zu, daß er Maß gehalten. Aber das poetische Recht darf dem historischen nicht disparat in's Amt greifen. Auf welcher Seite liegt wohl der schuldvollere Fehler, und drücken die unversöhnlichen Racheakte nicht gleich schwer auf beiden? Liegt in der Gestalt des jungen Max von Hause aus etwas Poetisches, ein Element natürlicher Hoheit, so doch hart daneben auch Etwas vom fahrenden Ritter, etwas nicht in unsere Zeit Passendes, Abenteuerlich-Mittelalterliches; darin ist von Anfang an ein Factor zum Untergang gegeben. Wir zweifeln, ob wir nicht auch das als bloße poetische Licenz erklären sollen, wenn der Dichter den österreichischen Erzherzog also zeichnet:

Ein deutscher Hamlet, ausgerüstet
Mit jenem Muthe, der nach Großem greift,
Mit jenem Willen, der in's Weite schweift,
Und der sich nicht mit hohlen Phrasen brüstet.

Zweifelloser und heute durch markig blutige Striche der Geschichte besiegelt ist das Urtheil über den, welchen die erste und höchste Schuld trifft, den mit so manchem Fluch belasteten Franzosenkaiser,

. . . . . den Corsen in dem Sündenpfuhl,
Der so viel Perlen in den Staub getreten.

Was wir aber auch gegen die Haltung des Gedichtes einwenden möchten, dichterischer Werth und formale Vollendung sind ungeschmälert dieselben.

„Dämonenwalzer" ist, um eine etwas bizarr klingende Bezeichnung zu brauchen, ein schmerzvoller Dithyrambus auf die Lebens- und Liebeslust, auch bei dem etwas dubiosen Thema hoch über allem Alltäglichen gehalten und gehoben durch tiefsinnig anklingenden psychischen Gehalt.

Keine Dichtung Dranmors ist schwerer richtig zu würdigen und genau zu kennzeichnen als das „Requiem", ein psychologisches Gedicht mit dem Charakter des Erhabenen und einer Denkselbständigkeit von eiserner Kraft. Ausnahmsweise mögen darüber fremde Stimmen sprechen, deren Sätze wir aber da und dort frei modifiziren.

„Thue deine Pflicht im Leben, und dann vergehe ruhig und freue dich sterbend, daß aller Schmerz vorüber ist", — in diese Lehre könnte man die hochpoetischen Todesgedanken des Dichters zusammenfassen. „Es lohnt sich nur zu lieben, nicht zu hassen", das ist seine ganze Todesphilosophie. Das Requiem ist das hohe Lied des Pantheismus, dem Tode geweiht, um ihn mit Rosen zu bestreuen. Nicht dem abscheulichen Gerippe, welches mit dem Christenthum die menschliche Einbildungskraft gefangen nahm, sondern dem ernsten Genius der Alten mit der umgekehrten Fackel. Sie sind wieder da, die alten Heidengötter, nur mit den milden, freundlichen Mienen; er erklärt der christlichen Anschauung den Krieg, doch er führt ihn mit sokratischem Lächeln. . . . . Eine Reihe Gedichte, die an keine geringere Macht als — den Tod gerichtet sind und dem gefürchteten Vernichter alles Lebendigen nicht bloß mit heiterster Ruhe in's Auge schauen, sondern ihn mit den reichsten und eindrucksvollsten Farben der Poesie und aller Inbrunst einer heißen Liebe verherrlichen. Das ist bei dem Muthe und der Freudigkeit, mit der er hier unter den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchtet wird, gewiß etwas Neues und um so beachtenswerther, als aus den Klängen des Todespropheten kein Zug weltschmerzlicher Laune oder frivolen Ueberdrusses, sondern die volle Gedanken- und Gemüthsreife eines bewegten und erfahrungsreichen Lebens spricht. Der Eindruck ist denn auch keineswegs ein

düsterer, sondern ein wohlthuender, ja beruhigender..... Es sind kraft- und gedankenvolle, durchaus originelle Gedichte, die das gefürchtete Erlöschen des Lebens als die süßeste Wohlthat, die wahre und einzige Erlösung der Menschheit preisen. Ein Zug von weltschmerzlicher Ermüdung geht allerdings hindurch; aber es ist sicherlich nicht sentimentale Schwäche, nicht vorübergehende Laune verzweifelnder Stimmungen, nicht ein nach dem Frappirenden suchendes Kokettiren mit dem Furchtbaren, was diesen Dichter zu seinem mißliebigen und vor Allem nicht salonfähigen Gegenstande geführt hat. Was er hier in melodischen Versen, im volltönenden Schwung der Sprache und im anmuthigen Wechsel der Farbe gibt, trägt unverkennbar das Gepräge ruhiger Contemplation als Ausfluß eigenster Gemüthserfahrungen und innersten Seelenlebens. Nicht der Tod als moralischer Warner oder als Uebergang zu einem bessern Leben, sondern der Tod an sich, die Wollust des Absterbens und Vernichtetwerdens wird da mit dithyrambischer Glut in den verschiedensten Variationen gepriesen..... In der Vollkraft des Lebens stehend und durch innern Werth wie durch äußere Verhältnisse begünstigt, setzt der Dichter die Summe menschlicher Erfolge als gering an, und der Tod ist ihm ein Befreier aus Ketten, die zu tragen wir gewohnt; ein letzter Schlaf, den keine Träume stören; ein Schlaf ohne Erwachen und ohne Morgenroth, ohne Verdammniß und ohne Seligkeit; ein Schlaf, der nichts ist als die Vernichtung, dem nichts folgt als das Vergessen. Unerschrockenen Geistes schlägt er die Welt der religiösen Vorurtheile und Befangenheiten in Trümmer, um uns die Wonnen und Schmerzen der Erde als das Einzige erkennen zu lassen, was wir erfassen sollen. — Für schwache Geister und muthlose Herzen ist das Requiem nicht geschrieben; denn neben den ruhigen Sternen ewiger Wahrheit und hoher Schönheit, die es durchfunkeln, grollen darin laut dröhnend und in schauerlicher Pracht die zerschmetternden Gewitter der Vernichtung. Dem Leben und der Lieblichkeit der Natur stellt der Dichter den Tod entgegen, den er vergebens mit Rosen zu verdecken sucht, den grausen Tod und das noch grausigere Elend der Menschheit. Neben den Weltgeist, an den der Dichter die Frage richtet: ob er bewußtlos liebe und zerstöre? neben Ihn, den Erhabenen, dessen „Wunder ein stetes Dankgebet entzünden", stellt er den Zufall, den grausam Scheinenden und doch Willenlosen, und der eigenen Ohnmacht sich bewußt will er den Himmel, den gigantischen, erstürmen.

So über dieses „hohe Lied vom Tode", Drammors poetischen Todtentanz, einzelne fremde Stimmen, die mit verständnißtüchtigem Geiste dem tiefen Sinn des prachtvoll grandiosen Vernichtungsepos nachgegraben haben. Und doch scheint uns schließlich ein östreichisches Blatt, das wir sonst weniger zu kennen und zu beachten gewohnt sind, das

Markanteſte und Kernigſte geſagt zu haben. Es urtheilt — kleine Modifikationen unſerſeits vorbehalten! — wie folgt: Dranmors Requiem iſt ein ſeltenes und hochbedeutendes Gedicht, ein Herold des Sieges der Wiſſenſchaft über das Glaubensdogma, ein Verkünder der ſtolzen Kraft des Menſchengeiſtes, der ſeine Feſſeln geſprengt, eine poetiſche Verklärung des Materialismus. Aber wie? liegt darin nicht das vernichtende Urtheil über Dichter und Dichtung? Iſt es nicht ureigenſtes Weſen der Poeſie, mit der Weihe der Begeiſterung gegen die bezwingende, erbarmungsloſe Gewalt der Materie anzukämpfen? Iſt Poeſie nicht der verkörperte Idealismus, der ewig gegen den Materialismus kämpft? Darauf iſt zu erwidern: Wir halten es für eine der ſchönſten Aufgaben der Poeſie, der Menſchheit in ihrem Geiſteskampfe klärend zur Seite zu ſtehen und jeden Fortſchritt in dieſem Kampfe zu feiern. Die neuere materialiſtiſche Richtung in Naturkunde und Philoſophie aber iſt ein Fortſchritt, der Materialismus eine weltbewegende Idee, der die Gegenwart allerdings nur theilweiſe, die Zukunft aber ganz gehört. Die gelungene Verklärung weltbewegender Gedanken iſt auch Poeſie — allerdings nur Zeitpoeſie, aber — welche Dichtung wäre dies in ihrem innerſten Grunde nicht auch? — Welcher Poet könnte ſich ganz dem Pulsſchlage ſeiner Zeit entziehen? Dranmor allerdings hat ſich dieſem ganz hingegeben, aber er erſcheint uns darum nicht tadelnswerth, weit weniger als jene Poeten, die ihr idealiſtiſches Steckenpferd mit Beharrlichkeit reitend nicht aufhören, unſere große Zeit, eine Zeit der Gährung und des Werdens, als kleinlich, engherzig und jeglichem hohen Geiſtesfluge ungünſtig zu verketzern. Das Gedicht zeigt uns klar, wie ſein Verfaſſer ſich zu den beiden höchſten Fragen ſtellt, zur Auffaſſung des Lebens und des Todes. Die beiden Auffaſſungen decken und beleuchten ſich. „Ueber den Tod“ ſagt das Motto und predigt das Buch, „über den Tod ſoll man weder lachen noch weinen“. Großartig aber und wahrhaft originell iſt Dranmor's Auffaſſung deſſen, was der Tod für die Geſammtheit iſt, was er erzeugt, was er vernichtet. Bezeichnend iſt hierfür der Prolog der Dichtung. In den folgenden 27 Liedern der Sammlung führt der Dichter theils die den Prolog durchklingende Grundſtimmung weiter aus, theils wirft er ſcharfe Streiflichter auf unſere Zeit, theils feiert er in ſchönen, ſtolzen Rhythmen die Natur, namentlich das Meer, „das ewig ſchöne und das ewig wahre — die große Wiege und die Todenbahre“. Die Gedanken ſind kühn und originell, die Sprache kräftig, die Form fließend und correkt. Dranmor ragt durch ſeine Gemüths- und Gedankentiefe wie ein Rieſe über unſere Duodezlyriker hinaus.

Wenn je ein Dichter, ſo iſt Dranmor durch ein innerlich und äußerlich reiches und bewegtes Leben gezogen.

Ferdinand Schmid ist im Jahre 1823 zu Bern geboren, Sprosse eines angesehenen dortigen Bürgergeschlechtes. Zum Handel bestimmt, wanderte der talentvolle Knabe gleich nach vollendeter Lehrzeit, einem innern Drang und angeborner Thatenlust folgend, nach Amerika aus. Brasilien ward seine zweite Heimath; sie gab ihm Beides: weiten Spielraum für seinen kaufmännischen Unternehmungsgeist, dazu mächtige Anregung für seine poetische Weltanschauung und das dichterische Schaffen. Indem er seine kaufmännischen Unternehmungen mit glücklichem Geschicke betrieb, schwang er sich zu hohem Wohlstand auf, ward auch von der östreichischen Regierung zum Generalkonsul von Brasilien ernannt. Er hat hernach die Tropen verlassen und wohnt seit längern Jahren überwiegend in Paris, kehrt jedes Jahr auf kürzere Zeit in seiner Geburtsstadt ein; auch das Land, das ihn erzogen, ist vorübergehend wieder von ihm besucht worden. Bedeutende Reisen in beiden Continenten, im Süden wie im hohen Norden, haben seinen Gesichtskreis erweitert und seine seltenen Sprachkenntnisse bereichert. Mit nicht geringerer Energie als an seinem äußern Glück arbeitete Schmid an einer zu ungewöhnlicher Tiefe und Sicherheit gediehenen Geistesdurchbildung, indem er auf Literatur und Kunst der verschiedenen Culturvölker und auf neue deutsche Philosophie die gründlichsten Studien verlegte.

Der fremdartige Schriftstellername Dranmor soll romanischen Ursprungs sein und bedeuten „zum Meere hingezogen werden"; der Dichter habe ihn einem frühern französischen Roman entlehnt.

Es ist wieder einmal eine der ergötzlichen Erscheinungen, wie sie sich bei uns zu Dutzenden finden, daß der große Dichter, dessen erste Veröffentlichungen bereits in's Jahr 1861 zurückdatiren und gleich das lebhafteste Interesse in Deutschland erregten, seinem Geburtslande bis auf die letzten Jahre völlig unbekannt blieb, daß kein Schweizerblatt von dem berühmten Landsmann auch nur Kenntniß nahm oder eine Zeile seiner Dichtungen brachte.

Man versichert uns, daß einige der schönsten Produktionen in den „Gesammelten Dichtungen" nicht mehr aufgenommen seien.

Markanteſte und Kernigſte geſagt zu haben. Es urtheilt — kleine Modifikationen unſerſeits vorbehalten! — wie folgt: Dranmors Requiem iſt ein ſeltenes und hochbedeutendes Gedicht, ein Herold des Sieges der Wiſſenſchaft über das Glaubensdogma, ein Verkünder der ſtolzen Kraft des Menſchengeiſtes, der ſeine Feſſeln geſprengt, eine poetiſche Verklärung des Materialismus. Aber wie? liegt darin nicht das vernichtende Urtheil über Dichter und Dichtung? Iſt es nicht ureigenſtes Weſen der Poeſie, mit der Weihe der Begeiſterung gegen die bezwingende, erbarmungsloſe Gewalt der Materie anzukämpfen? Iſt Poeſie nicht der verkörperte Idealismus, der ewig gegen den Materialismus kämpft? Darauf iſt zu erwidern: Wir halten es für eine der ſchönſten Aufgaben der Poeſie, der Menſchheit in ihrem Geiſteskampfe klärend zur Seite zu ſtehen und jeden Fortſchritt in dieſem Kampfe zu feiern. Die neuere materialiſtiſche Richtung in Naturkunde und Philoſophie aber iſt ein Fortſchritt, der Materialismus eine weltbewegende Idee, der die Gegenwart allerdings nur theilweiſe, die Zukunft aber ganz gehört. Die gelungene Verklärung weltbewegender Gedanken iſt auch Poeſie — allerdings nur Zeitpoeſie, aber — welche Dichtung wäre dies in ihrem innerſten Grunde nicht auch? — Welcher Poet könnte ſich ganz dem Pulsſchlage ſeiner Zeit entziehen? Dranmor allerdings hat ſich dieſem ganz hingegeben, aber er erſcheint uns darum nicht tadelnswerth, weit weniger als jene Poeten, die ihr idealiſtiſches Steckenpferd mit Beharrlichkeit reitend nicht aufhören, unſere große Zeit, eine Zeit der Gährung und des Werdens, als kleinlich, engherzig und jeglichem hohen Geiſtesfluge ungünſtig zu verketzern. Das Gedicht zeigt uns klar, wie ſein Verfaſſer ſich zu den beiden höchſten Fragen ſtellt, zur Auffaſſung des Lebens und des Todes. Die beiden Auffaſſungen decken und beleuchten ſich. „Ueber den Tod“ ſagt das Motto und predigt das Buch, „über den Tod ſoll man weder lachen noch weinen“. Großartig aber und wahrhaft originell iſt Dranmor's Auffaſſung deſſen, was der Tod für die Geſammtheit iſt, was er erzeugt, was er vernichtet. Bezeichnend iſt hierfür der Prolog der Dichtung. In den folgenden 27 Liedern der Sammlung führt der Dichter theils die den Prolog durchklingende Grundſtimmung weiter aus, theils wirft er ſcharfe Streiflichter auf unſere Zeit, theils feiert er in ſchönen, ſtolzen Rhythmen die Natur, namentlich das Meer, „das ewig ſchöne und das ewig wahre — die große Wiege und die Todenbahre“. Die Gedanken ſind kühn und originell, die Sprache kräftig, die Form fließend und correkt. Dranmor ragt durch ſeine Gemüths- und Gedankentiefe wie ein Rieſe über unſere Duodezlyriker hinaus.

Wenn je ein Dichter, ſo iſt Dranmor durch ein innerlich und äußerlich reiches und bewegtes Leben gezogen.

Ferdinand Schmid ist im Jahre 1823 zu Bern geboren, Sprosse eines angesehenen dortigen Bürgergeschlechtes. Zum Handel bestimmt, wanderte der talentvolle Knabe gleich nach vollendeter Lehrzeit, einem innern Drang und angeborner Thatenlust folgend, nach Amerika aus. Brasilien ward seine zweite Heimath; sie gab ihm Beides: weiten Spielraum für seinen kaufmännischen Unternehmungsgeist, dazu mächtige Anregung für seine poetische Weltanschauung und das dichterische Schaffen. Indem er seine kaufmännischen Unternehmungen mit glücklichem Geschicke betrieb, schwang er sich zu hohem Wohlstand auf, ward auch von der östreichischen Regierung zum Generalkonsul von Brasilien ernannt. Er hat hernach die Tropen verlassen und wohnt seit längern Jahren überwiegend in Paris, kehrt jedes Jahr auf kürzere Zeit in seiner Geburtsstadt ein; auch das Land, das ihn erzogen, ist vorübergehend wieder von ihm besucht worden. Bedeutende Reisen in beiden Continenten, im Süden wie im hohen Norden, haben seinen Gesichtskreis erweitert und seine seltenen Sprachkenntnisse bereichert. Mit nicht geringerer Energie als an seinem äußern Glück arbeitete Schmid an einer zu ungewöhnlicher Tiefe und Sicherheit gediehenen Geistesdurchbildung, indem er auf Literatur und Kunst der verschiedenen Culturvölker und auf neue deutsche Philosophie die gründlichsten Studien verlegte.

Der fremdartige Schriftstellername Draumor soll romanischen Ursprungs sein und bedeuten „zum Meere hingezogen werden"; der Dichter habe ihn einem frühern französischen Roman entlehnt.

Es ist wieder einmal eine der ergötzlichen Erscheinungen, wie sie sich bei uns zu Dutzenden finden, daß der große Dichter, dessen erste Veröffentlichungen bereits in's Jahr 1861 zurückdatiren und gleich das lebhafteste Interesse in Deutschland erregten, seinem Geburtslande bis auf die letzten Jahre völlig unbekannt blieb, daß kein Schweizerblatt von dem berühmten Landsmann auch nur Kenntniß nahm oder eine Zeile seiner Dichtungen brachte.

Man versichert uns, daß einige der schönsten Produktionen in den „Gesammelten Dichtungen" nicht mehr aufgenommen seien.

## An Helena.

(Bei Zueignung eines größern Gedichtes.)

Es steht ein Pilgersmann am öden Strande
Und blickt sehnsüchtig über's weite Meer;
Träumt auch sein Herz vom fernen Vaterlande,
Sein Herz ist hoffnungsleer.
Er hat geliebt — wie konnt' es anders sein?
Er hat geglaubt — will einer ihn verdammen?
Er hat verzagt — der Himmel stand in Flammen;
Er ist entfloh'n — er lebt und stirbt allein.

Helena! Wie die Wolken dort zerfließen,
So starb der Hoffnung letzter Wahn dahin;
Willst du mich noch in deine Arme schließen,
Gealtert wie ich bin?
O für die Qual, die ich geduldig trug,
Soll ich dir jetzt ein blödes Lächeln zeigen?
Ein einz'ges Wort nach jahrelangem Schweigen,
Ein einz'ger Gruß — es ist genug, genug.

Ich frage nicht, ob du mir treu geblieben,
Ich kann wohl zweifeln, doch ich zürne nicht,
Denn bist du elend, werd' ich ewig lieben
Dein trauernd Angesicht;
Und bist du glücklich — darf ich freudig nur
In diese Wälder mein Geheimniß bannen,
Du aber schlafe unter grünen Tannen,
Huldvoll verzeihend den gebroch'nen Schwur.

Tochter der Sterne! Holde, todtenbleiche,
Vergönne mir ein einz'ges letztes Wort:
Für unser kurzes Glück, das schmerzenreiche,
Gedenke meiner dort!
Wer weiß, ob wir uns jemals wiederseh'n?
Ich will mich nicht an Engelsthränen laben,
In diesen Blättern ist mein Herz begraben,
Helena! Du allein wirst mich versteh'n.

## Albumblatt.

An C. P.

Lege du die Hand, die liebe, kleine,
Heute noch geduldig in die meine,
Glorreich Kind! Denn morgen bist du frei,
Morgen ruft das Schicksal mich von hinnen,
Thöricht war auch diesmal mein Beginnen,
Aber Frühling war es draußen, drinnen,
Und mein Herz erlag der Zauberei.

Bleibe du in Gnaden mir gewogen,
Ist die Hoffnung mir davongeflogen,
Deine Freundschaft nehm' ich mit zur See;
Schwesterlicher Liebe zartes Gitter
Schützt uns vor der Leidenschaft Gewitter,
Ach — und dennoch zieht es deinen Ritter
Stürmisch dir zu Füßen, holde Fee!

Nur zum Abschied darf er sich vermessen,
Schweigend dich an seine Brust zu pressen,
Denn zu kühnerm Glück ist's nicht mehr Zeit;
Kamst auf seinen dunkeln Lebenswegen
Leuchtend wie ein Engel ihm entgegen,
Nun empfange seinen Bruderſegen,
Seinen Dank für alle Ewigkeit.

Wenn dein Stern zu bleiben mir vergönnte,
Wenn der meine dir genügen könnte — —
Doch es kann nicht sein — und so versprich
Kindlich wie du bist, mir gut zu bleiben;
Draußen werd' ich mir die Augen reiben,
Doch in dein Gedenkbuch will ich's schreiben:
Ja, ich liebe dich — ich liebe dich!

## Gebet.

Nun ist es Nacht — und kommt das Morgenroth,
Dann wird Bedrängniß an mein Fenster pochen,
Wie sie noch nie so grausam mich bedroht;
Allmächt'ger, der du meinen Stolz gebrochen,
Errette mich aus dieser Todesnoth!
Laß der Verleumdung Gift mich nicht erreichen,
Ich weiß nicht mehr, wo aus noch ein —
Laß Sorgen meine Haare bleichen,
Doch laß mein Herz nicht trostlos sein.

Wenn du zu neuen Schmerzen mich erkoren,
Zu meinem Heile mich erniedrigt hast,
Nur jetzt sei gnädig, mehre nicht die Last,
Noch eine Prüfung, und ich bin verloren —
Ich kann, wenn tausend Pfeile mich durchbohren,
Genesen, doch ich brauche kurze Rast;
O süße Ruhe, wie verlang' ich dein!
Was du gefügt, Allweiser, das geschehe,
Nur gönne mir die Frist, um die ich flehe,
Laß mich noch einmal glücklich sein.

Das Kreuz des Südens leuchtet überm Meer,
Fern in der Heimat schlummern, die mich lieben,
Ihr Herz ist mir geblieben,
Und ihr Gebet ist meine beste Wehr.
Willst du es nicht erhören?
Soll mein Verderben auch das ihre sein?
O laß die Unschuld den Orkan beschwören,
Allgüt'ger, — ich vermag es nicht allein.

## Ein Wunsch.

„Wie schön, mein Freund, ist diese Abendstunde,
„O komm, und hänge keinen Grillen nach;
„Durch Feld und Garten machen wir die Runde."
Sie faßte lächelnd seine Hand und sprach:
„Wie schön, mein Freund, ist diese Abendstunde!"

Er dachte: Was ſind Stunden, Tage, Wochen?
Was hoffen wir mit jedem Athemzug?
Ein Herz, ein liebend Herz iſt bald gebrochen,
Der Tod gewiß und raſch der Zeiten Flug.
Er dachte: Was ſind Stunden, Tage, Wochen?

Wen trifft das Loos zuerſt, wen von uns beiden?
Wann ſeh'n wir uns zum allerletzten Mal?
Wer tröſtet dich in deinen Todesleiden?
Wer tröſtet mich? — O Räthſel voller Qual! —
Wen trifft das Loos zuerſt, wen von uns beiden?

Wenn ich, Geliebte, dir die Augen ſchlöſſe,
Die treuen Augen, holde Dulderin,
Du weißt es wohl, mit meinen Thränen flöſſe
Auch jede Hoffnung, jeder Troſt dahin, —
Wenn ich, Geliebte, dir die Augen ſchlöſſe.

Doch bringen ſie des Gatten Todtenbahre,
Daß du, mein armes, ſchwaches Weib, entſetzt
Dich ſchicken mußt in öde Wittwenjahre,
Dich ſchluchzend fragen mußt: Und jetzt? Und jetzt? —
Doch bringen ſie des Gatten Todtenbahre . . .

Nein! Gott der Gnade, laß es nicht geſchehen!
Zum Himmel dringe meines Herzens Schrei:
Laß ſie zuerſt von meiner Seite gehen!
Doch daß ſie elend und verlaſſen ſei,
O Gott der Gnade, laß es nicht geſchehen!

## Waldleben.

Spätherbſt. — Wir ſchritten langſam durch den Wald
Zur Dämm'rungszeit, ermüdet und verdroſſen,
Da ſprach ich zu dem wackern Jagdgenoſſen:
„Freund, laß uns hier ein Weilchen ruh'n" — und bald
Erſtarben uns die Worte auf den Lippen;

Im Buſche hörten wir den Nachtwind ſäuſeln,
Das todte Laub zu unſern Füßen kräuſeln,
Und alte Birken ſah'n wir, gleich Gerippen,
Im ſchwarzen Moorgrund, — Schatten, rieſenhaft,
Umflogen uns und huſchten raſch vorüber, —
Des Tages Nachglanz wurde bleicher, trüber,
Unheimlich war es in der Nachbarſchaft. —
Ein ſonderbares Regen in den Zweigen,
Sonſt alles tiefes Schweigen. —
Ich ſchlief nicht, träumte nicht; ein Schleier lag
Auf mir, doch blieb ich meiner Sinne mächtig —
Und da — in meiner Nähe — übernächtig,
Erſchien mir plötzlich, blendend wie der Tag,
Ein Bild, das ſchmerzliche Erinn'rung weckte.
Du warſt es, ſtolze Lady Margaret,
Du, deren Liebe ich umſonſt erfleht,
Du, deren Sarg mit Kränzen ich bedeckte. — —
O langbeweinte, herrliche Geſtalt,
Du ſaßeſt wieder auf dem weißen Pferde,
Wie einſtmals — ließ der Liebe Allgewalt
Dir keine Raſt in halb erſtarrter Erde?
Ich ſah dich auf den Hals des Zelters klopfen,
Aus deinen Augen fielen ſchwere Tropfen
Auf deine holde, oft geküßte Hand.
Vorbei, vorbei! — Ein Winken mit dem Tuche,
O theures Antlitz, das ich ewig ſuche,
Ein letzter Blick — und die Erſcheinung ſchwand.
Und ſprachlos ſtarrend in des Waldes Düſter,
Vernahm ich jetzt ein Rauſchen, ein Geflüſter —
Mir drang es in die Bruſt wie Grabeshauch;
Lebendig aber wurden Baum und Strauch,
Und warfen mir, der Geiſterwelt Erwachen
Begrüßend, leiſe dieſe Worte zu:
Geſtorben, ja geſtorben biſt auch du — —
Und in der Ferne dann ein hohles Lachen.
War's eitel Täuſchung? Fragt den Dichter nicht;
An meiner Seite fand ich den Gefährten,
Den treuen Freund, den ſtarken, vielbewährten;
Ein blaſſer Mondſtrahl fiel auf ſein Geſicht,

Erſchüttert, wie ich nimmer ihn geſeh'n,
Doch die geſpannte Flinte unter'm Arme,
Ergriff er meine Hand, die fieberwarme,
Und ſagte: „Freund, wir müſſen wieder geh'n."

## Perdita.

„Das Mitleid iſt die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe ſelbſt."
Heine.

Ja, mein Herd iſt auch der deine,
Armes, heimatloſes Kind!
Denn du liebſt mich nicht zum Scheine,
Denn du liebſt mich treu und blind.

Ach, die Welt war ohne Gnade,
Ohne Mitleid und Verſtand;
Doch durch dornenloſe Pfade
Führ' ich dich an meiner Hand.

Was du wollteſt, iſt geſchehen;
That ich mehr als Menſchenpflicht?
Bitten konnt' ich widerſtehen,
Aber deinen Thränen nicht.

Bilder aus vergangnen Tagen
Thun mir in der Seele weh,
Und nur zitternd kann ich's ſagen:
Bleibe hier, mein wildes Reh!

Ruh' dich aus auf grüner Weide,
Denke, ſchaue nicht zurück,
Du gehörſt zu meinem Leide,
Du gehörſt zu meinem Glück.

Daß wir gut zuſammentaugen,
Daß das Rechte wir erwählt,
Haben deiner braunen Augen
Schwere Perlen mir erzählt.

O, wie flogſt du mir entgegen,
Und wie kindlich war dein Ruf,
Wenn du Nachts durch Wind und Regen
Hörteſt meines Roſſes Huf.

Und wie kann ich's je beſchreiben,
Was mein Herz für dich gefühlt,
Während an den Fenſterſcheiben
Du die heiße Stirn gekühlt.

Lachen mag die Welt, die ſchlimme,
Ueber den gezähmten Leu;
Gerne folgt er deiner Stimme,
Denn du liebſt ihn blind und treu.

Und bei ihm biſt du geborgen,
Gaſtlich iſt ſein Haus, und ſtill.
Für ſein armes Kind zu ſorgen,
Das iſt Alles, was er will.

## Lise.

(1864.)

Was ich bin und was ich habe,
Liebſte! dank ich dir allein,
Ohne dich wo würd' ich ſein?
Nirgends als im kalten Grabe;
Doch du haſt mich gut gepflegt,
Und in Stürmen und Gefahren
Tröſtend, ſchon ſeit manchen Jahren,
Dich an meine Bruſt gelegt.

Böſen Kummer, ſchwarze Grillen,
Weggeplaudert haſt du ſie,
Dich betrüben mocht' ich nie,
Immer that ich deinen Willen,

Und wie wenig meiner Art
Kinderlaunen ſonſt behagen,
Dir verzeih' ich alle Plagen,
Die ſelbſt du mir nicht erſpart.

Und es kommt mir ſehr zu ſtatten,
Daß du keine Dame biſt
Voller Trug und Hinterliſt,
Keiner Schwiegermutter Schatten,
Keine Puppe, ſteif und ſtolz,
Gleich verwundert und betroffen,
Angethan mit ſchweren Stoffen,
Und darunter leichtes Holz.

Nein! Von wohlgerathnem Guſſe
Biſt du, fein und zierlich zwar,
Wie ich's liebe, ganz und gar,
Aber von des Unglücks Kuſſe
Blieben deine Lippen bleich;
Deshalb nenn' ich dich die Meine,
Und dein Herz, du arme Kleine,
Macht mich unermeßlich reich.

Zitternd kamſt du hergeflogen,
Und der Klausner hielt dich feſt,
Seines Strebens ganzen Reſt
Hat dein Lächeln aufgewogen;
Kind und Gattin biſt du mir —
Alle Dichter ſchwärmen gerne,
Aber ſelbſt aus dunkler Ferne
Kam ich wieder heim zu dir.

Hätt' ich jene Rieſenfeder,
In des Aetnas Schlund getaucht,
Die ein andrer ſchon gebraucht, *)
Leſen müßte bald ein jeder
Was ich mit gewalt'ger Hand

*) „Und mit ſolch' feuergetränkter Rieſenfeder
„Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:
„„Agnes! ich liebe dich! —““
Heine.

An die Himmelsdecke ſchriebe,
Der zu Ehren, die ich liebe,
Die zu tröſten mich verſtand.

Doch wie konnt' ich daran denken,
Ich, ein ſonſt vernünft'ger Mann,
Was ſie gar nicht leſen kann,
Deutſche Verſe ihr zu ſchenken?
Ach! ich habe jederzeit
Das nur niederſchreiben wollen,
Was dem Herzen mir entquollen,
Nicht der Dichtereitelkeit.

Laß denn die Poetengabe
Diesmal dir willkommen ſein;
Was ich hier für dich allein
Schüchtern eingeſchaltet habe,
Iſt nur deshalb ein Gedicht,
Weil ich nicht genug geprieſen
Was du Liebes mir erwieſen,
Aber das — das glaubſt du nicht.

## Von der See.

„Spurlos iſt der Ocean,
Ueberall und nirgends Bahn,
Kalt ſchlägt die Welle, kalt und leer
An's volle, warme Herz heran;
Wohin du lugſt — ein Strich, — nichts mehr —
Kalt, mein Junge, iſt der Ocean!
Einſam iſt die See."

E. F. Scherenberg.

6.

Engel des Lichts! Haſt du es ſo gewollt,
Daß der Orkan uns nicht die Maſten ſplitt're,
Daß jetzt des Mondes Glanz herniederzitt're,
Zum Zeichen, daß Jehova nicht mehr grollt?
Schickſt du mir ſolche Grüße und Symbole?
Beſchirmſt du unſ're Flagge und Buſſole?
Und trägt das Weltmeer mich zum fernſten Pole,
Engel des Lichts! Haſt du es ſo gewollt?

Engel der Finſterniß! An deine Bruſt
Warf mein Verhängniß mich, mein unheilvolles;
Sagt an, ihr guten Mächte: Darf es, ſoll es
Verſchlingen, was ſich keiner Schuld bewußt?
Nein! keiner Schuld, die nicht zu ſühnen wäre,
Und doch, wo ſind die Tempel und Altäre?
Engel der Finſterniß! Komm und erkläre
Des Lebens Räthſel mir an deiner Bruſt.

## 7.

Ein Lärmen über mir. — Aufs Deck geſprungen,
Kaptän, ich lag im ſchönſten Mittagsſchlaf.
Was ſoll's? — ein Schiff, ein Yankee, ſegelt brav,
Da dreht er bei, hurrah! das iſt gelungen.

Woher, wohin? — From Canton, bound to Boston,
And you? — Von Hamburg, geh'n nach Kamtſchatka. —
Good Bye, a pleasant passage! hieß es da. —
All right! — Und jeder flog auf ſeinen Poſten.

Backbord geſteuert! — Dichterherz, erwache!
Friſch bläst der Wind, die Segel ſind geſpannt; —
Noch eine Frage: Braucht ihr Proviant? —
Nein! — Vorwärts denn, der Reſt iſt Nebenſache.

## 8.

Erſcheine mir, Aſtarte, Engelsbild!
Du längſt erhoffter, heiß erſehnter Schatten,
O komm zu deinem Gatten!
Wie dieſe Sommernacht, ſei du mir mild!
Sag' an, warum bleibſt du mir ewig ferne?

Blaſſe Tochter träumender Sterne,
Erſcheine mir in ſtiller Majeſtät;
Ich fühle mein Ermatten,
Aſtarte, morgen iſt's zu ſpät.

Komm! Wo zuerſt ein Eiland ſich erhebt,
Da landen wir, da laßt uns Hütten bau'n,

Wir haben alle nicht umsonst gelebt,
Wenn wir fortan dein holdes Antlitz schaun;
Zerschmettert sei die trübe Schiffslaterne. —

Schöne Tochter flammender Sterne,
Sei du die Inselkönigin!
Ein Wink von dir, und sieh, wir sinken gerne,
Ein neues Volk, zu deinen Füßen hin.

## Nachts auf dem Verdeck.

(An .....)

Wild die See, der Himmel dicht verhängt —
Wohl! es ziehe hin zu dir die Kunde
Dessen, was in dieser trüben Stunde
Sich vor meine müde Seele drängt:
All mein Denken ist ein tiefes Schmerzen,
Und ich glaube nicht an bess're Tage,
Denn ich trage,
Trage einen bösen Pfeil im Herzen.

Und ich fühle, daß verwirkt mein Heil,
Daß kein liebes Wort aus Freundes Munde
Mich belebt in meines Herzens Grunde,
Mich vergessen läßt den Todespfeil,
Der sein schlimmes Werk noch nicht vollendet,
Weil ein Antlitz, ein verklärtes, reines,
Ach! weil deines,
Weil ein Engel sich zu mir gewendet.

## Febre amarella.

Rein die Luft, der Himmel klar und eben,
Nur daß über jener Berge Kranz
In der Abendsonne mattem Glanz
Weiße Wolken langsam sich erheben;

Unter mir die Schlucht,
Palmengruppen, ſchwellende Bananen,
Steingerölle, Häuſer mit Altanen,
Und die vielbeſungne Inſelbucht. —

Rio de Janeiro! In der frühen
Dämm'rungsſtunde ruh'ſt du, ſchon beſiegt,
Um die Hügelkette hingeſchmiegt,
Sterbend nach des Tages heißen Mühen;
Bis der Morgen graut,
Bis die Hähne von den Dächern krähen,
Wird der Tod die Opfer auserſpähen,
Die das Loos ihm heute angetraut.

O des Schattens auf dem Zauberbilde!
Dunkle Färbung liegt auf Wald und Flur,
Kräftig weht der Odem der Natur
Durch der Tropen blühende Gefilde;
Und den Herrſcherſtab
Führt in dieſem Reiche kein Herodes,
Doch iſt dies das Land des jähen Todes,
Und des Fremdlings nimmerſattes Grab.

Eden, wo des Geiſtes Blüten ſterben,
Schönes, aber unwirthbares Land,
Wildniß, von verſchwenderiſcher Hand
Auserwählt, um elend zu verderben;
Durch die reine Luft
Zittern unſichtbare Fieberſchauer,
Und der Denker ſchaut in tiefer Trauer
Nieder auf die große Todtengruft.

Schleichend kam der Feind, doch immer feſter,
Immer raſcher, kühner ward ſein Gang,
Seine Herkunft iſt ein Schreckensklang,
Peſt die Mutter, Cholera die Schweſter;
Mitleidslos ſein Blick,
Der aus ſchwarzen Augenhöhlen zündet,
Unerwartet, ach! und unergründet
Kam er, wie ein rächendes Geſchick.

Wir haben alle nicht umsonst gelebt,
Wenn wir fortan dein holdes Antlitz schaun;
Zerschmettert sei die trübe Schiffslaterne. —

Schöne Tochter flammender Sterne,
Sei du die Inselkönigin!
Ein Wink von dir, und sieh, wir sinken gerne,
Ein neues Volk, zu deinen Füßen hin.

## Nachts auf dem Verdeck.

(An .....)

Wild die See, der Himmel dicht verhängt —
Wohl! es ziehe hin zu dir die Kunde
Dessen, was in dieser trüben Stunde
Sich vor meine milde Seele drängt:
All mein Denken ist ein tiefes Schmerzen,
Und ich glaube nicht an bess're Tage,
Denn ich trage,
Trage einen bösen Pfeil im Herzen.

Und ich fühle, daß verwirkt mein Heil,
Daß kein liebes Wort aus Freundes Munde
Mich belebt in meines Herzens Grunde,
Mich vergessen läßt den Todespfeil,
Der sein schlimmes Werk noch nicht vollendet,
Weil ein Antlitz, ein verklärtes, reines,
Ach! weil deines,
Weil ein Engel sich zu mir gewendet.

## Febre amarella.

Rein die Luft, der Himmel klar und eben,
Nur daß über jener Berge Kranz
In der Abendsonne mattem Glanz
Weiße Wolken langsam sich erheben;

Unter mir die Schlucht,
Palmengruppen, ſchwellende Bananen,
Steingerölle, Häuſer mit Altanen,
Und die vielbeſungne Inſelbucht. —

Rio de Janeiro! In der frühen
Dämm'rungsſtunde ruh'ſt du, ſchon beſiegt,
Um die Hügelkette hingeſchmiegt,
Sterbend nach des Tages heißen Mühen;
Bis der Morgen graut,
Bis die Hähne von den Dächern krähen,
Wird der Tod die Opfer auserſpähen,
Die das Loos ihm heute angetraut.

O des Schattens auf dem Zauberbilde!
Dunkle Färbung liegt auf Wald und Flur,
Kräftig weht der Odem der Natur
Durch der Tropen blühende Gefilde;
Und den Herrſcherſtab
Führt in dieſem Reiche kein Herodes,
Doch iſt dies das Land des jähen Todes,
Und des Fremdlings nimmerſattes Grab.

Eden, wo des Geiſtes Blüten ſterben,
Schönes, aber unwirthbares Land,
Wildniß, von verſchwenderiſcher Hand
Auserwählt, um elend zu verderben;
Durch die reine Luft
Zittern unſichtbare Fieberſchauer,
Und der Denker ſchaut in tiefer Trauer
Nieder auf die große Todtengruft.

Schleichend kam der Feind, doch immer feſter,
Immer raſcher, kühner ward ſein Gang,
Seine Herkunft iſt ein Schreckensklang,
Peſt die Mutter, Cholera die Schweſter;
Mitleidslos ſein Blick,
Der aus ſchwarzen Augenhöhlen zündet,
Unerwartet, ach! und unergründet
Kam er, wie ein rächendes Geſchick.

Ausgespien von Guineas Küste,
Deren arme Kinder ihr geraubt,
Ihr, die an Vergeltung nie geglaubt,
Stillt er jetzt dämonische Gelüste;
Aber selten bricht
Er mit kecker Faust des Sclaven Ketten,
Geht vorüber an der Henker Betten,
Nur die fremden Gäste schont er nicht.

Für den Frevel muß die Unschuld büßen,
Hier ist Untergang ihr sich'rer Lohn,
Flehend krümmt des Nordens blonder Sohn,
Todesengel! sich zu deinen Füßen;
Doch dein Athem haucht
Trübe Wolken vor des Tages Helle,
Wenn in unsers Lebens tiefste Quelle
Ein Vergifter seine Finger taucht.

Schiffe dort! Was heimischen Gestaden
Ihr entrissen, fordern sie zurück:
Frisches Hoffen, jugendliches Glück,
Und ihr geht verwaist und grambeladen;
Welche Kunde fliegt
In die fernen, heimatlichen Gauen,
Zu den Bräuten, zu den holden Frauen,
Von der Mannschaft, die im Sterben liegt?

Muthvoll in die weite Welt gegangen
War der Jüngling — und die erste Fahrt
Hat ihn vor Enttäuschung nicht bewahrt,
Nicht vor hohlen Augen, fahlen Wangen,
Seit er dich erreicht
Schlachtfeld ohne Ruhm und Ehre,
Denn vor Seuchen schützt ihn keine Wehre,
Wenn das Glück von seiner Seite weicht.

Eitel war der Kampf, umsonst befeuchten
Der Verzweiflung Thränen seinen Pfühl — —
Nervenzucken nennt ihr das Gefühl,
Den Gedanken bloßes Phosphorleuchten?

Keine Ewigkeit
Wartet derer, die der Staub geboren?
Wohl! — Doch alle Weisheit iſt verloren,
Wenn die Creatur zum Himmel ſchreit.

Wenn kein Lichtſtrahl aus den ſtummen Räumen
Niedergleitet in die grauſe Nacht. —
Fort von hier! — Hinunter in die Schlacht;
Beſſer das, als unter Palmen träumen.
Brüder! nicht allein
Will des Fiebers Krallen ich enteilen,
Beſſer iſt es, euer Loos zu theilen,
Euer Grab ſoll auch das meine ſein.

## Dämonenwalzer.

(Anfang.)

Ein ſchwüler Sommerabend —
Raſch zuſammengeballt
Flog ein Gewitter, feuerſprühend,
Ueber die alte, ſündige Stadt;
Die Erde lechzte
Nach himmliſchen Thränen,
Und ich ruhebedürftiger,
Einſamer Fremdling
Trat mit ſchwülen Gedanken,
Mit ſorgenſchwerer Bruſt,
Nach langer Zeit zum erſten Male
In eine graue, kühle Kathedrale.

Im weiten Raum
Nur Eine lichte Stelle:
Dort, wo der Gekreuzigte,
Der Heiland mit der Dornenkrone
Sterbend ſein Haupt zur Erde neigt;
Dort, wo des großen Dulders
Weltumfaſſendes Herz
Durch Prieſter in weibiſchen Röcken
Und durch Weihrauch ſchwingende Knaben
Gefeiert wird mit Götzendienſt
Und mit kindiſchen Opfergaben.

Musik durchströmte den Dom:
Drohendem Posaunenrufe
Folgten Versöhnung erflehende,
Weinenden Saiten entschwebte
Hymnen der Liebe;
Und ihrer Klänge
Krystall'nen Rosenkranz
Warf eine trauernde Harfe
Empor zu den von der Kuppel
Heruntergrüßenden Engelsbildern,
Und ließ die Töne
Milde wieder zur Erde gleiten,
In Thränen verwandelt,
Die als köstlichster Balsam
Auf wunde Seelen tropften —
Da ward es Licht in mir,
Groll und Haß, Zweifel und Abscheu
Erschienen dem reuigen Herzen
Als nichtige Last,
Unwürdig seines Strebens,
Unwürdig seines tiefen Empfindens;
Und statt gesenkten Hauptes
Mit den Andern zu beten,
War ich des Wunsches eingedenk,
Des frommen, reinen Wunsches
Eines frivolen Poeten:*)

„An die dunkle Himmelsdecke,
„Wo die gold'nen Sterne scheinen,
„Möcht' ich meine Lippen pressen,
„Pressen wild und stürmisch weinen."

Nicht knien kann ich
Vor jenem hohen Schmerzenbilde,
Das mir noch keinen Trost
Und keine Hoffnung gespendet.
Was kümmert mich
Vergängliche Menschensatzung,

*) Heine.

Wenn inn're Stimmen mir ſagen:
„Nie wurde Gott
„An's Kreuz geſchlagen"?
Nicht glauben kann ich
An deine göttliche Sendung,
Aber ich glaube, Chriſtus,
An deine göttliche Liebe,
Und ich beugte mich tief vor dir
In jener ernſten,
Feierlichen Stunde,
Vor dir, der heldengroß
Sein irdiſches Sein bezwungen,
Und ich pries deine Lehre,
Pries deine herrliche Kraft,
Ich, der ich mich verzehre
In kleinlicher Leidenſchaft.

Daß der unerforſchliche,
Das Weltall bewegende,
Unnahbare Urgeiſt
Zu mir, dem Atome,
Gnädig herniederſchaute,
Ach, kann es ſein?
Er, dem allein
Ich mein innerſtes Leid vertraute?

Ihn rief ich an: „Laß mich
„Nicht länger ringen mit Dämonen,
„Laß keinen Geier mir
„Das Herz zerfleiſchen,
„Wenn männliches Entſagen
„Mich an Prometheus' Felſen ſchmiedet;
„Der Leidenſchaften Sturmfluth mag
„Zu meinen Füßen brauſen,
„Mag ihren prickelnden Schaum
„An meine Lenden ſpritzen,
„Ich bin ſtark gegen Gelüſte,
„Schwach nur gegen mein Herz,

„Das heilige Schwüre bricht,
„Um nicht jedem Entgegenwallen,
„Mit schnödem Undank zu lohnen.
„Schütze mich vor mir selber,
„Bewahre mich
„Vor Traumgebilden, zärtlichen Launen,
„Und vor der Großmuth, die mein Herz bestürmt;
„Doch wenn es
„Sich nicht erheben kann zu freier,
„Olympischer Weltverachtung,
„Oder zu schöner, allgemeiner,
„Sich selbst vergessender Menschenliebe,
„Dann möge der
„Von mir zur Schau getrag'ne,
„Nur meinem Gram entstammte
„Frostige Gleichmuth
„Nicht mehr erkünstelt sein,
„Dann komme des Friedhofs Ruhe,
„Des Grabes Kälte über mich,
„Und lasse mein Blut erstarren —
„Ich leide, weil ich zu heiß,
„Weil ich zu menschlich fühle;
„Erlöse mich aus solcher Noth!
„Innerlich todt sein, nicht nur scheinen,
„Ist das nicht besser,
„Als thörichte Sehnsucht
„In öde Nacht hinauszuweinen?"

Doch nicht der Friedensengel,
Der Bote mit der umgestürzten,
Auf immer verrauchenden Fackel,
Erbarmte sich meiner Kümmerniß.
Ueber meinem Haupte,
In der altersgrauen Kirche
Erklangen weltliche,
In rhythmischem Wellenschlag
Hinsäuselnde, Liebesglück
Und Liebesleid verkündende Weisen:

Bald von silbernen Flötenstimmen
Neckisch hingehauchte,
Bald in Glut getauchte,
Sinnverwirrende Lieder —
Und wieder
Erblaßten die Himmelslichter,
Ich weiß nicht, wie mir geschah,
Doch ein heimgegang'ner Dichter
War meiner Seele nah,
Und ich dachte verronnener Tage,
Und seiner Liebesklage:
„Frage mich nicht:
„Wie wird's noch mit uns Beiden?
„Laß, bis es bricht,
„Dem Herzen seinen Wahn.
„O, ich versteh'
„Dein schönes, frommes Leiden,
„Schaust mich mit Weh,
„Mit stillem Vorwurf an."

Und man frage mich nicht,
Wie schrankenlose,
Den fiebernden Sinnen entstieg'ne,
Von melodischem Wellengebraus
Durchflutete Träume
Jetzt die wunderbarste Verwandlung
Vor meine Augen zauberten?
Der Kirche gothische Pfeiler
Wurden zu tausendfach
Von goldumrankten Spiegelwänden
Zurückgestrahlten Feuersäulen;
Auf blumengeschmückter Kanzel
Standen scherzende Masken,
Und von Pause zu Pause
Erschallte bacchantischer Jubelruf.
Auf und nieder wogte,
In bunten Schaaren, kosenden Paaren,
Ein glänzender Menschenstrom,

Durch den entweihten Dom
Schwirrten bethörende Klänge,
Erst langsam, dann immer geschwinder,
Gefallener Kinder
Nächtliche Wiegengesänge —
Und tanzend an mir vorüber,
Mit reichen Trachten angethan,
Streiften bekannte Frauengestalten,
Alle wohl erhalten,
Die bald freundlich, bald höhnisch grüßten,
Oder zornig die Augen rollten,
Und Andre, voller Hochmuth,
Die mich nicht mehr kennen wollten —

Doch erstaunte Blicke
Warf die Schönste von Allen
Auf mich, den ernsten,
Unscheinbaren Fremdling,
Schmiegte sich, rasch erbleichend,
Fester an ihren Tänzer,
Den jungen, zierlichen Fant,
Und verschwand im Gedränge.
Da schmetterten wilde Fanfaren,
Flammten die Lichter empor
An die glitzernde Decke,
Und noch einmal erschien
Das rosenbekränzte, wohlbekannte,
Schwarze Lockenhaupt,
Und wieder zu mir
Zündeten dunkle, nie vergess'ne Augen,
Jetzt voller Wehmuth, voller Verzeihung.

Du warst es, du, Marietta,
Du, der sündigen Kinder
Schönstes und Bestes;
Leuchtende Perle
In dem von Guten und Schlechten
Gierig geküßten, überall

Geliebten, überall
Verfluchten Erdenſchlamme —
Du, die ich einſt
So heiß begehrte, ſo heiß umarmte,
Vergeſſend, daß dein junges,
Dein lenzerfülltes, lachendes Herz
Mir, dem grämlichen Träumer,
Keine züchtige Liebe,
Keine Treue ſchenken konnte. —
O, ſeit jenen Stunden,
Wo mich dein Zauber gefangen,
Waren nicht viele, doch dürre,
Schleppende Jahre vergangen,
Und nun, in blendender Schönheit,
Warſt du wieder da,
Und weckteſt erſterbende Flammen;
Ich dachte: wir paßten zuſammen,
Denn dem grämlichen Träumer
Bliebſt du zugethan;
Du verläugneſt ihn nicht!
Laß, bis es bricht,
Dem Herzen ſeinen Wahn.

## Eine Nachtwache.

(1858.)

Durch die Wellen flog der Schooner, auf und nieder ging der Kiel,
Friſche Briſe in den Segeln, vor den Augen unſer Ziel.

„Fort von den Kanonen, Jungens! — Sendet keinen Gruß ans Land,
„Schweigend reffſt die Segel, ſchweigend werft den Anker in den Sand.“

Drohend ſtiegſt du aus den Waſſern, von vulkan'ſcher Kraft erzeugt,
Flornumhüllter Fels, vor dem ſich zitternd eine Welt gebeugt.

Früher reichten deine Schatten weiter als die ſalz'ge Flut,
Wenn du deine Krone tauchteſt in der Abendſonne Glut.

Wildniß, deren Trauerweiden eines Cäsar's Grab umzäunt,
Tropenhimmel, der du huldvoll eine Mormorstirn gebräunt;

Weil ich dieser Ankerstelle später Gast geworden bin,
Soll auch ich mein Haupt verbergen in zerriss'nem Hermelin?

Wenn Millionen Sterne funkeln, süßer Thau herniedertropft,
Daß mein Herz in neuer Frische an die morschen Rippen klopft.

Doch nicht dein Erwachen ist es, was mir in die Seele schleicht,
Rausch der Jugend, der nur selten mich begeistert und erweicht.

Kälter ist mein Blut geworden, freier ist mein Forscherblick,
Seit zum Manne ich gehärtet durch ein eisernes Geschick.

Muse, holde Himmelstochter! Freundlich hast du mir gelacht,
Doch aus deinen Zauberhainen mußt' ich in des Lebens Schlacht.

Du versagst dem Ungetreuen einen Druck der zarten Hand,
Doch berührt in guten Stunden seine Schläfen dein Gewand.

Selten naht die wahre Weihe, ungern rauscht sie übers Meer,
Oft ein einziger Gedanke, und die Brust ist wieder leer.

Wenn ich's heute fassen könnte, was auf einmal mich ergreift,
Was nach sturmbewegten Jahren zum Propheten mich gereift.

Sanct-Helena! Grünes Eiland! Dir erklinge dies Gedicht,
Weht auch vor entweihten Gräbern meine Seemannsflagge nicht.

Mein sei diese Nacht, es dränge sich kein schlotternder Popanz
Zwischen meine matten Augen und den überird'schen Glanz.

Sterne, seid ihr andre Welten? Nährt ihr ängstlich eine Brut
Menschenähnlich, gottesfürchtig, heute schlecht und morgen gut?

Hier in Finsterniß versunken, dort dem Lichte zugekehrt,
Ein Geschlecht, das ewig grübelt, ewig leidet und begehrt?

Nie den Schöpfungsdrang verleugnet, gern an Geistesblüten naſcht,
Und mit ſeinen Adlersklauen nur ein ärmlich Glück erhaſcht?

Sterne, theilt ihr mit dem Erdball gleiche Zukunft, gleiches Sein,
Lebenswärme, Fortſchritt, Wiſſen, Liebesluſt und Todespein?

Seid ihr flatternde Signale, Larven, wunderbar erhellt,
Und als ſtumme Satelliten einer Herrin zugeſellt?

Fragen, die kein Denken fördert, heil'ge Räthſel, die ſich nie
Kalter Wiſſenſchaft entziffern — ihr gehört der Poeſie.

Freudig ahnen's ihre Prieſter, rufen's in des Weltalls Dom:
Du allein, o Mutter Erde, biſt kein ſchlummerndes Atom!

Laßt mir dieſen Dichterglauben, gönnt mir meinen ſchönen Traum,
Lichter über mir, ihr flackert an der Erde Weihnachtsbaum!

Was bedeutet ein zerſchellter, meerumrauſchter Fürſtenthron,
Wenn wir uns verloren wiſſen in der Welten Legion?

Sanct-Helena, Todtenhügel! Deine Schatten reichen weit,
Denn in deinem Schoos gebettet lag das Wunder ſeiner Zeit.

Ja, er hieß der Größten einer, kühn war ſeines Geiſtes Flug,
Als ihn noch des Glückes Göttin durch der Völker Reihen trug,

Als er mit gezücktem Schwerte, als er mit beſporntem Fuß
Euch, ihr Könige Europa's, dankte für den Brudergruß.

Trommelſchlag und Kriegsfanfaren — das war liebliche Muſik
Für den Spätling des Jahrhunderts, für das Kind der Republik.

Als von rauchenden Ruinen ihn ein gnädig Loos getrennt,
Da umfloß die Waſſerwüſte eines Rieſen Poſtament.

Denn der Fels, den ſeiner Feinde Argusaugen ausgeſpäht,
War des großen Mannes würdig, der ſo bitter ihn geſchmäht.

Und wie war es gut zu wohnen droben unterm Palmenzelt,
Schiffe zogen stolz vorüber, jedes eine kleine Welt.

Schwerbelad'ne Gallionen, mit der reichen Handelsfracht
Friedenselemente bringend, Zeugen neuer Erdenmacht,

Boten einer neuen Zukunft, ohne kriegerischen Spuk,
Wo der Eintracht Banner wallen als der Völker schönster Schmuck.

Doch in des Verbannten Busen wogte ungedämpfter Haß,
Bei des Meeres freiem Gruße wurde nie sein Auge naß.

Ein besiegter Gladiator, der mit offnen Wunden prunkt,
War er noch, in seinem Wahne, aller Dinge Mittelpunkt.

Wenn ein Hirsch in Todesnöthen durch die blut'gen Büsche bricht,
Birgt er sich an dunkler Stelle vor des Jägers Angesicht.

Hört er der Verfolger Schritte, fanden sie die rothe Spur,
Wendet er den Blick gen Himmel — so gebot es die Natur.

Wenn ein Dulder sich verblutet, wenn des Weisen Stunde schlägt,
Wohl ihm, daß er seines Wirkens Nichtigkeit im Herzen trägt.

War es solche Selbsterkenntniß, die auch jenes Herz beschlich?
Frankreich war sein letzter Seufzer, — Frankreich war sein eignes Ich.

Was die Liebe nicht befruchtet, schwindet in der Zeiten Lauf,
Ewig kreisen die Planeten, ewig geht die Sonne auf.

Doch nur wen'ge Saaten reifen an dem Borne ew'gen Lichts,
Wahre Glaubenshelden kämpfen im Bewußtsein ihres Nichts,

Weinen diamantne Thränen, und sie geben freudig hin,
Was in ihren Adern rieselt, jeder Tropfen ein Rubin.

Edelsteine, einzureihen in der Menschheit Diadem,
Opfer männlicher Entsagung, selten nur und unbequem.

Leichter iſt es, fortzuſchwimmen mit dem Strom der Gegenwart,
Leichter, menſchlicher Bethörung zu bezahlen ſeinen Part.

Räthſelhaft des Himmels Fügung, wie ſie langſam ſich erfüllt,
Licht und Schatten täglich wechſelnd und die Zukunft ſtets verhüllt.

In verhängnißvollen Stunden hat ein Schauſpiel ſich erneut,
Das den Denker nicht befriedigt und den Dichter nicht erfreut.

Die, der Freiheit Fahne ſchwingend, an ihr eignes Selbſt geglaubt,
Haben des Tyrannen Aſche, Sanct-Helena, dir geraubt.

Ihres Willens frommer Träger war ein edler Königsſohn,
Und der Neffe deines Todten ſitzt auf ſeines Vaters Thron!

. . . . . .
. . . . . .

Noch verſinkt im Meeresgrunde, wer Sirenenſtimmen lauſcht,
Und verloren iſt der Schwimmer, dem das Glück vorüberrauſcht.

O des wandelbaren Glückes! — Umgeſchlagen ſei das Blatt,
Keine Fackeln will ich ſchleudern in das Thal von Joſaphat.

Nicht das Jetzt gehört dem Dichter, fernen Klängen lauſcht er gern,
Durch der Zukunft Finſterniſſe folgt er ſeinem guten Stern.

Wenn der Gegenwart Bedrängniß ihm die Phantaſie erhitzt,
Tröſtet ihn der Himmelsfunke, der in ſeinem Hirne blitzt.

Eines nur dem Tageshelden, den mein Lied nicht feiern kann:
Wenn die Sanduhr ausgelaufen, ſtirb als Cäſar und als Mann.

Stirb umringt von Feindesſchaaren, nicht auf einem Felſenriff,
Mit dem eignen Blute zahle einen kaiſerlichen Griff.

Stirb mit jener Soldateska, dir ihr Schickſal dir geweiht;
Auch mit ihrem Blute ſühne Thaten, die nur Gott verzeiht.

Sanct-Helena, Ruheſtätte! Dir erklinge mein Geſang!
Frieden fordert das Jahrhundert, welches deinen Gaſt bezwang.

Tauche du die Nebelkrone in der Morgenſonne Glut,
Denn der menſchliche Gedanke zittert durch die ſalz'ge Flut.

Neues Leben ſtrömt hernieder, neues Leben wallt empor,
Und gelichtet ſind die Pfade zu des Tages gold'nem Thor.

Nicht im Dom der Invaliden, nein, umrauſcht vom Ocean,
Ruf' ich: Großes iſt im Werden, ruf' ich: Großes iſt gethan!

Gläubig ſchau ich zu den Sternen und verkünde Gottes Wort;
Licht und Schatten mögen wechſeln, doch die Erde ſchreitet fort.

Auf zerriſſenen Standarten liegt des Feldherrn Lorbeerkranz, —
Weiter ſchweifen meine Blicke, — dir, o Zeit, gehör' ich ganz.

Eiſenbahnen, Telegraphen, Handelsflotten möcht ich bau'n,
Und durch Rieſenteleſcope ferne Horizonte ſchau'n.

Mutter Zeit, du wunderbare! Freiheit, ſüßes Himmelsbild,
Eure beſten Kämpen führen einen Pflug im Wappenſchild.

Die Verheißung iſt gekommen, und die Hoffnung wieder da,
Unſre neuen Wallfahrtsorte heißen Suez, Panama.

Unſre neuen Ritter tragen in der Fauſt ein grünes Reis,
Dank der Kinder und der Enkel iſt des Siegers ſchönſter Preis.

Eine blüthenvolle Zukunft, Lorbeer'n, die kein Feldherr fand,
Harren deiner tapfern Söhne, o mein deutſches Vaterland!

Nirgends grünen Paradieſe; doch befreit von Hungersnoth,
Wird ein junges Volk gedeihen in der Tropen Morgenroth.

Reichgeborne Müſſiggänger, die des Lebens wärmſter Kuß
Nicht entflammt zu kühner Sehnſucht, nicht bewahrt vor Ueberdruß,

Ihr verlacht die heil'ge Flamme, die in meinem Herzen brennt;
Weiber, Pferde, Hiſtrionen — das iſt Alles, was ihr kennt.

Schämt euch ſolcher Sclavenketten, und in jugendlichem Zorn
Streut in blühende Savannen eurer Väter goldnes Korn.

Streut es aus mit beiden Händen — Andre darben, macht ſie ſatt!
Glücklich ſein iſt glücklich machen, geben, was man ſelbſt nicht hat.

Geht und gründet Colonien! Selbſtgeſchlagne Wunden heilt
Dort, wo keine Menſchenſatzung ängſtlich Luft und Licht vertheilt.

Und durch tauſendjähr'ge Wälder dringe eurer Aexte Schall
Dort, wo Arbeit mehr bedeutet, als des Wucherers Metall.

Trauert ihr, weil aus Paläſten die Zufriedenheit entfloh?
Kommt! in ſelbſterbauten Hütten wird die Seele wieder froh.

Auch dem Schwächling frommt die Lehre, dem ein ſeichtes Lied gelang
Mit erkünſtelten Gefühlen, Mondſcheinſeufzern, Becherklang.

Dichter, gürtet eure Lenden, und vergießt den ſauren Wein,
Nur mit ſchöpferiſchen Thaten will die Zeit gefeiert ſein.

Ach, die Muſe ringt mit Fragen, deren Löſung ich verſäumt,
Ich, der über Reime brütend von Unſterblichkeit geträumt.

Manchem iſt es ſo gegangen . . . Doch der Morgen rückt heran,
Friſcher weht's, und wieder fühl' ich deinen Herzſchlag, Ocean.

Schon ſo lange, kleiner Schooner, trau' ich deinem müden Kiel,
Meine Heimat biſt du heute, und das Meer iſt mein Aſyl.

Ich, geboren unter Hirten, dort wo Milch und Honig fließt,
Find' ich ſo den Preis, der würdig eine weite Laufbahn ſchließt?

Nicht mehr blind von ſüßen Thränen zieh' ich in die Welt hinaus;
Schwülle, ſorgenſchwere Jahre trennen mich vom Vaterhaus.

Hui, wie mir die grünen Aehren ein Gewitterſturm zerſchlug,
Wenn ich meines Lenzes Früchte auf den großen Weltmarkt trug!

Oft auch hat es trotz des Sommers in den Garten mir geſchneit;
Manches reut mich, doch die Reue läßt mein Herz voll Bitterkeit.

Opfern kann ich mein Bewußtſein, untergeh'n mit leichtem Sinn,
Doch für all' die Seelenmarter iſt zu elend der Gewinn.

Könnt' ich ohne Gram und Reue, ohne Furcht und Leidenſchaft
An ein letztes Glück verſchwenden meines Herzens letzte Kraft!

Strahl der Liebe, beſſ'rer Glaube, der du mein Geſchick gelenkt,
Alles haſt du mir verheißen, und wie wenig mir geſchenkt!

Nicht verſchmäh' ich mehr, was früher meinem Streben nicht genügt,
Dem Geſetz, dem allgemeinen, hab' ich endlich mich gefügt.

„Herz, mein Herz, warum ſo traurig, und was ſoll dein ew'ges Ach?"
Sehnſt du dich nach Weib und Kindern und nach einem ſchatt'gen Dach?

Nach der Hunde freudig Bellen, wenn man Abends heimwärts zieht,
Und von ferne durch den Nebel ſeinen Schornſtein rauchen ſieht?

Dich erſehn' ich, Seelenruhe, ſuche dich vom Süd zum Nord,
Kommſt du je zu mir, dann werf' ich meine Lyrik über Bord.

Denn nicht Selbſtbetrachtung iſt es, was des Mannes Nerven ſtählt,
Stünden neue Pfade offen, — wohl! Ich hätte bald gewählt.

Doch die Würfel ſind gefallen, und mein Hoffen ward zum Traum,
Meine wuchernden Gedanken keimen über Zeit und Raum.

Und ſie wachſen unaufhaltſam, wachſen bis in ſpäte Zeit,
Wenn ich traurig bin in meiner grenzenloſen Einſamkeit.

Keine Hekatomben feiert eines Sängers Phantaſie:
Menſchen, Brüder, Mitarbeiter! Dieſes Herz erſchöpft ihr nie.

Und es wendet ſich für immer von der leeren Felſengruft,
Träumt von tauſend grünen Inſeln, ſchwimmend in der Tropen Duft;

Träumt von deutſchen Colonien, wo die deutſche Flagge weht,
Sieht ein Reich, in deſſen Grenzen nie die Sonne untergeht.

Ja, das iſt der Hauch des Frühlings, der des Dichters Buſen ſchwellt,
Deutſchland, dir gehört die Palme! Deutſchland, dir gehört die Welt! *)

Fern von deinen Eichenforſten, auf den Wellen ſei ich hier
Deiner künft'gen Größe Barde, deiner Freiheit Pionnier.

Ja, der Morgen iſt gekommen, wie ein flammendes Symbol, —
Auf, ihr Schläfer, löst die Segel! — Sanct-Helena, lebe wohl!

## Requiem.

### I.

Tod! der du meine innerſten Gedanken
Beherrſcheſt, unbezwingbar, unaufhaltſam,
Der du mein ganzes Sein durchdringſt, gewaltſam
Erſchütternd meines Wiſſens enge Schranken;
Vernichter, der du weit, unendlich weit
Von Frühlingsſchauern, die mein Herz durchbebten,
Von Wonnen, ſchon erträumten und erſtrebten,
Erſchienſt, in meines Lebens Blüthezeit.
Den ich gefürchtet, als des Schaffens Drang
Aus meiner Heimath Gauen mich verbannte,
Als ich zu freien Thaten mich ermannte,
Entwöhnt von Orgelton und Glockenklang;
Tod, den ich ſcheu betrachtet und betaſtet,
Trotz der Verheißung ſeliger Gefilde:
Den ich nicht liebe, weil des Daſeins milde
Gewohnheit auch auf meinen Schultern laſtet.

*) An obiger, im Jahr 1858 niedergeſchriebener Stelle ſpricht der Dichter, ein geborner Schweizer, als deutſcher Stammesgenoſſe.

Den ich getrost erwarte, weil das Ende,
Der letzte Schlaf, den keine Träume stören,
Des Auferstehens schmerzliche Legende
Mich weder schrecken können, noch bethören.
Herr über Alles, was die Sonnen wecken,
Was kreucht und fleucht — erhöre mein Gebet!
Ich will dein Sänger sein und dein Prophet,
Doch nur, um dich mit Rosen zu bedecken.
Ich preise des Vernichters Schöpfungskraft,
Ewig verjüngend das für uns Verlorne;
Der eingepflanzte, wie der angeborne,
Der alte Glaube weicht der Wissenschaft.
Das ist ein schweres Wort, vielleicht ein herbes,
Doch fließt es nicht aus giftgetränkter Feder,
Unwürdig meines väterlichen Erbes,
Und nicht erschallt es trotzig vom Katheder;
Nein! was in stillen, weihevollen Stunden,
Was ich von dir erhoffe und erflehe
O Tod! sei Balsam für der Menschheit Wunden,
Sei süßer Trost für meiner Brüder Wehe.
Vergebens schweifen von des Himmels Flur
Verweinte Augen nach ergrauten Domen,
Und suchen neues Leben bei Phantomen,
Statt in dem lichten Tempel der Natur.
Dem Tode, der sein Werk nicht ganz vollendet,
Der Hirngeburt, die, müde Herzen brechend,
Bald drohend, bald versöhnend und versprechend
Mit Sterbefackeln uns die Augen blendet;
Dem Tode, dem verjährter Aberglaube
Ein morschgeword'nes Monument errichtet
In thränenfeuchtem, blutvermischtem Staube,
Ihm selber ist mein Requiem gedichtet;
Ein Requiem — mein Herz in jeder Note —
Ein Lied, in meiner Einsamkeit erdacht,
In treuer Menschenliebe dargebracht
Als meiner Geistesfreiheit stolzer Bote.

## III.

O welche Zeit! wie seltsam und verwirrend,
Sie, die so wenig Licht und Freude spendet,
Und dennoch, eine weite Bahn durchirrend,
Nach Sonnenaufgang ihre Schritte wendet!
Ja, vorwärts eilt die Zeit mit Schwert und Wage,
Uns aber ist ein solcher Trost von Nöthen,
Wenn über unsrer Herzen Niederlage
Wir noch erschrecken, ach! und noch erröthen.
Des Denkers Schätze sind verschmähte Währung,
Den Ernst des Weisen trifft des Forums Spott,
Der Menge Fluch, denn Mammon heißt ihr Gott
In diesen Tagen allgemeiner Gährung;
Und des Gerechten Schmerz, so tief begründet,
In welchen Herzen kann er Wurzeln fassen
Jetzt, wo des gold'nen Kalbes Reich verkündet
Auf allen Märkten und in allen Gassen?
Und überall der Feind sich eingenistet,
Ein Dämon, der des Geistes Schwingen lähmt,
Doch dessen Lächeln oft die Stärksten zähmt,
Das oft die Besten, Reinsten überlistet?
Verlockend lautet des Versuchers Lehre,
Und immer größer wird der Narren Gilde,
Und in dem Chaos luftiger Gebilde
Versinken Mannes-Werth und Mannes-Ehre.
Wohin ich blicke: Täuschung, Selbstbetrug,
Verstellung, Eitelkeit, erborgter Glanz,
Vergoldeter Gerippe Todtentanz,
Doch auch des Wissens stolzer Adlerflug.
Wohin ich flüchte: Selbstsucht und Bethörung,
Doch auch der Armuth zürnende Gestalten,
Und überall, wo falsche Götter walten,
Die Schreckenszeichen nahender Empörung.
Noch immer räthselhaft und unverstanden
Ist diese Zeit, die Großes schon erstritten,
Die nach Erlösung seufzt aus alten Banden,
Und doch sich fortbewegt mit Riesenschritten
Und vorwärts strebt zu dem umwölkten Lichte —

Es wird die Erde aus der Knechtſchaft Schmach
Sich doch befrei'n; was jener Seher ſprach:
'E pur si muove', lehrt die Weltgeſchichte.
Das iſt des Forſchers Hoffen und Vertrauen,
Sein Troſt in Zweifeln und in Kümmerniſſen:
Auf kommende Geſchlechter niederthauen
Wird neue Lebenskraft mit neuem Wiſſen.
. . . . . .
. . . . . .

## IV.

O Chriſtus, Glaubensheld! du tauchſt erhaben
Aus jener Zeit empor, der du entſproſſen,
Dein bleiches Bild, von Thränen übergoſſen,
Iſt tief in unſre Herzen eingegraben.
Der Sehnſucht, die Jahrtauſende durchflammt,
Die muthvoll ſich vom Staube losgewunden,
Und jener Liebe, die nur du empfunden,
Iſt deines Reiches Herrlichkeit entſtammt.
Doch biſt du mir als Menſchenſohn erſchienen,
Und meinen Glauben kann ich nicht beſtatten
Auf Golgatha, in deines Kreuzes Schatten,
Und einem fleiſchgewordnen Gotte dienen.
O Schwärmer, den ſein großes Herz betrogen,
Meſſias, den des Todes Macht bezwungen,
Du haſt der Wahrheit Fülle nicht errungen
Auf jener Bahn, die glorreich du durchflogen;
Noch taucht dein Bild empor, das ſternenhelle,
Aus dunkler Zeit, in ſchmerzlichem Verlangen,
Doch zu den Todten biſt du heimgegangen,
Auf ewig heim — nicht zu des Lichtes Quelle. —
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

## XV.

Zwar ſprach ich oft zu mir: ſowie der kecke
Doch kluge Schiffer in des Sturmes Toben,
Wenn Wind und Fluth ſich gegen ihn erhoben,
Und ihn verdrängen wollen vom Verdecke
Sich zornig gegen ſolchen Anprall ſteift,
Und waſſertriefend, fröſtelnd und verdrießlich
Sich an den Maſtbaum binden läßt, und ſchließlich
Siegreich die Stricke wieder von ſich ſtreift,
So, ſtatt des Lebens Stürme zu bejammern,
Statt unbehülflich über Bord zu fliegen,
Will ich fortan mein ſchwaches Herz bekriegen,
Und mich an der Erfahrung Maſtbaum klammern;
So will ich, ein verwitterter Matroſe,
Der gegen Ungemach ſich kräftig ſtemmt,
Bevor die große Fluth mich überſchwemmt,
Dem Regen trotzen und der Waſſerhoſe,
Und Freund wie Feind die Stirne bieten, ſtarr
Und theilnahmslos, nicht Leidenſchaften dämpfend,
Nur den Impuls, den innern Drang bekämpfend,
Damit es nicht mehr heiße: Sei kein Narr!
O Schwärmer mit dem zärtlichen Gemüthe,
Dem Pöbel, niedrig oder hoch geboren,
Der gegen deinesgleichen ſich verſchworen,
Dem gibſt du deines Geiſtes beſte Blüthe?
Die deiner ſpotten, liebſt du wie Geſchwiſter,
Den Mann, den du gekleidet und geſpeist,
Und der zum Lohne dir die Zähne weist,
Und dann die Kühlen, Frommen, die Philiſter,
Die Neider, die Verfolger, die Verächter,
Und Jeden, der wenn dich des Schickſals Bürde
Zu Boden drückte, dich mit Hohngelächter
Hinunter in die Tiefe ſtoßen würde?
Ich habe ſolche Stimmen nicht mißachtet,
Sie ſagten Unläugbares, längſt Geahntes,
Sie haben, unter Schmerzen Angebahntes
Vollendend, mein Gemüth mit Gram umnachtet
Und ich zerbrach den leuchtenden Altar,

Vor dem ich falſcher Brüder Schmerz gehuldigt,
Ich, den man blinden Mitgefühls beſchuldigt,
Bin nicht der gute Junge, der ich war;
Denn, wenn ich meine Arme ausgebreitet,
Die ganze Menſchheit liebend zu umfangen,
Hat ſtets ein Judas-Kuß auf meinen Wangen
Gebrannt und auf Verrath mich vorbereitet.
Es iſt gewitzigt nun, was ihr mißhandelt,
Des Dichters Herz, das Keiner unterjocht,
Seit es gepanzert euch entgegenpocht,
Seit es, wie eure, ſich in Erz verwandelt.

. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .

So ſprach ich zwar, von wilden Lebenswogen
Geſchüttelt, und von Wolken überdacht,
Doch Sonnenſchein verdrängte Sturm und Nacht,
Und nach Gewittern kamen Regenbogen;
Dann ſchlich Erſchlaffung ein in meine Sehnen,
Von meinem Herzen ſchmolz die Eiſenrinde,
Und dann war jedem armen Menſchenkinde
Geſtattet, ſich an meine Bruſt zu lehnen.

## XXVII.

Tod! der du meine innerſten Gedanken
Beherrſcheſt, unbezwingbar, unaufhaltſam,
Der du mein ganzes Sein durchdringſt, gewaltſam
Erſchütternd meines Wiſſens enge Schranken,
Ich ringe furchtlos mich zu dir empor,
Tod, den ich unſern Friedensſpender nenne,
Doch daß die ganze Menſchheit dich erkenne,
Tritt endlich aus der Dämmerung hervor!
Es werde Tag. Vertrieben ſei der Spuk,
Verflucht des Aberglaubens freches Spiel,

Verwelken mag der Gräber Blumenſchmuck,
Zu Aſche brenne, was dem Nichts verfiel.
Was frommt der Kirche Segen einer Leiche,
Die todte Sprache, mit Vergeltung prahlend?
Lebendig iſt das Wort, das ſonnengleiche,
In Millionen Herzen wiederſtrahlend,
Das Wort, das tauſendjähr'ge Siegel ſprengt,
Der ächte Glaube, der die Form zertrümmert,
Lebendig iſt der Tod, der uns bekümmert,
Solang das Jenſeits unſre Bruſt beengt.
Was unſer iſt, was liebend wir umfaſſen,
Verſchmelze wieder ſich mit der Natur,
Und jene Sehnſucht, eine Feuerſpur,
Ein ausgeprägtes Bild zurückgelaſſen,
Verſinke in dem großen Weltgetriebe;
Der Drang des Schaffens, der ſich ſelbſt genügt,
Die Selbſtverläugnung, die uns ſelten trügt,
Das ſind die Zeichen wahrer Gottesliebe.

## XXVIII.

O Morgenroth, erſehntes Morgenroth!
Noch biſt du nicht für Alle angebrochen,
Die Menſchheit kämpft mit Zweifeln und mit Noth;
Von andern Lippen ward das Wort geſprochen:
„Das Sterben in der Dämmerung iſt ſchuld
„An dieſer freudenarmen Ungeduld, —“ *)
Es iſt genug des Zagens und des Schwankens,
Wir, ſo zerfahren, eilig und geſchäftig,
Sind, als ein Theil des großen Weltgedankens,
Nur als belebte Körper denkenskräftig.
Sei, Weltgeiſt! du, in unverfälſchter Reinheit,
Kein Götze, deſſen kalte Hand wir küſſen,
Sei ein geliebter Hauch, trotz unſrer Kleinheit,
Und trotz der Opfer, die wir bringen müſſen;
Auf Gräber laſſe Thränen niederregnen,
Doch laß fortan, auf ſonnenhellen Pfaden,

*) Lenau.

Hamlet und Manfred lächelnd ſich begegnen,
Und Fauſt die Stirn im freien Aether baden.
Vorüber mit der Luſt iſt auch die Pein,
Da mit dem Tode das Bewußtſein endet;
Laß, unſrer Mütter Erde zugewendet,
Bewußtvoll meine Brüder glücklich ſein.

## Trelawney.

Ein Kind, des Geiſtes Schwingen kaum entfaltend,
Las ich von Thaten, kühnen, wunderbaren,
Von Abenteuern, märchenhaft geſtaltend
Das Leben eines Dichters und Korſaren.

Dein Buch, Trelawney, war's, das thränennaſſe,
Wie du's aus Indiens Meeren heimgetragen,
Um es in tiefem und gerechtem Haſſe
Eitlen Pygmäen ins Geſicht zu ſchlagen.

Kamſt du auch wieder mit geſenkter Lanze,
Sie ſtanden da, bezwungen und geblendet
Von deiner Kriegstrophäen Zauberglanze,
Die ſich von dir, dem Jüngling, abgewendet.

Und wußten nicht, wie tapfer du geſtritten
Als Gegner niemals raſtender Gedanken,
Und daß du tauſendfachen Tod erlitten
In deiner eignen Bruſt, der liebeskranken.

Ein junger Greis, von deiner Väter Scholle,
An Hoffnung arm, reich an Erinnerungen,
Griffſt du hinein ins Herz, das übervolle,
Und haſt der Freiheit Hohelied geſungen.

Gewalt'ger Mann! Mein Held und mein Erretter!
Was du geliebt, verloren und gefeiert,
Das drang zu mir heran wie Frühlingswetter,
Wie Sonnenſchein, von Pulverdampf umſchleiert.

O Kriegsfanfaren! Ruf' aus fernen Zonen!
O kühnes Träumen, knabenhaftes Sinnen!
War ich bestimmt, im Donner der Kanonen
Wie du, Trelawney, Lorbeern zu gewinnen?

Nein! Doch in meiner Jugend Phantasien,
Aus Wunden blutend, die ich heiß erflehte,
Lag ich vor jenem Banner auf den Knien,
Das einst von sturmgepeitschten Masten wehte.

Wohl! was ich suchte: Stürme, Abenteuer,
Das hat das Schicksal reichlich mir gespendet;
Nun steh' ich müde am zerbrochnen Steuer,
Und noch ist meine Reise nicht vollendet.

Doch sieh! Mein Schwert liegt müssig in der Scheide,
Kein Feind bedrohte mich mit blanken Waffen,
Ich kämpfte nur mit meinem innern Leide,
Und mit Phantomen, die ich selbst erschaffen.

So ward ich überholt von kühnern Schiffern,
Sie fuhren rasch vorbei zum sichern Ziele,
Wenn ich im Traume rang mit goldnen Ziffern,
Verstrickt in meines Herzens Trauerspiele.

Ach, bald verzagt auf sinkender Galeere,
Und bald berauscht von himmlischen Accorden,
So trieb ich hin und her auf hohem Meere,
Und bin kein Dichter, kein Korsar geworden.

Was liegt daran? Ich muß, wie tausend Andre,
Mein Brot erringen in des Sommers Schwüle,
Nur daß ich rastlos strebe, rastlos wandre,
Nur daß ich alle Schmerzen doppelt fühle.

Nur daß der Heros meiner jungen Tage
Der Bahn des Pilgers keinen Denkstein setzte,
Wenn auch der Panzer, den ich willig trage,
Mir oft die Brust mit blut'gem Schweiße netzte.

Rauh ist der Lebenspfad, den ich betreten;
Als freier Mann ein Sklave heil'ger Pflichten,
Kann ich die wilde Sehnsucht des Poeten
In Schranken halten, aber nie vernichten.

Ein Buch, Trelawney, fiel aus deinen Händen,
Ich les' es noch mit Stolz und mit Entzücken;
Ich bin nicht du — doch wenn wir je uns fänden,
Du würdest mir bewegt die Hände drücken.

## Joseph Victor Widmann.

(Siehe: Band III., Seite 778—784.)

Der geraubte Schleier, dramatisches Märchen nach Musäus. Bei G. Lücke (Steiner'sche Buchhdlg.) Winterthur, 1866.

Erasmus von Rotterdam. Ein Schwank aus der Reformationszeit. Derselbe Verlag, 1865. (Anonym.)

Iphigenie in Delphi. Drama in 5 Aufzügen. Ebender 1865.

Arnold v. Brescia. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Frauenfeld, bei J. Huber, 1866.

Orgetorix. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Ebender 1867.

Buddha. Epische Dichtung in 20 Gesängen. Dalp'sche Verlagshandlung (Schmidt) in Bern, 1869.

Kaloſpinthochromochrene oder der Wunderbrunnen von Js. Ein „Ritt in's altromantische Land" mit manchen Rösselsprüngen in die modernste Gegenwart Ausgeführt als epische Dichtung in 12 Gesängen von Messer Ludovico Arioſto Helvetico. Frauenfeld bei J. Huber, 1873.

Das Festgedicht. Komödie in 2 Aufzügen. Beim Künstlerfest in Bern anno 1873 aufgeführt. Bei Dalp in Bern, 1873.

Moſe und Zipora, ein himmlisch-irdisches Idyll in 12 Gesängen. Berlin, bei Julius Springer, 1874.

Zerstreute lyrische Gedichte in Zeitschriften.

J. V. Widmann ist den 20. Februar 1842 zu Nennowitz in Mähren von östreichischen Eltern geboren. Der Vater war früher Cistercienſergeistlicher im Stift h. Kreuz bei Wien; er rettete sich mit seiner Familie auf Schweizer Boden und wurde 1845 Pfarrer zu Liestal in Baselland, indem er das Bürgerrecht zu Baselaugst erworben, also

Schweizer geworden. Da verlebte Joseph Victor seine ganze Jugendzeit. Wichtiger als der Besuch der dortigen Schulen war für ihn die häusliche Erziehung; Unterricht im Lateinischen und Griechischen erhielt er durch den Vater, in der Musik durch die Mutter, welche durch ihre Kunst auf dem Flügel zu phantasieren selbst einem Beethoven Bewunderung entlockt hatte. Er besuchte später das Pädagogium in Basel, wo Prof. Wilhelm Wackernagel Lehrer und väterlicher Freund des schon damals in Poesie sich versuchenden Jünglings wurde; ihm ist denn auch das Erstlingswerk des Dichters gewidmet. In Heidelberg 1862—64 und in Jena 1864—65 betrieb er das Studium der Theologie, befaßte sich aber daneben wesentlich mit philosophisch-literarischen Studien, die ihn mehr anzogen als das nicht frei gewählte Brodstudium. In's Jahr 1865 fallen das Staatsexamen, die Verheirathung und eine Reise nach Italien. 1866 erhielt er eine Anstellung als Organist und Musikdirektor in Liestal, ward das Jahr darauf als Pfarrhelfer nach Frauenfeld im Kt. Thurgau berufen und steht nun seit 1868 als Direktor an der Spitze der auch im Auslande wohl bekannten großen Einwohnermädchenschule in Bern, welche 550 Zöglinge zählt.

Iphigenie in Delphi, Schauspiel.

Es war von einem jungen Manne ein keckes Unterfangen, als er sich an einen Stoff wagte, der schon durch seinen Titel an mehrere große Dichter der alten und neuen Welt erinnert, durch sein Objekt zu classisch abgeklärter Kunstvollendung auffordert und endlich unwillkürlich in dem Leser die Parallele mit einem der vollendetesten Produkte des größten deutschen Dichters aufsteigen macht. Das Unternehmen ist gelungen. Müssen wir die Göthe'sche Iphigenie als die Spitze der verfeinerten Kunstpoesie in hellenischer Reinheit bezeichnen, so dürfen wir dem Werke Widmann's eine ganz ähnliche Stellung zu seinem Autor und dessen weiterer Dichterthätigkeit anweisen; jedenfalls hat er an Reinheit und Klarheit, an durchsichtiger Schönheit und klassisch versöhnender Ruhe dieses frühe Werk später in Nichts mehr erreicht. Auch über diesem Portrait liegt in seiner unvergleichlich klaren Farbenabtönung der griechische Himmel. Wohl ziehen die Stürme dahin; aber sie lösen sich auf in göttliche Ruhe, und durch die Wolken hindurch blickt schimmernd und schirmend das Auge des allwaltenden Zeus. Objekt ist die schließliche Wiedervereinigung der drei Kinder des unglücklichen Agamemnon, wozu als vierter der treue Freund Pylades kommt; eine Vereinigung in spät errungenem Glücke und in der lang ersehnten Heimath, nachdem furchtbare Geschicke über das blutige Haus der Tantaliden hingegangen sind. Noch in den letzten Augenblicken droht mit einem grausen Schrecken das Verhängniß; denn die Eumeniden wollen die Schick-

salsfamilie nicht fahren lassen; doch ist es nur ein Nachdonnern, und in gereinigter Luft athmen wir erleichtert auf. Es ist wahr: Handlung ist im Stücke nicht eben viel und mehr nur psychische Entwicklung; die Reden und Monologe sind zuweilen etwas gar weit gesponnen. Aber die harmonische Vollendung läßt diesen Umstand, der unter andern Verhältnissen ein Fehler würde, leicht übersehen. Wie intim Form und Inhalt, Sprache und Gedanke sich durchdringen, davon nur ein Beispiel: Während das Hangen und Bangen, das Schwanken und Schweben, das bald fürchtende und bald hoffende Erwarten der armen Elektra in langgezogenen Klagereden sich aushaucht, gießt der furchtbare Entschluß, da die von unrichtiger Botschaft Getäuschte die eigene unbekannte Schwester als vermeintliche Feindin des Hauses und Mörderin des geliebten Bruders ebenfalls mit Mord treffen will, zwischen ihr, der Dienerin und dem aus Tauris flüchtend heimgekehrten Griechen sich in rasch welchselnden, abgebrochenen, heftigen Sätzen aus, so lange bis ein bestimmter Entschluß wieder abgemessener Betrachtung Raum gibt; man sehe den fein berechneten Ablauf von Auftritt 5 des dritten Aufzuges.

Arnold von Brescia. Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Wenn wir uns auf den Standpunkt des Ideals versetzen und demselben auch in Behandlung der geschichtlichen Tragödie ein sehr weit greifendes Recht einräumen, so zählt W's. A. v. Br. ohne allen Zweifel unter die höchst anmuthenden Produktionen der dramatischen Muse aus den jüngsten Jahren. Die ideale Hoheit und Reinheit der gesammten Haltung, nicht den Helden allein genommen, ist ohne Flecken und Tadel. Unerörtert mag hier die Frage bleiben, wie viel bei dieser hoch idealistischen Haltung an geschichtlicher Wahrheit riskirt oder geradezu eingebüßt wird. Wir meinen damit nicht den hochherrlichen Reformprediger selbst, den Kämpfer für eine der gewaltigsten Ideen der Neuzeit und eines ihrer frühesten und reinsten Opfer, wohl aber die ganze Umgebung, Freund und Feind. Es fehlen die Schatten. Nicht eine einzige der handelnden Personen ist mit jenen Mängeln, Beschränktheiten und Gemeinheiten behaftet, die das öffentliche Leben immer und überall, und zumal in heftigen Kampfzeiten, noch mehr als das private, in taumelnder Bewegung an die Oberfläche heraufspült, nicht Eine niedrige Gestalt! Und dieses ganze römische Volk, trotz seines erklärlichen Wankelmuthes, ist viel zu fein und edel genommen; es ist, als haben wir vor uns noch einen lebenskräftigen Rest von jener prächtigen Rasse aus der besten Zeit der alten Roma, aus der Zeit ihrer Bürgertugend, nicht aber den verkommenen Pöbel der ausgehenden Jahrhunderte des Mittelalters. Der Reflex von Arnold's leuchtender Gestalt scheint über ihnen allen zu

liegen; vor uns dehnt sich schattenlos das Gefild im strahlenden Sonnenschein Darin liegt etwelche Verletzung der psychischen und der geschichtlichen Wahrheit. Aber kurz, — acceptiren wir die Auffassung, und wir erkennen eine der anmuthendsten, ächt poesiereichen Compositionen. Es sind Gestalten, deren jede, vom Volke bis zum hohen Adel hinauf, einen Fond von Noblesse in sich trägt; und es sind Gedanken, viele und schwere Gedanken, von weltgeschichtlicher Größe. Diese Gedankenwelt ist's, die den ernsten Leser fesseln uud erhebend in ihre Kreise ziehen muß. — Das besondere Gemüthsinteresse (Arnold selbst in seiner prophetischen Hoheit steht über dasselbe hinausgerückt) concentrirt sich um die Gestalt des vornehm adeligen Römers Giordano Pierleone, eines Jüngers der neuen Lehre, trotzdem daß seine Familie der Kirche einen Papst gegeben, und um alle Personen her, die in seine schwerspurige Kometenbahn hineingezogen werden, von der besorgten Mutter und Schwester bis zu der trotz des ärmlichen Standes seiner würdigen Geliebten, der Schusterstochter Marietta, und zu dem in schwerem Gemüthskampf irrsinnig untergehenden Maler Bentivenga.

Gleich die Einleitungsszene, da in tiefer Nacht Mutter und Schwester wachend sitzen und das Licht ihrer Wohnung leuchten lassen, damit es allenfalls den verirrten Sohn heimrufen möchte, ist von einer tiefgemüthlichen Anziehung, die sich wiederholt, als die hochsinnige Mutter als Bittende mit Arnold selbst spricht, auf daß er ihr den Sohn wiedergebe, schließlich aber selber halb gefangen der Größe und Reinheit seines Geistes weicht. Einen erschütternden Eindruck eigenster Art macht jene Szene, da der junge Maler Bentivenga, ein hervorragender Schüler Arnold's und Giordano's, aber auch heftig ergriffner stiller Rival um Marietta's Gunst, im Widerstreit seiner Gefühle wahnsinnig geworden, nachts im Sturme vor einem alten Tempel in der Campagna sitzt und pathetisch auf das Thema deklamirt:

Ja! Ich bin Gott! da ist kein Zweifel mehr!
— — — — — — — — — — — —
Recht so! ich bin Gott!
Bei meinem Tempel thron' ich, und ich fordre
Die Sterblichen vor meinen Richterstuhl.

Jenes Verhalten der deutschen Krieger im Lager, die zwar wegen des Bundes zwischen Kaiser und Papst hergerufen sind für diesen zu streiten, aber von seiner geistigen und weltlichen Autorität möglichst wenig halten und ihre spottenden Glossen darüber machen, hätte mit mehr Kraft der Ironie gemalt sein dürfen und dann ein prächtig angemessenes Intermezzo geliefert, von der Art, wie J. L. Klein sie meisterhaft seinen Tragödien einflicht.

Die Schwere einer furchtbar kämpfenden Gedankenwelt, die im Kopfe des Reformators sich jagt. Beispiel:

Ach, unsre Sehnsucht und der fromme Wunsch
Nach Wahrheit und Gerechtigkeit schuf Götter,
Schuf sie im Herzen nur, — im Himmel nicht.
Und doch, wenn Gott nicht ist, sollt' ihn die Sehnsucht
Von Millionen, sollt' ihn der Gebetshauch
Unschuld'ger Engel, früh verwaister Kindlein,
Besorgter Männer, die mit ernstem Aug'
In's Leben schau'n — ha! sollten Gott die Arme
Gequälter Völker, hoch emporgehoben,
Nicht aus dem Nichts erschaffen können? — Mächtig
Pocht eines Volkes Rufen an den Himmel;
Doch ach! — der Himmel selbst ja wäre nicht!

Der Schluß der Tragödie bildet wieder einen Akt jener edlen Selbstüberwindung, die von der Masse eines Volkes niemals geübt wird, am wenigsten unter den hier maßgebenden Umständen. Das Volk von Rom, nach kurz verflogenem Traum von republikanischer Freiheit, ist so eben durch die verbündete Macht von Papst und Kaiser unter die alte Knechtschaft zurückgeführt, und eben ist ihm die Kunde gekommen, daß der Prophet, den es in schmählicher Geistesschwäche fallen ließ, auf dem Scheiterhaufen geendet hat; dafür ist in seinen Händen eine Schaar gefangener Priester, die es seiner Rache und seinem Schmerz opfern kann. Da tritt einer seiner Führer hervor, Andrea der Schustermeister, Vater jener Marietta, die ihren geliebten hohen Gemahl im Kampfe verloren, und er bittet für die Gefangenen, und das Volk gibt sie frei, und es ist eben wieder eine ideale Haltung, mit welcher die Tragödie abschließt.

Andrea
(zum Volke).
Ist recht gerichtet?

Volk.
Du hast recht gerichtet.

Andrea.
So heben wir gen Himmel reine Hände,
Sei diesem Anfang gleich dereinst das Ende!

Die beiden Trauerspiele „Arnold von Brescia" und „Orgetorix" sind in demselben Jahr 1867 erschienen, und wir wissen nicht, ob die zweie zeitlich neben einander entstanden oder welches das frühere war. Jedenfalls ist der A. v. Br. wieder ein Produkt, das seither kein anderes von ihm überholt, kaum erreicht hat. Auch die Formvollendung bis zur vollkommenen Reinheit und Eleganz läßt kaum etwas zu wünschen; schönere Verse sind zu suchen.

In dem Helden liegt neben dem muthvollen Kämpfer die volle evangelische Milde und Ergebung; er ist ein schön harmonisches Menschenbild.

Orgetorix. Trauerspiel mit Prolog. Dem schweizerischen Volke gewidmet.

Der Orgetorix stimmt nach Sinn und Haltung genau mit dem Arnold v. Brescia zusammen, steht aber nach der Gesammtwerthung immerhin einen starken Schritt unter diesem. Rein äußerlich gefaßt scheint das Stück, um $^2/_5$ kürzer als das vorige, das selbst in keiner Weise zu weit gesponnen ist, für eine weltgeschichtliche Tragödie, was es doch sein soll, sehr knapp gehalten. Das mag mit an einem stärkeren innern Fehler liegen: das Stück hat viel zu wenig Handlung. Ein zu großer Theil desselben fließt in den weitgesponnenen diplomatischen Gesandtschaftsreden ab, und neben denselben bleibt zum Thun weder Raum noch Zeit. Darum ist auch der Bau lose; die verschiedenen Szenen der Gesandtschaftsrepräsentation reihen sich allerdings an einander, werden aber nicht durch das Band einer mächtig hindurchlaufenden Handlung zusammengehalten. Endlich ist der Charakter des Helden so stark idealisirt, daß wir hier, wo wir eben nicht mit einem Arnold v. Brescia zu thun haben, doch ungerne der Verwandlung folgen: Geschichte oder Sagengeschichte erzählen uns von dem ehrgeizigen Häuptling doch andere Dinge. Mit ihr zusammenstimmend, läßt der Dichter seinen redegewandten und thatgeübten Helden seine helvetischen und verwandten Stämme zum Zuge gegen Rom anfeuern, wo sie geradezu ihre neue Heimat aufschlagen wollen, nachdem sie vor dem Auszug selbst die Dörfer ihres rauhen Vaterlandes abgebrannt, um nie mehr dahin zurück zu kehren. Da wendet sich sein Sinn, und von da geht idealisirend der Dichter von der Geschichte ab. Während diese den Häuptling unter dem tollkühnen, offenen Stammplane den versteckt persönlichen verfolgen läßt, sich zum förmlichen Oberhaupte des helvetischen Landes zu machen, worauf der vaterlandsverrätherische Plan verrathen, der Häuptling gerichtet wird und wahrscheinlich durch Selbstmord fällt, nimmt beim Dichter die ganze Wandlung ein grundverschiedenes Gepräge: Ein schlauer Römer, Cäsars Abgesandter, weiß sich in's helvetische Lager zu schleichen, tritt vor Orgetorix und versteht von Cäsars Größe so Bestechendes zu sagen, daß jener an Recht und Vernunft sowie am Erfolg seines verwegenen Planes verzweifelt und den Abgesandten, die bereits mit der Meldung kamen, daß die Dörfer brennen und ihre Stämme kriegsgewappnet Tag und Stunde des Abzuges zu erfahren verlangen, ruhig und zum Opfertode gefaßt erklärt: er widerrufe seinen eigenen Plan, werde sich nie an die Spitze der seiner Führung harrenden

stellen und ergebe sich in sein Schicksal. Da tritt eine neue, die Schlußwendung ein: Mitten in diesen Wirren nahen die Gesandten der Cimbern, eines früher von dem Helden O. auf's Haupt geschlagenen Stammes; sie erklären den helvetischen Stämmen den Krieg oder verlangen des Orgetorix Auslieferung. Dieser betrachtet die Entscheidung als eine Gunst des Himmels, liefert sich zum Märtyrertode den Feinden aus und scheidet in gefaßter Größe:

Seid stark und glücklich! Wahret eure Freiheit gut!
Ich bin bereit! Der Tod pflückt eine reife Frucht.

Dreierlei ist zu dieser Entwicklung zu sagen: Wir stehn im Jahre 57 vor Christo und unter den halb civilisirten helvetischen Völkerstämmen. Nach Zeit und Art und Culturstufe erwarten wir sonach Handlung, rasche und gewaltsame Entscheidung, durch's Schwert sich lösende That, nicht die Finesse der Rathsversammlungen und Gesandtschaftsreden. Wir erwarten den Helden, wie Geschichte und Sage ihn geben, die idealisirende Verfeinerung seines Wesens steht der ganzen Zeitanlage zu sehr abwärts, ist forcirt, daher unmotivirt. Endlich ein bedenklicher Einzelpunkt: Woher kommt von heut auf morgen der totale Umschlag in der Seele des Helden? Im ersten Aufzuge wandelt er gefaßten Schrittes seine Wege und vereinbart mit den Gesandten der verschiedenen Völkerstämme männlich fest und ohne alle Ueberstürzung die große Action. Im zweiten Acte tritt ein verschmitzter Römer auf, lügt vor wegen Blutrache verfehmt zu sein und beschwatzt denselben kriegerischen Volksführer, der sich selbst so eben Glück gewünscht hat, daß er nun im reif überlegten Mannesalter stehe und nicht mehr nach den übereilten Eingebungen und unsichern Planen der Jugend handle, diesen selben Mann, der gar nicht untersucht, durch hochgehende Reden von Cäsars und Roms Größe, daß er ein Träumer und Grübler wird, sein eigen Lebenswerk umwirft. Wo liegt da die Motivirung? wo die psychische Berechtigung? Ist's des Mannes, und vollends des großen Mannes, der ja gerade dieses idealisirte Volkshaupt sein soll, ohne Prüfung und Bedenken vor einem vorgespiegelten Bilde die Segel zu streichen, einen ganzen Lebensplan fallen zu lassen und thatenlos sich und die Stämme, die er mit sich riß, einem fatalistischen Schicksal hinzugeben? Kurz, zu dieser Wendung, auf der die ganze tragische Catastrophe ruht, fehlt uns jeder stichhaltige Erklärungsgrund, und der Monolog des Orgetorix zu Anfang des dritten Aktes gibt keine Lösung. Etwas ganz Andres ist's, wenn in ähnlicher Weise die Tochter Epona des Orgetorix von dem schmeichelnden Dämon, der ihr von milderen Auen, feinerer Sitte und höherer Achtung des Weibes vorschwatzt, sich bethören und fangen, sich verführen und zur heimlichen Flucht verleiten

läßt, auf welcher sie beide umkommen. Hier war kein Lebensplan umzustoßen und die Wandlung von vorn herein im Wesen des Weibes angelegt. Seh'n wir sie ja schon in der ersten Szene nur widerstrebend sich dem Looſe fügen, daß der Vater sie wahllos als Gattin dem Fürsten Dumnorix zuführt, der selber mehr an Kampf als Ehefreuden denkt; in dem Kopfe dieſes Mädchens sind ganz andere Vorstellungen von Anerkennung und Würde der Frauen gewachſen, und sie steht mit ihren Ideen stark außerhalb des Stammverbandes. Dieſe ganze Episode bildet ein schönes Stück des Gesammtbildes. Wir bezeichnen es als einen zweiten glücklichen Einfall der Composition, daß einleitend einer der Gesandten auf die Geschichte jenes römiſchen Feldherrn zu ſprechen kommt, der beleidigt sein Vaterland verließ, die feindlichen Stämme gegen Rom führte, dann berenend ihre Plane kreuzte und dafür als ächter Sohn seines Vaterlandes fiel. Gibt sich ja dieſe Erinnerung als stammverwandtes Seitenbild zur Geschichte unſeres Helden ſelbſt. Die Zeichnung des greiſen Helden Divico ist gelungen — ein Bild aus alten Tagen, ehrwürdig auch in seinen Ecken und Härten; er ist ein ganzer Mann, nicht modernisirt, wie's denn doch dieſer Orgetorix mit ist, der über Tod und Völkerfrieden in ganz modernem Styl deklamirt (5. Akt, Szene 1); und nicht gebrochen wie dieſer, deſſen Selbſtaufopferung vom Augenblicke der verwandelten Erkenntniß an nur die Variation auf das Thema ist, da er kurz vom Tode sagt: Den eben such' ich. —

An Einzelstellen die Darlegung uralt heiliger Stammſitten, den primitiven Völkerzeiten angehörend.

Buddha. Epiſche Dichtung in zwanzig Geſängen.

Ganz orientaliſch-indiſche Färbung und Weltanſchauung, in die uns genau schon das „Zum Eingang" beſtimmte Lied einführt; seine Schlußworte mahnen das Volk dieſer Tage dem Klange des folgenden Geſanges zu lauſchen,

wie ein Mann wohl lauſchte,
Vernähm' er ihn — dem wunderſamen Sange,
Aus deſſen Tönen ihm's entgegenrauſchte:
Vor dieſem Leben, — lange, lange —
Haſt einſt du ſchon gelebt. Das Kleid nur tauſchte
Dein Geiſt auf ſeinem ruheloſen Gange!

Der Buddha ist nach Sinn und Weſen als ein philoſophiſches Epos zu bezeichnen: die mehr innere als äußere Geſchichte des ſpäter als Incarnation der Gottheit verehrten Religionsſtifters, eigentlich indiſchen Königsſohnes Siddharta bis zu dem Augenblick, wo er über die erſten ihm folgenden Völkerſtämme den Segen einer neuen Religion der Liebe als beglückenden Weltfrieden ausgießt. Wir ſagen: mehr innere

als äußere Geschichte; denn trotz Allem, was an äußern Dingen geschieht, und es ist dessen genug, ist das Hauptobjekt doch ein inneres Geschehen, ein Geistes- und Seelenkampf, bis der junge Held sich zur Klarheit über seine Lebensbestimmung emporgerungen hat. Er muß Alledem entsagen, worein der Mensch gewöhnlich Werth und Bedeutung seines Lebens setzt: Als siegreicher und von seinem Stamme gefeierter Held bricht er mitten im Siegeslauf ab, weil er den Krieg als die Geißel der Menschheit erkennt; eine junge schöne Geliebte verläßt er, weil sie nicht den Muth hat, ihm in seine hohe isolirende Bestimmung zu folgen; Herrschaft und Reichthum läßt er fahren, und dafür gibt ihm der erbitterte alte Vater und König den Fluch auf den Weg; die Heimatstadt und den väterlichen Volksstamm verläßt er, weil Niemand ihn versteht, ganz Anderes von ihm verlangt wird, als er plant, und er zuerst in der Einsamkeit mit sich ringen und sein Lebensgeschick bestimmen muß. So lebt er eine Zeit über als Eremit in der Einöde, wo ihm noch einmal verlockend des Lebens volle Herrlichkeit entgegentritt, aber auch des Lebens schweres Leid und volle Bitterkeit, in seiner Bestimmung ihn festigend. Das ist Prophetenschicksal und Prophetenkampf, und das sind die Phasen, aus denen innerlich der weltversöhnende Religionsstifter und Philosoph herauswächst. Aber auch äußerlich sind der Thaten genug: das Leichenfeld nach geschlagener Schlacht und die Verfolgung des feindlichen Königs, bis der Verzweifelnde vom höchsten Felsengrate sich in's Meer wirft; der furchtbare Stadtbrand, der Hütte und Tempel, Krippe und Altar in Glut und Asche untersinken macht; der unerbittlich glühende Sonnenbrand und daraufhin der verheerende Orkan, die beide das prächtige Thal von Kaschmir als Einöde hinter sich lassen und den verzweifelten und dezimirten Stamm seiner Bewohner zwingen irgend anderswo vom Mitleide der Natur oder der Menschen eine neue Heimat zu erflehen; der letzte Rachekampf zweier Völker, bis das eine als elender Rest ganz daniederliegt und seine Krieger und seine Hauptstadt sinken sieht; dazu als Seitenstück das blutig fanatische Treiben einer priesterlichen Büßersekte, die den gegen ihre Priester und Götter sich Wagenden mit Schwert und Spieß zu vernichten kommen und statt des Entflohenen ein ganzes Dorf und Thal zerstörend heimsuchen. Zwei eigengestaltige Episoden fallen herein: der lebensmüde Alte mit seinem zahmen Löwen in der Felsenhöhle stellt uns den ächt orientalischen Eremiten vor, der nur noch mit der Natur lebt und vom Menschen, seinen Werken und Missethaten längst nichts mehr gesehen hat; der Sänger- und Werbezug eines indischen Fürsten aber hat jenen feinfühligen Charakter an sich, als spielen sich die Strophen eines mittelalterlichen Minneliedes vor uns ab. Dort die Weltentsagung, hier der Weltgenuß, beide ächt orientalischen Zuschnittes.

Einige Noten zur Form. Das Epos in seinen 20 Gesängen ist in Oktaven geschrieben und diese Prachtstrophe mit der bekannten Feinheit, Correctheit und Eleganz des Autors durchgeführt; Vers- und Satzbau, Reim- und Strophenbehandlung sind untadelhaft, sind schön. Und doch klingt auch diese Form, ein ganzes langes Epos hindurch unverändert (die wenigen möglichen Wechsel im Reimbau zählen kaum) beibehalten, schließlich monoton. Das führt uns auf eine Formfrage allgemeinster Natur: Ist die Oktave trotz aller vorangegangenen Beispiele nicht als die richtige Form für's große Epos anzuzweifeln? Behält sie nicht überwiegend lyrischen Charakter bei? Zunächst dieses: Jedenfalls ist die Oktave bedeutend schöner und bietet namentlich in ganz freier Behandlung bei Weitem mehr Beweglichkeit, Wechsel und Geschmeidigkeit als die ungeheuer eintönige Nibelungenstrophe mit dem ewigen Nachklappern des überzähligen Fußes in der vierten Zeile. Zweifeln wir aber das Recht der Oktave in der obbezeichneten Erweiterung an, so erweitert sich die Frage wie folgt: Haben wir überhaupt in der Gegenwart für's Deutsche eine unbedingt sanctionirte epische Form? Wir sagen ohne Bedenken: Nein! Wir würden dem Epiker, um der drohenden Monotonie zu entgehen, zweierlei rathen — und das Gefühl ist uns gleicherweise bei C. F. Meyer's „Hutten" aufgestiegen —: Warum sich überhaupt an eine geschlossene Strophenform halten? warum soll der Epiker nicht in freien Versreihen vorgehen, die sich nach dem Ablaufe des Inhaltes erweitern oder zusammenziehen? Oder dann: er wähle allerdings eine geschlossene Strophe, werfe aber unbedenklich gewisse Mittelpartien episodischer Art — Stücke lyrischer Natur, descriptiven Tons, wie Darstellungen aus dem Naturleben, Bilder von Schlachten, großen Catastrophen, rednerische Darstellungen, kurz Dinge, wie sie sich in jedem Epos finden — unbedenklich in eine andere Form hinein; dafür kann gesorgt werden, daß der epische Bau darüber keinen Riß erleide. —

Ein erschreckend deutlich gegen die Kriegsfurie und ihre Gräuel sprechendes Bild ist's, wo unzählige Geierschwärme sich auf's Leichenfeld herunterstürzen und die Raubschlacht unter sich anheben, oft noch in den Lüften kämpfend.

Es ist der schwere Kampf im Geiste des Propheten, der sich gegen die alten Göttervorstellungen und ihre Einmischung in's Menschenleben sträubt; der Kampf, der bei den Szenen des mit der Vernunft schwer vereinbaren Untergangs, so dem riesigen Brande der Stadt, dem Ertrinken des schuldlosen Brüderpaares im Strom, gewaltig ausbricht. Dort, als mit den Hütten auch Tempel und Altäre zusammenbrennen, wirft er die zürnenden Worte hin:

„In dieser Gluth muß springen
Das alte, eisenfeste Lügenband,
Womit die Götter man den ird'schen Dingen
Verknüpft; wo zeigt sich ihre mächt'ge Hand?
Die eignen Tempel sehn sie niederbrennen —
Wer möchte sie noch ferner Götter nennen?"

Es ist eine prächtig anziehende orientalische Mähre von König Lomapad und seiner Tochter, dem in Waldestiefen als Eremit lebenden Braminen und seinem Sohn, ein Liebeleben natürlichst anmutheuder Art (Gesang 9), und auch seine Lehre ist gegenüber dem leblosen Priesterwahn von der büßenden Entsagung der lebensfrische Humanismus, der da segnend sagt:

Göttlich ist das Leben,
Genießet sein; — nichts hab' ich zu vergeben.

Und:

Der Preis
Wird denen nicht, die scheu das Leben meiden,
Das warme Herz verwandeln wie zu Eis.
Den gut' und bösen Tag mit gleichem Gruße
Zu grüßen, das ist Menschenglück und -buße.

Wir repetiren als Schlußergebniß der ganzen Philosophie und Religion dieses indischen Buddha folgende Verse der Erkenntniß und des Entschlusses:

Verderblich war ein Glaube, der uns wehrte,
Dies Leben als das Endspiel anzusehn;

Und:

Statt nach Gerechtigkeit zu Gott zu schreien,
Laßt selbst vom Frevel uns die Welt befreien!

Kalospinthochromochrene oder der Wunderbrunnen von Js.

Der Dichter tritt uns da in einem gründlich verschiedenen Gewand entgegen, und doch wird man den unter dem spaßhaften Anonym Versteckten ganz leicht an der formalen Vollendung erkennen, die sich hier im feinen Bau der Oktave zeichnet; es ist die mit Eleganz verbundene Glätte und Leichtigkeit mit der vollen Vers- und Reimreinheit. Ein ganz anderes Gewand, da der Tragiker sich hier mit der vollen freien Lust im spaßhaft humoristischen Ton bewegt, mit einem starken Anhängsel satyrischen Gepräges; und es macht Vergnügen zuzusehen, denn nach Allem scheint ihm so wohl und leicht dabei wie dem Fisch im Wasser; das Behagen guckt aus beiden Augen heraus.

Der Stoff ist ein Rittermärchen ächtesten Schlags mit allen Zuthaten, die es braucht; der Ritt geht wirklich in's alte romantische Land.

Dem lustigen Ritterabenteuer mit obligatem Turnier, als dessen Preis für den Tapfersten nichts Geringeres als die Hand der Königstochter gesetzt ist, sind auch die nothwendigen Essenzen des Aberglaubens und des etwas gruselig Mysteriösen eingewebt, auch vorübergehend ein Stückchen Tragik. Das Objekt ist sehr kurz gesagt dieses: Ein armer Graf ohne Land und Geld, aber schön und redlich und tapfer, erhält durch Zufall oder vielmehr durch schelmische Fügung des Liebesgottes die sonst nur an vornehme Herren ergehende Ladung zum Turnier des Königs, macht auf der Fahrt und am Hofe die unerläßlichen Abenteuer durch und gewinnt durch physischen und moralischen Muth, den er bewährt, die Hand der anmuthigen Azenor. Damit die Verwickelung aber etwas stärker und die Situation romantischer werde, muß sich auch die ziemlich boshafte Schwester der Azenor, die gelehrte Dahüt, in unsern armen Grafen verlieben und will ihn mit Gewalt für sich gewinnen. Der wunderbare Zufall hat diesem den Schlüssel zu einem Brunnen in die Hände gespielt, der geöffnet die Schleusen des Meeres erschließt und Stadt und Land ersäuft; diesen dem König übergebenen Schlüssel raubt Dahüt und will nun durch die ihr verliehene Macht Alle zwingen. Aber der Brunnen fließt nicht; der Graf verbleibt der schönen Azenor; Dahüt kehrt befriedigt und geläutert zu einem frühern Geliebten zurück, den sie durch Spott und Mißhandlung zum Eremitenleben brachte; Alles endet in dulci jubilo, und der Gott Amor kichert hinter seinem Wolkenhimmel. Das wäre die Eine Seite, die pure mittelalterliche Romantik in ihrer närrischen Abenteuerlichkeit. Nun kommen aber die „Rösselsprünge in die modernste Gegenwart", und die sind so zahlreich und so keck oder toll, daß uns bei näherem Zusehen fast scheinen möchte, als sei eigentlich die ganze Geschichte bloß dieser Beigaben wegen da, und es sei dem Dichter nur darum zu thun, dem humoristischen Sarkasmus die Zügel schießen zu lassen. Das ist sein Recht. Geschont werden dabei am allerwenigsten die Kirche und Klerisei mit ihren Alfanzereien, dem Aberglauben und der Anmaßung, und beim Streite der Minister gemahnt es uns auf's Lebendigste, als bewegen wir uns am Hof eines mächtigen Fürsten aus unsern 70er Jahren.

Die Hiebe laufen übrigens lustig nach allen Seiten aus. Ihren Theil bekommt die drechselnde Pädagogik, den seinen das papierne Zeitalter mit seiner Lesewuth, die gehörige Beachtung, übrigens wiederholt unter Beiziehung ernsten Tones, der auf die unmittelbare blutige Zeitgeschichte geht, die friedelose Kriegssucht, dann die speculative Mammonssucht u. s. w., aber die besten Bissen sind doch immer für die Klerisei aufbewahrt, die hoffentlich unserm Dichter dafür dankbar sein wird, da sie sich bekanntlich in den letzten Jahren — gebessert hat.

Auf die Kriegsfurie geht in schwerem Ernste Gesang 5, Strophe 1 bis 7.

Der christliche Himmel in recht weltlicher Beleuchtung:

Wir aber lassen links die Hofburg liegen,
Wo selbst die frommen Heil'gen manchmal gähnen,
Die sich in Wolkenschaukelstühlen wiegen;
Wo Marcus seinem Löwen kämmt die Mähnen
Und Magdalena pflegt im Gras zu liegen
So schön wie sonst, nur ohne Büßerthränen.
Und eben darum ist's hier so langweilig,
Man ist so froh, so frisch, so rund, so heilig!

Die lustige Definition von „Tragödie", 6, 25.

Dazu:

Von Hofgunst hab' ich wenig nur erfahren;
(Den Hühnerhof im theuren Elternhaus,
Wo sehr in Gunst ich war bei unsern Schaaren
Gespornter Brama putras, nehm ich aus).

Gesang 7, Strophe 22 scheint als Spott auf die neueste Zeitgeschichte gemünzt. Und eben so gut findet ihre Illustration in dieser 11, 24. Auf die Kirche:

Sie hat das Feuer schon uns zu bekehren,
Das Wasser müssen wir ihr billig wehren.

Dito, als der Dichter einmal träumt, er halte in seiner Hand den Schlauch, woraus einst die Sündfluth geflossen:

Die Diplomaten zwang ich zu bekennen,
Wie oft die armen Völker sie betrogen;
Prälaten mußten ihre Schätzchen nennen, —
Was thut die Furcht nicht vor den Wasserwogen! —
Merkwürdig war mir sehr das hast'ge Rennen,
Die Todesangst gewisser Theologen,
Die sonst nur Himmelsmannasehnsucht pred'gen
Und doch des Lebens ungern sich entled'gen.

Zwei prächtige Situationen dürfen ja nicht übergangen werden. Unser fahrende Ritter kommt auf abgemagertem Klepper vor einer Herberge in der Königsstadt an; der Wirth aber, der dem neuen Ankömmling wenig Klingendes zutraut, wünscht ihn zum Kuckuck, weil er vor Jahren gewitzigt worden: Da kommt hochtrabend und vornehm grob und mit schweren Kisten, in denen natürlich Gold sein muß, ein Ritter gefahren, zecht Jahre lang drauf los und zahlt nicht; und als er stirbt, findet der Wirth in den Kisten Steine. Er rächt sich übrigens originell, indem er den Todten in den Rauchfang hängt, wo er noch dörrt. Unser Graf Arthur, wie arm er ist, kann das aus Standesstolz

nicht leiden, zahlt die dreifache Zeche des Geräucherten, läßt ihn feierlich bestatten, wofür er von dem Geiste das gespenstige Pferd Inferno geschenkt bekommt, mit dem er siegt.

Zweite Situation die boshaften Streiche der Dahüt, als sie mit ihrem verhängnißvollen Schlüssel Alle zwingt: der Vater König muß einen Bauern auf den Thron setzen, die Garde über ihre Helme springen, zwei feindliche Prälaten demüthiglichst sich umarmen und zwei galante Damen, die sich wie Spinnen hassen, sich küssen. — Diese Teufeleien sind ganz köstlich, unbezahlbar.

Mose und Zipora. Ein himmlisch-irdisches Idyll in zwölf Gesängen.

Mit dem etwas kecken Motto:

„Den wenigen Vernünftigen,
Jetzt Lebenden und Künftigen!"

Ein Product, mit welchem wir uns nicht recht befreunden könnten, und aus einem einzigen Grunde, denn kurz gesagt: wir finden es matt. Wollte das Idyll, wie wir nach dem Titel und der Eröffnungsscene im Himmel schließen sollen, ein hehres Lied der Liebe sein, welch' ergreifendere Töne ließen sich anschlagen! Es fällt uns nicht ein, hier das so laut gegen das Gedicht erhobene Geschrei von Profanation und weiß der Himmel was weiter irgendwie aufzunehmen oder zu unterstützen; aber vielleicht dieselben Stellen und Szenen, auf welche jener Lärm sich beruft, choquiren uns aus einem andern Grunde; der sehr leicht humoristisch und spielend gehaltene, in allerlei Familiaritäten mit Behagen sich ergehende Ton des Ganzen hat entschieden der Hoheit und dem Gehalte der Poesie geschadet. Dinge wie die folgenden dürften doch schwerlich anders als trivial genannt werden: wie der Herr Jehova, allerdings verkleidet, mit Abraham und Joseph an des Moses Hochzeit theilnimmt und dem etwas unzeitig geschwätzigen Abraham zur Strafe einen recht communen Streich vorerzählt aus dessen Ehestandsgeschichte mit der Sarah; ferner nimmt sich die Art, wie Jehovah den über den ersten Streit in seinem Eheleben unglücklichen Moses unterrichtet und zugleich zur Thatkraft anspornen will — Gesang 10, Strophen 36—43 — in Sprache und Reflexion denn doch so alltäglich, daß der Ton höchstens in eine Gesellschaft von Rinderhirten passen würde, von denen keiner ein Moses und keiner der in Menschengestalt auftretende majestätische Gott der alten Juden sein dürfte Die Beispiele sind leicht zu vermehren. Was wollen wir damit sagen? Wir wollen in keiner Weise in jene Lärmtrompeten einstimmen, die etwa über Versündigung gegen Glauben und Moral schreien; das ist Zopf. Aber auf der andern Seite wollen wir nicht den großen Propheten und Führer,

den Gesetzgeber und Reformator eines großen Volkes sammt dem Gotte, der ihn begeistert, ungekämmt und ungewaschen, wie sie eben aus den Betten gekrochen, im saloppen Schlafrock oder in der Kneipe vorgeführt sehen (ausgenommen, es geschehe im spaßhaft-humoristischen Märchen); das ist historisch und poetisch schief, verstößt dort gegen die Würde, hier gegen die Schönheit. — Auch die Erfindung ist, trotzdem daß Erde und Himmel als Schauplatz in's Bereich der Dichtung gezogen sind, nicht reich, ihr Flug scheint eher erlahmt. Nehmen wir den Fürsten der Hölle und einige seiner Streiche aus, so heben sich die Scenen eher nur matt ab. Wo sind die Farben des Orients? So selten jene feinen Strophen, wie etwa diese:

Die Halle war sofort versenkt in Schweigen,
So daß man nur die Wasser hörte quellen
Des Paradieses und von fern das Steigen
Der spätern Sterne, die die Nacht erhellen.
Denn leises Singen ist den Sternen eigen,
Ein Tönen, welches mächtig pflegt zu schwellen,
Je mehr der Stern sich nahet dem Zenith,
Und abnimmt leise, wenn hinab er zieht.

Noch stunden damals jene Sieben nicht
Als Engelfürsten auf des Thrones Stufen.
Es dienten vor des Vaters Angesicht
Zwei Wesen, Jom und Leilah nur gerufen,
Geschwister! Er, wie lautres Sonnenlicht,
Doch Leilahs langbefranste Lider schufen,
Sobald der Wimpernflor den Blick verhüllte,
Daß heil'ge Nacht die ganze Welt erfüllte.

Dagegen finden wir sans gêne ein nicht übles Stück moderner Weltanschauung und klar blickender Philosophie in einer Strophe, über welche die Frommen ein Kreuz schlagen mögen, wenn Jethro spricht:

„Ich sprach von Zeus. Ich sprach, er sei gestorben
Vor Schauder über seine Pfuscherei,
Die doch den Namen Kosmos hat erworben.
Ich sprach, er starb am grellen Wehgeschrei
Der Tausend, die kaum athmend schon verdorben,
Die nie erfahren, was Genießen sei,
Wohl aber zuckend manche Pein erduldet,
Und alles Dieses wehrlos, unverschuldet."

Widmann besitzt in allen Fällen — versuche er sich nun im Drama, in der Epik oder Lyrik, schlage er den ernst reflektirenden, ja tragischen oder leicht spielenden humoristisch ironischen Ton an — eine ganz erstaunliche Leichtigkeit der Versification, allgemein eine seltene Geschmeidigkeit, Reinheit und Feinheit der Sprachbehandlung; er schreibt

elegant. Der Fluß des Verses, die Sorgfalt im Reimen sind tadellos, seine Strophe in der Regel eine melodisch in sich geschlossene Einheit. Zu diesen äußern Vorzügen tritt da, wo er wirklich hohe, ernste und bedeutsame Stoffe untergelegt hat, ein noch schwerer wiegender innerer; das ist ein Adel der Betrachtung und eine Höhe der Weltanschauung, eine Feinheit der psychischen Entwicklung und Personenzeichnung, die jenen Gebilden den Stempel des charakteristisch Edlen aufdrücken.

W's. Dichterlaufbahn hat etwas Auffallendes: Ueberraschend früh ist ihm gelungen, seinen Namen zur Geltung zu bringen; zwei seiner glänzendsten Erzeugnisse sind Jugendarbeiten, und danach ist sein dichterischer Quell auffallend reich geflossen. Sehen wir ab von kleineren lyrischen und Gelegenheitsgedichten, so hat seit 1865 fast jedes oder dann jedes zweite Jahr ein dramatisches oder größeres episches Gedicht — also immerhin von weitgreifender Composition — gebracht. Aber darin liegt auch die große Gefahr. Es ist die Frage, ob der Autor sich nicht durch die Leichtigkeit des Schaffens hat verlocken lassen. Die Perle seiner Dichtungen bleibt heute noch die früheste der selbständig und groß angelegten, die Iphigenie; jene hellenische Feinheit und Reinheit der Form und der psychischen Zeichnung, jenen Adel des Gefühls und Gedankens, jene plastische Ruhe, die versöhnend wirkt, hat W. seither nicht wieder gefunden; nahe kommen an Gehalt höchstens der in der Zeit nächstfolgende Arnold von Brescia und der spätere Buddha. Wir können das Bedenken nicht unterdrücken, der noch nicht in der Mitte der 30er Jahre stehende Mann habe den Zenith seines dichterischen Schaffens bereits überschritten.

Seine bleibende Bedeutung beruht unzweifelhaft auf den drei eben genannten Schöpfungen.

## Aus „Iphigenie in Delphi".

Monolog der nach dem Haine des Apollotempels in Delphi erwartend gekommenen Elektra, als sie den Bruder gemordet glaubt:

### Dritter Aufzug.

#### Erster Auftritt.

Elektra
(allein).

Was ist's nur, das an diesen Ort mich fesselt?
Warum bin ich noch hier? Mir selbst zum Hohne
Noch hier? Ist hier denn meine Hoffnung nicht
In Staub getreten worden, und ist hier

Nicht ſtatt des lang erſehnten, ſchönſten Glückes
Nur neues Elend tückiſch mir erwachſen?
Ach! alle Thatkraft iſt in mir erlahmt.
Ein einzig Wort, und mich entführt zur Heimath
Der muth'gen Roſſe ſchneller Donnerſchritt.
Doch dieſes Wort wag' ich nicht auszuſprechen
Und ſchaud're vor dem Wagen, der ſo ſtolz
Mit mir durch die Gefilde rollend eilte.
Mir war's zu Muthe wie der Göttin wohl,
Wenn ſie vom fernen Himmelsrande ſehnend
Zu ihrem ſchönen Schläfer nächtlich ſchwebt.
Und jetzt ſollt' ich den Wagen wenden laſſen,
Daß er mich führ' in's düſt're Reich der Klagen,
Der langen, hoffnungsloſen Leidesnacht?
Auch hält hierher mich ein Gefühl gebannt,
Als dürft' ich Sühne von dem Boden fordern
Für alles Elend, das ich d'rauf erlebt.
Zwar thöricht iſt's, an Sühne da zu denken!
Wer fern am wilden Strand gemordet liegt,
Kehrt nimmermehr zurück, es wäre denn,
Daß ſeine Seele, ängſtlich zu mir ſchwirrend,
Den Ort mir zeigen wollte, wo der Leib
Noch unbeſtattet lieget, vom Gevögel
Des Himmels jammervoll entſtellt! — Weh' mir!
Gerechtigkeit vom Boden zu erwarten
Iſt Wahnwitz, und zu ſchelten Dich, o Erde,
Iſt Thorheit. Ha! Warum zum Himmel nicht
Heb' ich den Blick? Warum nicht zum Olymp,
Wo dieſes Alles, das mich Schlag auf Schlag
Getroffen hat, auf einmal ward beſchloſſen?
Du biſt's wohl ſelbſt Apollo, der mich kettet
An ſein geweihtes Heiligthum, damit
An meinem Jammer Du Dich weiden kannſt.
Ja, laß Dein gleißend Licht nur Buhlſchaft treiben
Mit dem weißſchimmernden, verlockenden
Felswänden des Parnaſſes; birg Dich nicht
In Wolken, — großer Gott! — Wie? Oder ſind's
Vielleicht die Leichentücher meiner Todten,
Die höhniſch Du im Weſten dort ausbreiteſt?

Ich fliehe nicht; freiwillig halt' ich still, —
Und wollte nur, daß ich in einen Mißton
Gewandelt würde, der durch die Gesänge
Der Priester, durch die feierlichen Hymnen
Schutzflehender Betrogner grell und schmähend
Ans Ohr Dir schlüge, jeden Lobgesang
Zuletzt verschlingend, und allein fortlebend
Und trotzig sich hinauf zum Himmel drängend,
Dem Geier gleich, der aus der dunkeln Nacht
Der Schluchten des Parnasses kreisend aufstiegt. —
— Warum bin der Titanen Enkelin,
Nicht ihre Schwester ich? Warum nicht lebt' ich
Zur Zeit, da Menschen, Göttern ebenbürtig,
Zu streiten wagten mit den Himmlischen?
Den Dithyrambus gegen jene Willkür,
Die sich als göttlich läßt vom Volk verehren,
Hätt' ich laut angestimmt, die steile Bahn
Voran stets schreitend: Nach, nach, edle Schaar;
Sie weichen schon! Vor meinem Sang erstarrt
Die mächt'ge Hand des Blitze Schleudernden.
Nicht solches wilde Festlied singen sie
Beim schwelgerischen Mahl auf Wolkenhöhen.
Ja, Götter, die Ihr habt in's Weltgebäude
Den weiten Schmerzensriß gethan, erzittert,
Wenn dieser Riß, schwarz klaffend wie ein Rachen,
Euch, euer Glück und Euren Ruhm verschlingt!

## Vierter Aufzug.

### Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie.

Wer naht? — Du biſt es, Bruder?

Oreſt.

Ja, ich bin's.

Und meine Seele preist das milde Licht,
Das mich Dich finden ließ; denn wie die Ahnung
Gewalt'gen, nahen Unheils war es mir

Im Herzen aufgestiegen, und voll Angst
Mußt' ich sofort Dich suchen.

Iphigenie.

Nun, Du siehst,
Wie mir nichts fehlt —

Oreſt.

Ich seh' es, Dank den Göttern!

Iphigenie.

Was aber konntest Du für mich befürchten?

Oreſt.

Ich weiß es nicht; doch scheint die Trennung mir
Von Deiner Seite schon genug des Uebels.
Ach! scheiden Sterbliche nicht oft getrost,
Und nur in Thränen finden sie sich wieder!
Vor allen uns hat einst im Wiedersehn
Das Schrecklichste gedroht. Bedenke das,
Und dann wirst meine Herzensangst Du theilen.

Iphigenie.

Du theile meine Freude. Wisse, Bruder,
Daß ich hier wart' auf eine fremde Jungfrau,
Zu der verwandtes Schicksal und ein Zug
Geheimer Aehnlichkeit mich führt. Sie sollte
Schon da sein, daß den Freundschaftsbund wir schlössen.

Oreſt.

Was? Einer Fremden schenkst Du solch' Vertraun?
Und fürchtest nicht, daß sie die dunkle Nacht
Benütze, Dich in Netze zu verstricken?

Iphigenie.

Der Mund, um den des Schmerzes Schlangenspur
Sich kräuselt, und das Aug' in Thränen glühend,
Die täuschen nicht. Und wenn sie mich umstrickt,
Ist's mit des Jammers Arm, der Liebe sucht.

Oreſt.

Doch ist sie fremd, und wer's erleben mußte,
Daß Blutsverwandtschaft selbst nicht hemmen kann
Verworf'nes Thun — wird fremdem Wort er glauben?

Iphigenie.

Unedle Worte fließen Dir vom Munde
Und thun mir weh; denn, ach! die ganze Wucht
Des Leides, das Dich traf, wird mir erst klar,
Seh' ich, wie des Vertrauens edler Keim
In Deiner Bruſt erſtickt ward. Wehe!
Das iſt der Fluch des Unglücks, daß es oft
Unſchuld'ge trifft und ſie zu Schuld'gen macht,
Und ſo ſich Recht erwirbt, ein Herz zu martern,
Worin es anfangs rechtlos nur gehaust.
Es meidet drum die Menge den Betroffnen
Und fürchtet ihn, wie ſie das Haus, worein
Der Blitz gefahren, anfangs zwar betrauert,
Doch bald verwünſcht und haßt, weil es die Flamme
Zum eig'nen und der Stadt Verderben nährt.

Oreſt.

O! Heil dem auserleſ'nen Sterblichen,
Dem ſtill und friedlich rinnt der Jahre Strom!
Hold reihn die Tage ſich ihm aneinander
Wie Wellen, die von einem Gott gelenkt,
Nach deſſen Leyer ebenmäßig gleiten;
Was früh der Morgen pflanzt, bethaut der Abend,
Die Nacht bewahrt's, der nächſte Morgen bringt's.
Da giebt's nicht Täuſchung noch verlorne Müh,
Drum nährt auch Argwohn nicht noch Bitterkeit
Die Seele; mit dem hellen Blick der Liebe
Schaut ſie umher, und Alles ſtrebt ihr zu.
Dieß iſt der Götter Loos; drum ſind ſie gut,
Und wen empor ſie heben, der iſt gut,
Gleich ihnen edel, groß und königlich.
Doch weh! dem Leidumdüſterten, dem Armen,
An dem die Schuld, an dem der Kummer nagt,
Ihm wühlt der Windeshauch, der Andern Blüthen
Und Düfte bringt, den Moderſtaub nur auf
Aus dem geborſtnen Aſchenkrug der Ahnen,
Und ſtreut den Trauer-Schnee auf ſeinen Pfad.
Gemäßigter Genuß iſt ihm verſagt;
Der Schatten kühlt ihn nicht, als wenn er eiſig

Zugleich sein Herz durchfröstelt; — und die Sonne,
Wenn sie ihn wärmt, versengt sie ihn zugleich.
Schlafsuchend fällt er in ein dumpfes Brüten.
Ein wilder Traum schreckt ihn; er rafft sich auf,
„That", ruft er, „That" — sie wird zur Gräuelthat.

Iphigenie.

Doch laß uns auch das And're nicht verbergen,
Daß ein gewalt'ges Schicksal hohen Ruhm
Dem Manne einbringt, der es edel trägt.
Ihr Leiden macht die alten Helden groß.

Oreſt.

Ihr Leiden? Nein doch, ihre Thaten, denk' ich.

Iphigenie.

Im Schmerz ausharren ist die größte That.

Oreſt.

Dann muß der Schmerz es sein für eine Welt,
Wie's von Prometheus heißt in alten Liedern:
An seinen Eingeweiden mästet sich
Gefräß'ger Geier wilder Flug, weil einst
Der nun Gebändigte den Sterblichen
Schutzgott und König wollte sein. Es drängte
Sich das von ihm geschaffne Menschenvolk
Vertrauensvoll an ihn; er saß hochhäuptig
In seiner Kinder Mitte, und die Arme
Streckt' er weit über die unschuld'ge Schaar,
Daß nicht der Götter Frevelmuth und Herrschsucht
In Knechte sich die leichtbethörte Menge
Verwandle. — Da ward ihm sein Loos bestimmt.
Doch an die einfach edle große Seele
Kommt nicht der Schmerz, sie überdauert göttlich
Den Geyerbiß und harret der Erlösung.
Wir aber, stets bewegt von tausend Trieben,
Nach allem strebend und doch nichts vollendend,
Wie sollten wir den ernst erhabenen
Kraftvollen alten Helden uns vergleichen?

Iphigenie.

Einſt ſah von Bergeshöh' ich einen Strom,
Der breit am Rand der dunkeln Ebene
Hinfluthend, ſilberglänzend in den Himmel
Sich zu ergießen ſchien; — und als ich hin kam,
Floß er, wie and're Erdenſtröme, ruhig,
In ſeinem Bett, und hoch auch über ihm
Wie über allem ſtand der ferne Himmel.
So in das Dämmerlicht der alten Zeit
Entrückt, erſcheinen Götter uns die Ahnen,
Und waren Menſchen arm und reich wie wir.

Oreſt.

Die Ahnen! ach! was reden wir von ihnen,
Da ungerufen ſie um dieſe Stunde
Wie Wolkenſchatten ſteigen in mir auf!
Des Hades finſt'res Thor entſendet ſie,
Den Enkel ſuchen ſie und wollen nicht,
Daß ihm allein ein roſig Glück aufdämm're.
Mir iſt, als griffen tauſend ſchwarze Hände
Nach meinem Herzen —

Iphigenie.

Fliehe denn an meins!
Hier wagt kein neid'ſcher Feind Dich anzutaſten.

Oreſt.

Wohl! Wenn Du ſo um mich die Arme ſchlingſt,
Bin ich geſichert. — Keine Mauern ſchützen
Vor Rache und Vergeltung, wie die Liebe.

Iphigenie.

So ſei getroſt, denn morgen wird uns Beide
Die Fülle göttlichen Erbarmens liebreich
Umfließen, wenn wir uns im Heiligthum
Darſtellen; völlig wirſt Du da geheilt.
Jetzt weint zuweilen Deine Seele noch
Gleich einem Kind, das ſchluchzt, nachdem bereits
Der Schmerz vorbei und ſüßer Schlaf ihm freundlich
Die Sinne löst; noch hängt an ſeinem Auge
Die letzte Thräne, noch entflieht der Bruſt

Ein Seufzer — doch die bitt're Fluth verſiegt,
Ein holder Traum ſteigt freundlich in der Seele
Des Thränenmüden auf, — ein frohes Lächeln
Verklärt ſein Antlitz; Ruhe herrſcht und Glück.
Und was uns winkt, das iſt nicht blos ein Traum,
Das iſt ein wahres, friſches, waches Glück.
Die Nacht iſt überwunden, und bald ſchmücket
Uns Helios die väterliche Halle
Mit gold'nem Glanz; o! welche Seligkeit,
Wenn dann der Freund, die Schweſter, Du und ich
Auf des Palaſtes hoher Zinne ſtehn,
Ein treues Volk zu Füßen und den Himmel
In lichter ſchöner Klarheit über uns!

Oreſt.

Gemeinſam ruhn wir, Eines ſtill im Andern,
Froh, wie die Sterne, die in ew'gem Spiel
Licht geben und empfangen; nicht mehr lauert
Der Trennung Schreck auf uns, noch wagt der Fluch
Die Schwelle zu entweihn, wo Segen wohnt;
Und dieſer Segen, Schweſter, ſtammt von Dir,
Wie jetzt auch wieder liebend Du's verſtanden,
Die Sorgen, die mit ſchwerem, trägem Flügel
Die Seel' umflatterten, hinwegzuſcheuchen. —
Doch kommt! Schon nachtet es; den heil'gen Hain
Durchſchreitet wohl in ſolcher ſtiller Stunde
Der Gott, der ihn bewohnt; ein Windeshauch
Weht vor ihm her, die Wipfel neigen ſich
Und winken rauſchend jedem Sterblichen,
Zu fliehn; denn nicht erträgt des Menſchen Auge
Das Anſchaun reiner Gottesfülle. Komm!

Iphigenie.

So laß uns gehn; es iſt nun längſt verſtrichen
Die Friſt, die ich der Fremden eingeſchärft.
Mög' ihr kein Leid begegnet ſein! Es heile
Ihr und ein jedes wunde Herz der Gott!

## Aus „Arnold von Brescia".

### Fünfter Aufzug.

#### Dritte Scene.

(Dunkler Kerker. Arnold schläft, an eine Säule gelehnt. Es treten ein der Gefängnißwärter, ein Priester und ein päpstlicher Hauptmann mit Leuten, welche Fackeln tragen.)

Gefängnißwärter.

Er schläft!

Hauptmann.

So weck ihn.

Priester.

Was zauderst Du?

Gefängnißwärter.

Süß ist der Schlaf, der Tod voll Bitterkeit!

Priester.

Denkt man so weich in diesen harten Mauern?
Nun, — kann ja selbst ihn wecken.

(Er schüttelt Arnold bei der Schulter.)

Arnold

(im Traume).

Nein — o Herr!
Willst Du sie Alle tödten, — tödt' auch mich.
Ich — mag — nicht Noah sein —

Priester.

Wach auf, Du Träumer.

Arnold

(erwachend).

Wer sprach dies Wort? ein Priester! Ja, ihr habt
Von jeher meine schönsten Traumgebilde
Mit roher Hand zerstört.

Priester.

Jetzt sind wir hier,
Das Urtheil Dir zu künden.

Arnold.

Welcher Richter
Darf, ohne mich zu hören, mich verdammen?

Prieſter.

Der heil'ge Vater, den Dein Leben lang
Mit frevlem Trotze Du geläſtert haſt,
Den dieſe Nacht noch der verführte Pöbel
In wildem Kampf bekriegt.

Arnold.

O! ſagt mir Eins,
Wie iſt's dem Volk ergangen?

Prieſter.

In der Hölle
Laß Dir's berichten von den Sünderſeelen,
Die deutſches Racheſchwert hinabgeſandt.

Arnold.

So brich, o Herz!
(Er birgt das Geſicht in den Händen.)

Prieſter.

In Buße ſollt' es brechen,
Denn Deinem Ende biſt Du nah.

Hauptmann
(ein Pergament entfaltend).

Vernehmt
Den Urtheilsſpruch: Wer Chriſti heil'gen Tempel
Zerbricht, deß Leib ſoll auch zerbrochen werden.
Drum als Empörer wider unſern Glauben,
Als Feind der Kirch' und des gekrönten Kaiſers,
Sodann auch um des jüngſten Aufruhrs willen
Sei dieſer Volksbetrüger zu der Strafe
Des Feuertodes auf erhöhtem Holzſtoß
Verdammt und ſonder Aufſchub ſolches Urtheil
An ſeinem Leibe zu vollziehn. Die Seele,
Wenn er bereut, ſei Gottes Gnad' empfohlen.
Alſo zu Rom gegeben, wohl bekräftigt
Mit päpſtlichem Sigill — für Hadrian
Des heil'gen Stuhls Präfekt: Petrus Johannes.

Arnold.

So ſeid ihr endlich denn an's Ziel gelangt,
Und Euch verfallen iſt dies arme Leben!

Hauptmann.

Des heil'gen Stuhls Erbarmen, ruf' es an!

Arnold.

Wer will am Dornbusch gute Früchte ſuchen?
Und was thut ihr an mir? Was doch zuletzt
Der Tod uns Allen thut. Auch an die Krone
Des Papſtes rührt er, und mit kalter Hand
Reißt er dereinſt den Kaiſer in die Tiefe.
Doch iſt dasſelbe nicht mein End' und Eures.
Ihr lebt zu Tod' Euch, und mich tödtet Ihr
Zum Leben. —

Hauptmann

(zum Gefängnißwärter).

Schließ' ihn los.

(Zu Arnold.)

Nach kurzer Friſt
Erſcheinen wir, zum Holzſtoß Dich zu führen.
Schon graut der Morgen.

Arnold.

Seh' ich einmal noch
Sein gold'nes Licht!

Prieſter.

Bekehre Dich, die Beichte
Nehm' ich Dir ab.

Arnold.

Laßt mich zum letzten Male
Der Einſamkeit vertrautes Säuſeln ſpüren;
Gewährt mir dieſe Gunſt, entfernet Euch,
Bis als Trabanten Ihr des Todesfürſten
Das Opfer abzuholen kommt.

Prieſter.

Wir weichen,
Und Gottes Gnade weicht mit uns von Dir.

(Sie laſſen ihn allein.)

Arnold.

Es endet fürchterlich mit mir! — Zertrümmert
Mein Werk, bevor die Werkſtatt noch, dies Haupt

Von Flammenzorn umrast, von Qualm umwallt,
Zerbröckelnd in gefräß'gen Gluten stirbt.
Und doch ist Heil für mich im Tode nur.
Wenn meines Daseins letzte Spur vertilgt,
Wenn auch der Rauch nicht ob der Stätte mehr
Des Grauens schwebt, wenn ein verschollnes Lied
Die Kunde meines Endes ist, dann schmieget
Vielleicht so Mancher, der jetzt meinen Tod
Bereitet, in die Hand sein graues Haupt
Und furcht die Stirn' und starrt vor sich zur Erde,
Schließt fest den Mund und spricht nur mit Gedanken:
„Mein Aug' ist alt und trüb, ein blut'ger Fleck
„Schwimmt in der Luft, wohin mein Blick sich wende."
Und mitten in der Nacht läßt er sein Lager
Und weckt die Hausgenossen und umarmt
Den Sohn und ruft: „Wohl Deiner reinen Seele,
„Die Welt ist arg; o! hüte nur vor Mord
„Dein kleines Herz;" dabei zieht er den Knaben
So fest an sich, daß der erschreckt und weinend
Sein Haupt verbirgt, — und Kind und Vater zittern. —
Die Reue kommt, doch auch Vergeltung kommt.
Es hätte mich dies Volk vergessen mögen,
Wär' ich in seiner Mitte hingewelkt,
Ein vielgeehrter Greis, vom Todesengel
Zuletzt in stiller Schlummerstund' entrückt.
Doch den gemarterten, verbrannten Meister,
Den für die Freiheit Hingeopferten
Vergißt mein Volk in tausend Jahren nicht.
Und wenn der Kampf beginnt und der Tyrann
Von allen Gegenden des Himmels her
Die erzumpanzerten gewalt'gen Schaaren
Zusammenführt und seine Reihen schließt,
Dann aus des Volkes Mitte tönt es: Arnold!
Und mit dem Worte zieht's wie Wolkennacht
Herauf, es flammt blutroth die alte Schuld
Am Horizont, — und vor dem Zeichen birgt
Sein Antlitz der Despot, und ihn erstücket
Der Vorzeit ungerecht vergoss'nes Blut. — —

O! tausend Quellen meines Herzens brechen
Urplötzlich auf, und ein erquickend Bad
Bereiten sie dem Sterbenden; ein Meer
Von Hoffnung ist's, worein ich tauchen darf
Und von der Stunde Qualen mich befrein:
Komm, komm, o Tod; wenn in der Rosenlaube
Du jetzt vielleicht ein liebend Paar belauerst,
Brich nicht hervor; des Frühlings wonn'ge Kränze
Zerraufe nicht, der Liebe süßes Lächeln
Verwandle nicht in bitt're Traurigkeit.
Hier steht ein willig Opfer; — eile Tod! —
Bebst Du, mein Leib? — Ja, Flammenpein ist gräßlich,
Und dreimal gräßlich, daß es Menschen sind,
Die mir sie schaffen. Wechselvolle Welt!
Da ist kein Weib, das nicht vor Ungemach
In treuer Sorg' ihr Kindlein wohl bewahrte,
Mit festem Arm vom Feuer weg es risse,
Wenn's spielend sich der Flamme naht. O! Weib,
Und wenn sie Dir dereinst Dein Kind verbrennen?
Auch ich war einer lieben Mutter Sohn. —
Ha! fluchbeladne Welt, wer kann entlasten
Von allem Jammer Dich? — ha! schmutz'ger Strom
Der Zeiten, — ist ein Liebesocean
So groß, daß Du in seiner Fluth verschwindest?
Wenn sich der schmerzgetränkte Weltenraum
Mit des Jahrhunderts Höllenqual vermählet,
Erzeugen sie in buhlerischem Ringen
Dann nicht titanenhaften Daseins Haß,
Und in von Krampf gepreßter Menschenbrust
Die Sehnsucht nach dem Chaos der Vernichtung?
Herbei, ihr Scherzen, fort zum Scheiterhaufen!
Daß dieses Herzens Flammengluth ersterbe.
Wohlthät'ger Freund heißt mir der Tod, — ein Retter
Aus weltengroßem, neuem Schmerz.

(Der päpstliche Hauptmann, der Priester und der Gefängnißwärter treten mit einer bewaffneten Schaar ein.)

Hauptmann.

Die Frist ist um; bald steigt die Sonn' empor,
Und Alles ist bereit.

Arnold.

Ich bin es auch.

Hauptmann.

Du gehst zum Tod, und nach der alten Sitte
Frag' ich um Deinen letzten Willen Dich,
Bestellt, wenn nichts Verbotenes Du forderst,
Den Wunsch Dir zu gewähren.

Arnold.

Heißt es nicht,
Des Menschen Wille sei sein Himmelreich?
So will ich, was allein ein Himmelreich
Mich dünket: Fried' und Wahrheit wohn' auf Erden.
Der Letzte mög' ich sein, der also stirbt.
Erkenntniß wünsch' ich dieser Welt des Wahns,
Und Freiheit den bedrängten Völkern allen.
Was meines Lebens erster Wille war,
Der Menschheit Glück -- es ist mein letzter Wille.
Doch bleibt er unerfüllt, wo nicht Vernichtung
Ich denen wünsche, die mich jetzt verderben.
Nicht wohnet Rachedurst in meiner Seele,
Doch, weil sie böse sind, weil Lug und Trug
Zu ihrer Rechten stehn und ihre Krone
Gewaltthat heißt und Blut ihr Herrschermantel,
Drum ist mein letzter Wille gegen sie,
Die gegen jedes Guten Willen sind.

Hauptmann.

Ohnmächt'ger Wunsch. Es thronen Papst und Kaiser
In hehrer Majestät. Du fällst sie nicht!
Zeit braucht's, bis eine Welt in Stücke geht.

Arnold.

Dies Wort macht zum Propheten Dich. Fürwahr!
Zeit brauchts, — sonst nichts.

Priester.

Und deine Zeit ist um.

(Der Gefängnißwärter schließt eine Mittelthür im Hintergrunde auf. Man sieht den Holzstoß, päpstliche Soldaten mit Fackeln und Spießen ringsum. Im Augenblick, da sich Arnold gegen den Holzstoß wendet, geht die Sonne auf und beleuchtet mit vollen Strahlen die ganze Scene.)

Arnold.

O! heil'ges Sonnenlicht, sei mir gegrüßt!
Vom Himmel strahlst Du liebendes Erbarmen
In reinen, goldnen Strömen niederwärts;
Doch grimmen Hasses Feuergarbe lodert
Als Antwort Dir entgegen. Menschheit! Menschheit!
O! wirf in diese Gluth, die lüstern schon
Nach mir aus heißem Flammenrachen züngelt,
Des Bruderhasses unbarmherz'gen Trotz
Und Deiner wilden Lüste Sclavenketten.
O! wirf hinein die Götzen Deiner Seele
Und die Altäre, wo Du Dich verblutest
Um eitler Lüge willen. — Wird mein Holzstoß
Zur Freiheitsfackel und zum Freudenfeuer
Der von Tyrannenzwang erlösten Menschheit,
Entzündet sich an meinem Scheiterhaufen
Die Liebe zum mitstrebenden Geschlecht,
Das Gleiches hofft und ewig Gleiches duldet, —
Dann rauscht im Tode mir ein Lebensquell,
Und Himmelssöhne halten mir den Becher,
Den Feuertrank der ew'gen Lieb' und Jugend,
Sanft lächelnd an den schmerzgeschloss'nen Mund.
Die Hölle krachet unter mir zusammen,
Und in dem Himmel tragen mich die Flammen!

(Er geht bei den letzten Worten schnell gegen den Holzstoß ab. Alle ihm nach außer dem Gefängnißwärter, welcher die Mittelthür schließt, als eben der Scheiterhaufen aufflammt.)

Gefängnißwärter.

Ich kann's nicht sehn! — So wahr Gott lebet: Dieser
Ist besser als die ihn zu Tode bringen.
Und Reue faßt mich, daß den Frommen ich
Zu seinem Tod im Kerker aufbewahret.
Doch will ich gehn und vor das Volk hintreten
Und sprechen: Strafet mich! —

(Dumpfes Geräusch des zusammenbrechenden Holzstoßes.)

Ha! dieser Schall! —
Das Blut gerinnt zu Eis mir in den Adern.
Nun ist's geschehn, und vor den Engeln Gottes
Verklaget uns der reine lichte Geist.

(die Kerkerschlüssel wegschleudernd.)
Fluchwürd'ges Amt! — So werf' ich Dich von mir,
Will nicht mehr in der Hölle Pförtner sein,
Fort! Fort! die arme Seele mir zu retten.
(Ab.)

## Aus der Schluss-Scene.

Andrea.

Es ist der Kirche Geist,
Den's unabläßig Blut zu trinken lüstet
Und dieser Geist entgeht der Strafe nicht.
Jahrhundert um Jahrhundert mag verrinnen,
Er bleibt gespart, langlebig wie er ist,
Bis endlich jene Zeit der Völker kommt,
Wo alter Schulden man gedenkt und furchtbar
Der Vorzeit Sünd' an Enkelsenkeln rächt.

Pietro Fassa
(auf die Frauen zeigend).
Noch Andre haben Klage hier zu führen
Und heil'ges Recht auf dieser Priester Leben.

Marietta
(plötzlich aufstehend).
Es zielet höher meiner Klage Flug! —
Ich klage, daß so elend ist die Welt,
So schmerzensvoll, so jammerübersättigt,
Daß Keiner hier vom Freudenbecher kostet,
Wenn nicht den Trauerkelch ein-Andrer leert.
Ich klage, daß im Himmel und auf Erden
Und in des Meeres Tiefen das Gesetz
Des Mordes alles Leben fristen muß.
Ich klage, daß Natur der Grausamkeit
Entsetzlich Beispiel gibt den Menschenkindern,
Und klage, daß mit fühlend weicher Brust
Wir mitten im Vernichtungskampfe stehn,
Daß unser Herz so zartbesaitet ist,
Und doch der Schmerz die wilde Weise spielet,
Die alle Saiten endlich reißen macht.
Ich klag' um den gemordeten Gemahl,

Doch nehm' ich auf in meiner Klagen Fülle
Vom ganzen Erdenrund der Liebe Leid;
O! daß kein Tag vergeht, wo Thränen nicht
Wie meine Thränen fließen; Lüge sind
Des Lebens Güter, nichts als Sclavenketten —
Ich klage Gott im Himmel furchtbar an! —

Cornelia
(aufstehend).

Ich klage, was Du übrig mir gelassen;
Wohl lehrt die ganze Schöpfung Grausamkeit,
Doch daß sie so gelehr'ge Schüler findet,
Die über ihre Meisterin noch sind,
Das klag' ich laut. Weßhalb aus dunkler Tiefe
Der Berge graben wir das Erz des Mordes
Und schwingen — Mensch auf Mensch — das blanke Schwert?
Heb' an ich meine Klage, doch bevor
Mein Mund verstummt, sind tausend Mütter da,
Um tausend Söhn' und Enkel zu beweinen. —
Dem Echo gleich durch Bergesklüfte hallend
Wälzt endlos von Jahrhundert zu Jahrhundert
Der Schlachtruf sich; ach! kein Gefilde giebt's,
Wo nicht von Blut getränkte Blümlein sprießten,
Wo nicht der Landmann, seine Furchen ziehend,
Ein rostig Schwert, Gebein und Schädel fände;
Noch steht er festgebannt und schauet grausend
Vergang'ner Wuth, — und schon umringen
Gebräunte, fremde Reiter seinen Pflug
Und rauben ihm das Roß, und eh' er's weiß,
Wie's ihm geschieht, tobt Schlachtengraus ringsum.
Die Tausende, die dort die Wahlstatt decken,
Die hat kein Blitz getroffen, noch das Meer
Verschlungen. Menschen sind der Menschen Mörder,
Ich klage drum die Menschheit furchtbar an!

Pietro Fassa
(vortretend).

Ich klage, was Ihr übrig mir gelassen;
Sucht nicht bei Gott, beim Menschen nicht des Uebels
Verhaßten Ursprung; jene klag' ich an,

Die zwischen Gott sich und die Menschheit drängen.
Wo floß das erste Menschenblut? Am Altar! —
Der erste Gottesdienst war Brudermord.
Laut ruf' ich: Wehe, daß dem also ist,
Und klage, daß in wilden Felsenschlüften
Der thörichten Verzweiflung einst die Menschheit
Gesessen hat und dort sich einen Gott
Gemeißelt, der nach Menschenopfern geizet.
Ich klag' um Arnold, um den treuen Meister,
Doch nicht um ihn allein, — um die Propheten
Vergangener und künft'ger Tage klag' ich,
Denn Priesterhaß weiß von Versöhnung nicht.
Er schleudert seine Fackel nach den Enden
Der Erde, wo noch stille Hütten stehn,
Auch dort den Brand der Hölle heiß zu schüren.
Drum nicht die Götter, nicht die Menschenkinder,
Den Altar klag' ich und die Priester an!

Andrea
(aufstehend).

Ich klage, was Ihr übrig mir gelassen.
Ich klage, daß die Völker irre gehn,
Ich klag' um Eurer Klagen willen auch,
Und weil die Nacht des Wahns uns ewig drücket.
Doch meine Klag' ist ohne Hoffnung nicht.
Wohl steht vor meinem trauernden Gemüthe
Der Holzstoß als ein Denkmal ew'gen Fluches;
Sie aber, — wenn der Scheiterhaufen selbst
Die Staffel wäre, deren es bedurfte,
Auf daß in gleicher Höhe mit den Thronen
Der Rachegeist verletzter Menschheit stehe?
Trieft dann nicht selbst im Tode Segen noch
Von Arnold auf sein Volk, — auf uns're Kinder
Und Kindeskinder? Wir — ich sag' es frei —
Wir werden nicht mehr beff're Zeiten schauen,
Doch leben wir in unsern Enkeln fort.
Jetzt bleibt uns freilich nur ein Adamstraum
Vom spätern Heil in fernen, fernen Tagen,
Dann aber, wenn die Zeit erfüllet ist,

Und wir als morgenfrische, junge Menschheit
Erwachen und an uns're Brust die Freiheit,
Die Mutter aller Lebenden, sich schmieget,
Ein holdes, süßes, minniglichs Weib,
Dann halten jubelnd wir mit starken Armen
Umschlungen sie, und mächtig rufen wir:
„Das ist doch Bein von unserm Bein, und Fleisch
„Von unserm Fleisch!“ Des Menschen Gattin heißet
Die Freiheit fürder in der ganzen Welt! —
So bleibt uns denn ein Traum — doch bleibt uns mehr
In dieses Lebens Irrsal: — Guter Anfang
Zum hohen Freiheitswerk — die edle That.
Dort stehn die Priester — geh', Pietro Fassa!
Zeig' ihnen, wie ein freies Volk sich rächt.

(Pietro tritt mit seinem Schwerte vor die Priester und zerschneidet die Bande derselben.)

## Aus „Orgetorix“.

Die sich ergänzenden Naturbilder aus den Stammsitzen der Bojer und Taurusker.

Boje.

— — — — — — Wir am nord'schen See
Sind gar nicht satt des bodenlosen Reiches,
Das mit den silberschupp'gen Fischen wir
Und mit der leichtbeschwingten Möve theilen.
Dicht über den bewegten Fluthen spiegeln
Im wogenden Krystall sich unsre Hütten,
Auf Pfähle kühn gebaut, um deren Fuß
Des Schiffes braune Kolben nach dem Athmen
Der ungemessnen Tiefe ruhlos schwanken.
Hier sind wir frei; denn dichter Wald umstarrt
Vom Lande her ringsum das mächt'ge Wasser,
Worauf noch nie ein fremdes Fahrzeug schwamm. —
Die uns hiehergesetzt, die ew'gen Götter,
Sie lieben uns; aus Rhätiens fernen Bergen
Dem Lauf des Stromes folgend, steigen sie
In mächt'gen Nebelwolken auf die Fläche
Des weiten See's. Dort in der Mitte, wo

Bei klarer Tiefe man den grünen Streifen
Des Rheins gewahrt, der rastlos weiterrollt,
Dort schallet oft in wilder Sturmesnacht
Ihr himmlischer Gesang und klingt an's Ufer,
Wo der gepeitschte Schaum wie zu den Sternen
Empor sich flüchtet aus der Wogenschlacht.
Bei diesen Göttern, die den Sturm uns bringen,
Doch auch den heitern See im Sonnenglanz,
Die milde Herbstnacht uns verleihn, wo lockend
Die Fackel den geschmeid'gen Fischen winkt,
Bei diesen Göttern, — gerne ziehn wir aus,
Doch, wahrlich! nicht, ein schön'res Land zu finden.

Taurusker.

Du regst in meiner Seele mächtig auf,
Was ich zu tiefem Schlaf gebettet wähnte.
Schwer scheid' auch ich von meinem heil'gen Land.
Sind nicht bei uns die höchsten Bergesgipfel
Mit ew'gem Eis und Schnee? Die Sonnensäulen
Die, wenn Euch Andre längst schon Nacht begrub,
Weithin noch in die finstre Ebne leuchten?
Mit Donner stürzet da der Wasserfall
Dem dunkeln Abgrund zu, — milchweiß durchströmt
Der flücht'ge Rhodanus die engen Thäler,
Aus den geheimsten Kammern, aus dem Bette
Der ew'gen Nacht die wilden Fluthen wälzend.
Wer klimmt empor zu unsern Eiseszinnen,
Wohin das Feuer selbst der Erde nicht,
Der All erwärmenden, den Gluthauch sendet?
Wer schnellt den Pfeil nach unsern ew'gen Mauern,
Von denen stumpf der Sonne Pfeil abprallet?
Wer wappnet Reiter gegen unsre Burg,
An der, wie Wellen um der Brücke Joch,
Die Stürme sich zertheilen, und die Wolken,
Die in vereintem Zug von Süden kommen,
Wie scheue Vogelschwärme sich zerstreu'n?

Dazu als Seitenstück, wie das civilisirte Auge des Mannes aus dem Süden die wildfinstern Berg- und Thallandschaften Helvetiens sieht:

Valerius.

Ja, furchtbar ſcheint dies Land und grauenvoll.
Den Bergesgrat entlang ſtarrt Tannenwaldung
Lichtraubend, dunkel, traurig in den Aether,
Und nebelgrau umwölkte, ſchroffe Felſen,
Hoch aufgethürmte, ſchwärzliche Gebirge
Verfinſtern tief hinab das feuchte Thal.
Und wie der Weinſtock an der kühlen Halde
Des Berges nicht gedeiht, ſo im Gemüth
Des Volkes nicht die helle Lebensfreude.
Breit durch der Männer Seelen liegt ein Schatten
Des Ernſtes, und unglaublich ſcheint mir's nicht,
Daß auch der Liebe goldner Sonnenblick
Mit Farbenglanz die Nebel kaum verändert
Bei dieſem Volke, das dem Leben nicht,
Dem Tode nur Paläſte baut und Tempel.

## Aus „Buddha".

Es iſt der bittere Seelenkampf, der in Siddharta ſpricht und betet und flucht und ringt, als er knieend alſo anhebt:

„In Eurem Himmelsſaale
O gute Götter! höret mein Gebet.
Euch iſt es leicht, mit einem einz'gen Strahle
Mir Troſt zu ſpenden; höret mein Gebet.
O! gießet Balſam aus der Segensſchaale
In meine Wunde. Höret mein Gebet!
Gebt mir ein Zeichen, daß in Euern Armen
Die Welt ihr tragt mit liebendem Erbarmen.

„Gebt mir ein Zeichen, daß nicht ſo verlaſſen,
Wie mich's bedünkt, die armen Menſchen ſind,
So will den Fuß des Altars ich umfaſſen
Und wiederkehren als ein gläubig Kind,
Will meines Herzens finſtern Argwohn haſſen
Und Buße thun und ſprechen: Ich war blind,
Daß ich der Götter Wirken nicht erkannte
Und dieſe Welt die Gottverlaſſne nannte.

„O! gebt ein Zeichen. Tausend Himmelsfunken
Sprühn oft um nichts zur Nachtzeit erdenwärts.
So sendet einen jetzt! — Macht freudetrunken
Durch seinen Glanz mein angsterfülltes Herz.
Ist diese letzte Hoffnung mir entsunken,
Wo setz' alsdann ich Grenzen meinem Schmerz?
Ihr müßt, o Götter! — gebet mir ein Zeichen,
Daß Menschenhände bis zum Himmel reichen."

So betete sein Herz, und auf dem Steine
Kniet' er und sah empor erwartungsvoll.
Doch nirgends regte sich's. Nur aus dem Haine
Am Felsenhang ein kurzer Schrei erscholl
Und das Geräusch zerbrechender Gebeine. —
Da sprang Siddharta auf, und furchtbar schwoll
Sein Herz vor Jammer und vor jähem Grimme,
Dieß aber rief er aus mit lauter Stimme:

„Nichts seid Ihr, Götter! Während hier ich zage,
Ausschüttend meinen Schmerz vor Eurem Thron,
Zerbricht das Raubthier dort mit mächt'gem Schlage
Den Rücken der Gazelle, wie zum Hohn,
Daß ich in tollem Wahn zu hoffen wage,
Es dringe der Verfolgten Jammerton
Zu Euern Herzen durch die dichte Wolke.
Fern aber seid Ihr, fern von allem Volke.

„Doch hä! was hofft' ich Thor, es werde hören
Der Himmel meiner Worte bloßen Schall,
Da kräft'ger als mit Worten ihn beschwören
Des Jammers düstre Bilder überall,
Und seinen heitern Glanz doch nirgends stören!
Was ist ihm einer Menschenstimme Hall,
Da stumme Blicke der zum Tod Geführten,
Da Mutterthränen niemals noch ihn rührten!

„Weh' mir! wie bin ich hilflos und verlassen!
Wie arm sind Alle, die durch's Leben gehn,
Die auf dem Schmerzenslager jetzt erblassen
Und die das Licht zum ersten Male sehn!

O! Du, mein Herz, wie willſt dieß Leid Du faſſen?
Um alle Deine Freuden iſt's geſchehn!" —
So rief er aus mit klagender Geberde
Und warf im Schmerz ſich nieder auf die Erde!

Hier lag er jammernd lange; ſchrecklich wühlte
Durch ſeine Seele der Verzweiflung Pein.
Doch ſeine Stirn, die heißen Augen kühlte
Das feuchte Moos. Da ſchmiegt' er auf den Stein
Die Wange, die der Thränen Fluth beſpülte,
Und ſchlummerte zuletzt ermattet ein.
Tief war ſein Schlaf und traumlos, wie im Grabe,
Den todesmüden Gliedern ſüße Labe.

Und dazu ergänzend, als Siddharta umſonſt in den Sternen das Antlitz Gottes geſucht hat, jene andere Weltanſicht mit der bekannten pantheiſtiſchen Färbung:

„Gott kann nicht kommen,
Weil überall er ſchon in Fülle wohnt.
Vergebens ſeufzen himmelwärts die Frommen
Und ſagen, daß er hoch im Aether thront.
Noch niemals hat ihr Seufzen er vernommen,
Noch niemals hat geſtraft er, noch belohnt,
Er iſt von Anfang in die Welt gefloſſen
Und bleibt nun grenzenlos im All ergoſſen.

„Und nimmermehr vermag er ſich zu regen,
Denn Alles iſt er, ihn umfängt kein Raum.
Wie Schlummernde nicht Hand noch Fuß bewegen,
So ſtarrt er auch im ew'gen Weltenraum.
In ſeinem Buſen quellen Fluch und Segen,
Des Schmerzes Blutſtrom und der Freude Schaum.
Im gleichen Maaße Beide ſich vermengen,
Wie ſich im Meere Fluth und Ebbe drängen.

„So hilflos ſelber, wie denn ſollt' er ſpenden
Den Menſchen Hilfe? — Süßer, eitler Wahn,
Der Du die Menſchen hinderſt zu vollenden,
Was ohne Dich ſie hätten längſt gethan!

Der Du sie lehrst, empor den Blick zu senden,
Als sollten sie von dort ihr Glück empfahn,
Da Jeder doch sein Glück und seinen Frieden
Im eignen Herzen wohl vermag zu schmieden.

„Doch wie? — Um dieses reiflich auszudenken,
Bin jetzt ich hier. Und da nunmehr ich weiß,
Daß nichts die Götter uns im Traume schenken,
So will ich denn mit unabläß'gem Fleiß
Auf das, was Allen frommt, mein Sinnen lenken.
Nicht plötzlich stellt sich's ein, wie auf Geheiß;
Doch, — hört die Liebe nur nicht auf zu brennen,
Dann wächst mit jedem Tage das Erkennen."

Humanität und Priesterwahn! Es ist die ewige, die uralt heilige und doch heute noch nicht begriffene Menschheitslehre, als Buddha den um ihn im Elende Versammelten eine neue Zeit ankündet und ein neues Heil, das Menschheitsevangelium, die Lehre der brüderlichen und thatkräftigen Liebe, mit den Worten:

„Ich schrie zu Gott, ich saß in stillen Nächten
Und rang die Händ' und harrte thränenvoll.
Doch wie ich flehte zu des Himmels Mächten —
Da war kein Laut, der zu mir niederscholl.
Ich ließ nicht ab zu bitten und zu rechten,
In Demuth schrie zu Gott ich und in Groll.
Es hätten Felsen ihre starren Pforten
Wohl aufgethan, gerührt von meinen Worten.

„Doch Gott blieb stumm. O! hätt' er nur gesprochen,
Ein Wort des Fluchs, ich hätt' es wahrlich gern
Von ihm empfangen! — Hätt' er mich zerbrochen
Gleich einem Rohr, — gelobt hätt' ich den Herrn!
Doch daß er gar nichts that, daß meinem Pochen
Verschlossen blieb der Himmel, daß kein Stern
In meine düstre Nacht sich durfte senken,
Das ließ zuletzt das Schreckliche mich denken.

„Ich sprech' es aus: Laßt ab, auf Gott zu hoffen!
Denn zwischen ihm und uns ist eine Kluft.
Ihr Armen! ach, ihr wähnt den Himmel offen,
Wenn hoch hinauf ihr blickt in blaue Luft.

So that ich auch. Doch als ich ward betroffen
Vom Leid der Welt, die eine große Gruft
Voll Sterbender mir war, da ließ ich schallen
Den Klageruf und hört' ihn fern verhallen!

„Es steht auf freiem Feld der Hirt zuweilen,
Und ihm beklemmt das Herz die Einsamkeit.
Er wünscht, es möcht' ein Menschenlaut ihm heilen
Die bange Brust. Nichts regt sich weit und breit.
Da läßt zuletzt er seine Stimm' enteilen
Und jauchzt und ist von aller Furcht befreit.
Der eignen Stimme Schall muß ihm genügen,
Es ist sein Glück, sich selber zu belügen.

„Auch mag ein Kind der süßen Täuschung fröhnen,
Als wären die Gestalten, die im Kreis
Es um sich stellt, die flittergold'nen, schönen,
Belebte Menschen. Zwar die Wahrheit weiß
Das Kind sogar; doch Niemand darf ihm höhnen
Die Spielgenossen, die auf sein Geheiß,
Von ihm geleitet, Kopf und Hände regen
Und sich nach seines Herzens Wunsch bewegen.

„Wir aber sind nicht Kinder mehr! So wollen
Zertrümmern wir die Götzen unsrer Brust.
Des ernsten Lebens, das wir leben sollen,
O Freunde, werdet endlich Euch bewußt.
Es ist kein Gott! Ihr hört's — und hört kein Rollen
Des Donners in der Luft. Mir wär es Lust,
Durch einen Blitzstrahl plötzlich hier zu enden,
Käm' er aus eines Gottes heil'gen Händen.

„Doch leer gleich einer Stadt, aus der entwichen
Ihr König längst, so ist das Himmelreich.
Wie ein Belagrer bin ich hingeschlichen
An's Thor, vor unvorhergeseh'nem Streich
Im Stillen bangend. Aber als verstrichen
Geraume Zeit, und einem Grabe gleich
Die Veste lag, da trat ich in die Gassen
Der Himmelsstadt, — da fand ich sie verlassen!

„Wohlan, nichts hilft es, endlos sich betrüben;
Das Unglück werd' uns bleibender Gewinn.
Und was wir je erwarteten von drüben,
Wir führen hier es aus mit treuem Sinn.
Der Liebe Wunder wollen selbst wir üben,
Nachdem der Götter Wunder uns dahin!
Statt nach Gerechtigkeit zu Gott zu schreien,
Laßt selbst vom Frevel uns die Welt befreien.

„Verderblich war ein Glaube, der uns wehrte,
Dies Leben als das Endspiel anzusehn,
Der zu gleichgült'gem Sinne leicht verkehrte
Die Regung, dem Verfolgten beizustehn;
Ein Glaube, dessen Priester uns belehrte,
Wenn auch die Bessern sollten untergehn,
Sie würden siebenfach getröstet werden
Für Alles, was gelitten sie auf Erden.

„Sie werden nicht getröstet. Darum hütet
Die heil'ge Flamme der Gerechtigkeit
Und lügt dem Dulder nicht: Dir wird vergütet,
Was Du erduldest. — Nein! Seid hilfbereit.
O, wenn Ihr Alles wüßtet, Ihr erglühtet
Mitleid'gen Sinns im edeln Liebesstreit,
Und statt auf Gott den Bettler hinzuweisen,
Rieft Ihr ihn her, an Euerm Tisch zu speisen.

„Viel heil'ger wird von nun an dieses Leben,
Kein bloßes Gaukelspiel wird mehr es sein.
Und Niemand wird, um stolz dereinst zu schweben,
Als frommer Heil'ger sich der Buße weih'n
Und nach erträumten Wunderkronen streben
Und Andre foltern mit gedrohter Pein.
Nach Gott und Himmel wird man nicht mehr fragen,
Doch in der Brust ein Herz voll Liebe tragen."

Und wenn die armen Menschen einmal diese Lehre der Liebe und der That, die sie auf sich stellt, aufnehmen, dann wird ein allgemeiner Segen die Folge sein:

„O sel'ger Tag! Die Eisenketten springen,
Und die gefangnen Völker stehn befreit.
Sie eilen, sich in Liebe zu umschlingen
Und schaffen eine neue goldne Zeit.
Da hebt man auf den Fluren an zu singen
Das hohe Lied von ächter Menschlichkeit.
Und was der Welt von nun an noch begegne —
Im Fluch selbst fühlt sie, welch ein Geist sie segne!"

## Aus „Kaloſpinthochromochrene".

Eine der originellſt phantaſtiſchen Erfindungen iſt's, als Gott Amor in die Burg des hl. Medardus einzieht, der den Regen ſendet; man merke dabei auch die ganz gehörige Doſis von Ironie:

Schon oft war Amor aus- und eingegangen
In dieſe Burg, die ganz im Waſſer ſtund.
Drum konnte nichts nur einen Blick erlangen
Von ihm, was wir gewiß mit offnem Mund
Betrachtet hätten. Dort ja ſieht man hangen
An großen Seilen aufgeknüpft im Rund
Die Seelen, die allda gewaſchen werden
Von allem Schmutz, der ſie befleckt auf Erden.

Waſchweiber beiderlei Geſchlechtes ſtehen
An großen Trögen, ihrer Arbeit froh,
Und die Jahrhunderte vorübergehen
So raſch, wie ſonſt ein Erdentag entfloh.
Denn ſolchen reichen Seelenſchmutz zu drehen
In rüſt'ger Hand, ſo viel Scandal und O!
So viele literariſch fette Flecken,
Welch' Glück! die Naſ' in Alles dies zu ſtecken!

Doch Amor ging vorüber zum Verdruß
Der Mittheilſamen, die ihn feſſeln wollten.
Umſonſt hielt ihn der jüngre Plinius
Am Fittig feſt und rief, die Andern ſollten

Ihm helfen. Amor sprach: „Laßt mich, ich muß!“
Da wandten sie sich zögernd ab und schmollten.
Doch fanden schnell sie wieder ihr Behagen,
Denn eben kam ein neuer Seelenwagen.

Jetzt erst trat Amor in das inn're Schloß,
Denn jene Wäscherei ist vor dem Thore;
Auf Stufen, über die ein Bergstrom schoß,
Kam er zu einer Halle, wo, dem Ohre
Von weitem schon vernehmbar, sich der Troß
Des Wasservolks ergötzt in lautem Chore.
Najaden schwimmen hier, ein froh Gelichter,
Auch sel'ge Wassermaler, Wasserdichter!

Eine zweite ganz ebenso sinnreiche Gestaltung ächt romantisch-phantastischer Natur erklärt uns die Entstehung der Träume wie folgt:

Nach einer fernen Insel ging sein Flug
Von wo die Träume herbezogen werden.
Die Insel liegt von England fern genug
Und leidet nicht durch Kohlendunst Beschwerden;
Es kommt dorthin nicht, wer besonders klug;
Doch wer als armer Halbnarr gilt auf Erden,
Weil er nach Rang und Gold vergißt zu ringen,
Dem mag die Fahrt an diesen Strand gelingen.

Dort sind die Bilder aller ird'schen Dinge
Im Schatten eines Eichwalds aufgestellt.
Daß dieses Euch nicht zu unglaublich klinge,
Bedenkt nur, daß die Bilder einer Welt
Umschlossen sind von jenem kleinen Ringe
Den unsres Auges klarer Stern erhellt.
Dort also zeigt sich uns „rerum natura“
Als wie in einer Camera obscura.

Im rosig sanften Dämmerlichte lag
Der Eichwald, als sich Amor niedersenkte.
Des Meeres Wellen mit gedämpftem Schlag
Umspülten rings den Strand; doch Amor lenkte

Den Flug dorthin, wo — wie am Regentag —
Ein blasses Frühroth mattes Licht nur schenkte.
Es führte Joseph dort das Regiment,
Er, den die Bibel schon den „Träumer“ nennt.

Er lebt dort ganz allein bei den Gestalten,
Die er nach seiner Lust zusammenbringt.
In sel'ger Ruhe pflegt er hier zu schalten,
Froh, daß zu ihm kein Lärm der Völker dringt.
Für einen Künstler möchte man ihn halten,
Der nichts bedarf, wenn nur sein Werk gelingt,
Der seine Fenster sich mit Tuch verhangen
Und für die Menschen „schlafen ist gegangen“.

Bekannt war Amor'n, daß auf keine Weise
Man mit dem edlen Träumer konnte sprechen.
Man möchte leichter sieben Sonnenkreise
Als dies gedankenvolle Schweigen brechen.
Auch sein Geschäft besorgt er leise, leise.
Es war in seiner Hand ein Gärtnersrechen;
Mit diesem wußt' er zu sich herzuraffen,
Was er von Träumen eben wollte schaffen.

Der Rechen ließ sich dehnen wunderbar
Und faßte bald, was in der Bäume Zweigen,
Wie reifes Obst, in Hüll' und Fülle war,
Bald was dem Boden erst schien zu entsteigen,
Den luft'gen Pilzen ähnlich ganz und gar.
Das Alles raffte zum phantast'schen Reigen
Der Rechen langsam näher vor den Alten,
Der seltsam drauf vermengte die Gestalten.

Da waren Menschen-, Thier- und Pflanzenschatten,
Gar bunte Bilder, reizend anzusehn,
Und die sich hier nunmehr getroffen hatten
Durch Zufall, wie's der Rechen ließ geschehn,
Die hingen wie ein ganzes Nest von Ratten
Zusammen; draus dann pflegten zu entstehn
Die Träume, wo man sich im Schlafe sieht,
Weil unsre Schatten jener Rechen zieht.

Klar ist wohl längst, was Amor hier bezweckte.
Die Beiden sollten von einander träumen.
Doch hatt' er große Noth, bis er entdeckte,
Wo eigentlich sie hingen an den Bäumen.
Zuletzt, als er sich in die Höhe streckte,
Fand er in eines Wipfels luft'gen Räumen
Des Grafen Bild, und unter Petersilie
Azenor auch, im keuschen Kelch der Lilie.

Nun wußt' er sie geschickt so hinzulegen,
Daß sie des Träumers Rechen richtig faßte.
Der Himmel, scheint es, gab dazu den Segen,
Denn es gelang, wie's zu dem Plane paßte.
„Jetzt darf ich wieder meine Flügel regen,"
Sprach Amor; „Rasch hinab nun zum Palaste,
Azenor einen Augenblick zu schenken;
Die Wirkung auf den Grafen läßt sich denken."

Und weil aller guten Dinge drei sein müssen, findet sich am Schluß noch eine dritte ebenso komisch-phantastische Situation. Dahüt und ihr Geliebter haben sich eben gefunden und verbunden, nur fehlt noch der Segen der Kirche. Der Schelm Gott Amor meint zwar:

. . . . . Was da ein Priester noch soll frommen,
Ist mir nicht klar, doch kann ich einen holen.
Die armen Leutchen stehn ja wie auf Kohlen.

Und nun:

Er flog hinauf zum Himmel, an den Ort,
Wo Menschen, die dereinst geboren werden,
Wie Bilder aufgethürmt, ein mächt'ger Hort,
In Reihen liegen, bis sie dann auf Erden
Erscheinen müssen nach des Schöpfers Wort.
Den Ständen nach dort liegen sie in Heerden,
Soldaten hier, dort Priester, Bauern, Bürger,
Das sanfte Lamm dicht neben seinem Würger.

Der Priesterhaufen war besonders groß,
In weiß und schwarzen Kutten lag beisammen,
Was später, wenn entschlüpft dem Mutterschooß,
Die ganze Welt noch setzen sollt in Flammen.

Es lagen auf demſelben mächt'gen Stoß
Viel tauſend, die in Zukunft ſich verdammen;
Hier Luther, der noch lange nicht geboren,
Dort Cajetan, Calvin und andre Thoren.

Ganz auf's Gerathewohl griff frech hinein
Freund Amor und erwiſchte leicht am Kragen
Ein Menſchlein, welches Pfarrer würde ſein
Im Thurgau ſpäter, wie ich mir ließ ſagen.
Der ſchelm'ſche Gott goß ſüßen Nektarwein
Dem todten Bild in den noch leeren Magen.
Da ward der Menſch mit einem Male munter,
Und Amor trug zur Erd' ihn jetzt herunter.

Er gab ihm unterwegs die nöth'gen Lehren
Und ſetzt ihn höflich ab in der Kapelle.
Dann that dem jungen Paar in allen Ehren
Er kund, es ſei ein Prieſter jetzt zur Stelle,
Und lief alsbald, das Publikum zu mehren,
Von Haus zu Haus mit wunderbarer Schnelle.
Das Brautpaar war natürlich gleich entſchloſſen.
Als Zeugen folgten alle Hausgenoſſen.

Die Ceremonie wird alſo feierlich vollzogen, der Hochzeitsſchmaus gebührend gefeiert, darauf:

Doch Amor trug das Prieſterlein indeſſen
Zurück dorthin, woher er's erſt genommen.
Weil's Nektar nur getrunken, nichts gegeſſen,
War's furchtbar ſchnell um ſeine Kraft gekommen.
Die Luft mit raſchem Flug ſo zu durchmeſſen,
Konnt' ihm natürlich auch nicht eben frommen.
Und als es Amor wieder warf zum Haufen,
Lag's mäuschenſtill und konnte nicht mehr ſchnaufen.

Doch war der Raub nicht unbemerkt geblieben,
Und Amor ward jetzt vor den Herrn zitirt.
„Du", ſprach der Herr, „Du, einer von den Sieben,
Kramſt ſo in Zukunftsmenſchen ungenirt?

Du hast den armen Kerl fast aufgerieben,
Und außerdem sehr frech antizipirt
Sein künftig Amt. Du lässest diesen pred'gen,
Bevor er konnt' Examina erled'gen.

„Für solche Frevel sei dies deine Buße:
Wenn der nach tausend Jahren wird geboren,
Umschleichst Du ihn in Stunden seiner Muße
Und beichtest Deine Thaten seinen Ohren.
Bald stehst mit ihm Du auf vertrautem Fuße,
Und keines deiner Worte geht verloren.
Er wird's in leidlich gute Reime bringen
Und unverdorbnen Leuten lustig singen.

## C. Ferdinand Meyer.

(Siehe Band III. Seite 678—680.)

Balladen. Stuttgart, bei Metzler, 1864.
Romanzen und Bilder. Leipzig, bei Hässel, 1870.
Engelberg, eine Dichtung. Ebendaselbst, 1872.
Hutten's letzte Tage, eine Dichtung. Ebendaselbst, 1872.
Das Amulet, eine Novelle. Ebendaselbst, 1873.
Neuestens ein geschichtlicher Roman: Georg Jenatsch. Eine Geschichte aus dem 30jährigen Krieg.
Lieder und Skizzen, Episches und Lyrisches, vereinzelt.

M. stellt eine durchaus ihm individuell eigenthümliche und zu glücklicher Harmonie zusammenstimmende Verbindung dar zwischen Geist und Herz, Gedanken- und Gefühls-Thätigkeit. Wir möchten ihn spezifisch den Denker unter unsern neuesten Dichtern heißen, und damit verbindet sich der Eindruck einer charakteristischen und charaktervollen Persönlichkeit, der immer tröstliche und erhebende Eindruck des Ganzen und Aufsichstehenden, doch ohne alle Prätention; es ist die erfüllte Ruhe und die Klarheit einer abgeschlossenen Weltanschauung. Und wie hier ein Doppeltes zur Einheit gebracht, so auch nach zwei andern Richtungen. Einmal verbindet sich jenes lebhafte, besser gesagt das intime Naturgefühl, das keinem ächten Dichter fehlen darf, mit dem festenden Faktor einer vertieften, einer verstandeskräftig aufgenommenen Geschichtskenntniß, und auch da sind die Maße die richtigen. Und zweitens ist in der Richtung des Talentes eine wiederum ganz bestimmte Mischung

des Epischen und des Lyrischen. Und wenn wir auch nothwendigerweise unsern Dichter in erster Linie als den Epiker in poetischer und prosaischer Form bezeichnen müssen, so arbeitet doch überall auf's Lebendigste ein Gefühlsmoment von innerlichst lyrischer Färbung, und dazu ist seine Behandlung des Liedes fein gefühlt. Sind dem letztern in kleinerer Zahl die Stimmungsbilder und Lieder und mit die Romanzen entwachsen, so dem erstern Elemente seines Wesens die Balladen und die größern Arbeiten in Versen und Prosa. Es war ganz wohl gethan „Engelberg" und „Hutten's letzte Tage" je mit dem unbestimmten Titel „Eine Dichtung" in die Welt gehen zu lassen. Epen dürfen wir sie nicht heißen; dafür herrscht in ihnen eine viel zu starke Partie lyrischen Wesens, und das gibt ihnen den warmen Ton. Und ferner geht ihnen durchaus jene epische Geschlossenheit ab, die der Dichter offenbar nicht gesucht hat. Zwei Idyll-Epen, von denen das weltgeschichtliche in seiner Würde entschieden mehr den Denker, das sagengeschichtliche in seiner ganz eigenartigen Lieblichkeit mehr den Gefühlsmenschen fassen und befriedigen mag.

M. hat den Vorzug einer formell schönen Vollendung. Die Sprache ist einfach, ohne jedweden gesuchten Schmuck, und trotzdem oder wohl gerade darum schön; ihr Hauptmerkmal ist die von Innen kommende Sicherheit. In den unfehlbar korrekten und selbst eleganten Versen und Reimen, die ganz entschieden von Natur so geworden, ohne gefeilt zu sein, liegt eine Art plastischer Rundung und das feste Maß, nicht zu viel, nicht zu wenig, der richtige Satz und das rechte Wort, schön, weil es — klar ist.

Soll von dem Kenner erwartet und verlangt werden, daß er das Wesen der von ihm behandelten Autoren auch aus Einzelheiten nachzuconstruiren vermöge, so würden wir unter andern schon auf ein unten aufgenommenes ganz einfaches seiner früheren Lieder verweisen, ein mit jener klassischen Ruhe in der Naturanschauung erfülltes Stimmungsbildchen; es ist das entschieden als Einleitungslied der Romanzen und Bilder sich abhebende, mit dem charakteristisch ausdrucksvollen Titel und Refrain ausgestattete:

Tag, schein herein, und Leben, flieh hinaus!

Jener Zug, den wir als das Naturträumen bezeichnen, die lebendigen Reflexe der Naturphasen im Menschenherzen spiegelnd, ist in M. kräftig. See und Wald seine passenden Spielplätze. Natürlich, daß unsere großartigen Firnen und Alpenriesen auch seine Liebe sind, wie jedes ächt schweizerischen Sängers; es ist das Aufathmen in jenen Lüften, von denen es heißt:

Es flattert in der staubbefreiten Brust
Des gottentflammten Geistes Gottesluft.

Umgekehrt ist's das Besondere im Stoffgebiete seiner Erzählungen (Romanzen), daß sie uns eine Reihe weltgeschichtlicher Personen vorführen im Handeln und Streben, sprechende Repräsentanten des Geistes der verschiedenen geschichtlichen Zeitalter.

Die idyllische Erzählung „Engelberg" mit dem Grundzuge des Innigen und Sinnigen ist vollständig charakterisirt mit des Dichters Einleitungsworten:

Es ist des Alpenthales Seele,
Die hier von selbst Gestalt genommen.

Wir betonen das Wort „Seele"! Alles an dem Gedicht ist seelisch erfüllte Harmonie, Grundstimmung eine Art herzensfrommen Himmelsfriedens, der auch da nicht getrübt wird, wo verhängnißschwer das Schicksal eingreift. Dazu tritt wohl passend ein Moment des Mysteriösen, das den Personen und der Zeit die besondere Weihe gibt.

Diese immer im Leben kindlich reine Angela, von vornehmer, aber dunkler Geburt, als ein Himmelskind im Kloster aufgenommen und erzogen, aus dem sie nach einer furchtbaren Lebenserfahrung flüchtet, wird das liebend glückliche Weib eines verfehmten Ritters; nach einer Reihe von Jahren des Segens verliert sie ihren waghalsig kecken Gatten durch Sturz vom Felsen und findet nun ihren einzigen Lebenshalt in der Erziehung der hochbegabten Knaben, unter denen der kräftige älteste als Krieger und der kränkliche jüngste als Bildner ihre auszeichnende Laufbahn nehmen. Dieser stirbt jung; jener rettet in furchtbarer Wasserfluth die jüngern Geschwister seiner heroischen Braut und versinkt mit dieser in den Wogen. Angela endet geheimnißvoll, wie sie gekommen; es ist, als zöge der Berggeist sie in die lichten Höhen, wo verwandte Schaaren sie aufnehmen, des Himmels stille Heere:

Sie senkt das Haupt, sie schließt die Lider,
Entschlummert und erwacht nicht wieder.

Es ist eine der feinsten idyllischen Szenen, als die kleine Angela, noch schwaches Kind, durch das Thal nach den Höhen wandelt, im unbewußten Drang, als suche es in der Himmelsnähe seine rechte Heimath. Sehr schön Nr. 6 „Die Werbung". Bewegend und erhebend des wackern Kurd heldenmüthig Ende, Gesang 11; der Strom hat ausgetobt:

Er legt an's Land im Morgenroth,
Die er vereint' in Lieb und Tod.

Der Schlußeindruck, auch wo die Lebensbahnen wogten und schwankten, ist die reine Versöhnung — Frieden!

Kritisch mag Manches an dieser ganz eigenthümlichen Dichtung, die in Etwas an einen ebenfalls größern episch-lyrischen Entwurf A. de Vigny's erinnern könnte, bestritten werden.

Daß ein wirklicher Engel auftrete, hat der Verfasser mit der eignen und allgemein mit der modernen Weltanschauung nun einmal nicht vereinbar gefunden; da stellt er denn ein Wesen hin, das der Welt als Engel erscheint, sich annähernd in der Reinheit eines solchen entwickelt, geheimnißvoll kommt und ebenso geht. Das hat wieder seine Bedenken, nicht bloß psychische, sondern auch poetische. Einmal war der Dichter gerade durch die Natur dieses Wesens gehalten, eine sehr verfeinerte seelische Entwicklung durchzuführen, und ob nicht an diese Art sich etwas Raffinerie hängt? Zweitens aber, und das ist wesentlicher, haben wir eine Mischung der mythisch-mystischen und der rationellen Kräfte derart, daß weder die eine noch die andere zu ihrem vollen Rechte kommt. Damit ist die verlangte Harmonie der poetischen Schöpfung durchbrochen; der Zweifel steigt auf, und die Stimmung ist getrübt.

Doch trotzdem: Friede, reine Versöhnung — das sei repetirt — bleibt der Schlußeindruck.

Und schließlich nicht viel anders steht es um den unstäten Mann des Kampfes, den Ritter der Feder und des Schwertes, Hutten. Schließlich scheint der Geist des lieblichen Idylls, das still und friedlich in die Fluthen des Zürichsees hingestreckt liegt, den Kampf und Streit des friedlosen Lebens zur Ruhe zu bringen. Da strahlt das Abendroth nach der Gluth und dem Sturm des Tages; das schwere Lebensepos läuft in's friedliche Todesidyll aus.

Die Haupt- und Grundfrage: Ist der Charakter des Helden wahr und zugleich poetisch schön gezeichnet? muß streng bejaht werden. Das ist der Hutten; aber neben dem schwertscharfen Kampfesmuth mit so viel Würde und Klarheit, daß uns der Dichter und Streiter, nachdem er die Schlacken abgeworfen und an der Vollendung des Laufes steht, den Grundkern und die weltgeschichtliche Größe ruhig abgeklärt entgegenhält; es ist, als sei seine Wesenheit durch ein feierndes versöhnendes Stück Alpennatur, Luft und Licht, hindurchgegangen — ein volles und reines Bild.

Selbstverständlich ist, wie die weltgeschichtliche Bedeutung des Stoffes es fordert, der durchgehende Ton derjenige hoher Würde und tiefen Ernstes, und schließlich breitet sich über das verhängnißvoll frühe Ende des großen Reformationskämpfers wieder mild ein Hauch himmlischen Friedens. Nur noch nachklingend bricht da und dort ein Funke jenes schwertscharfen Sarkasmus durch, der den gewaltigen Mitarbeiter der epistolae obscurorum virorum zeichnet. Wie er sein letztes schützendes Eiland betritt, redet er, der moderne Odysseus, den alten an:

Dir aber ward ein besser Loos mit Fug,
Du logst so trefflich, und du warst so klug!

Und wie sein priesterlicher Arzt, den müdgehetzten Wanderer freundlich willkommen heißend, ihm Gesundheit verspricht, meint Hutten ironisch:

Ich glaub's. So oder So! Wahr spricht dein Mund.

Oder als jener ihm vorschreibt, absolut ruhig zu sein und die Welthändel alle liegen zu lassen, erwiedert er:

Freund, was du mir verschreibst, ist wundervoll:
Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll!

Noch eins. Wir wissen nicht, woher unser Autor die Anekdote hat; aber sie ist gut: Hutten sieht den jungen deutschen Kaiser Carl V. in Brüssel einziehen; es regnet; der Kaiser trägt ein funkelnagelneues Hütchen und schreit:

Mein altes Hütlein, Kämm'rer, lauf! —
Ich aber blies mein Hoffnungslämpchen aus
Und sprach in meinem Geist: Das wird nicht gut!
Sein erster Ruf geht nach dem alten Hut.

Und es ist nicht gut geworden!

Es ist uns aber, als sei erst so recht die Gegenwart im Zuge, das prophetische Wort des Dichters auf sein geliebtes Volk zur Wahrheit zu machen:

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark.
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

Geduld! Was langsam reift, das altert spat.
Wenn Andre welken, kommen wir zur That.

Wir verlassen diesen sterbenden Hutten mit den auch vom Dichter gebrauchten Worten:

Geh' ein, du Knecht, zur Ruhe deines Herrn!

Als Denk- und Dichtwerk ist Meyers Hutten eine prächtige Erscheinung, die aber — wie das noch weit schwerere Requiem Dranmors — begriffen und gewürdigt sein will, und eigentlich sind beide nur für die denkenden Köpfe geschrieben. Es ist ganz eigenthümlich: Diese gleich einer Romanzenschnur an einander gereihten meist kleineren Epenstücke mit sehr starkem lyrischem Zuschlag und in der äußerst schlichten zweizeiligen Strophe aus fünffüßigen Jamben mit dem unabänderlich wiederkehrenden platten männlichen Reim sind formal gewiß nicht angethan zu bestechen; im Gegentheil, sie lassen beim ersten Blicke kaum viel erwarten. Aber je weiter wir lesen, desto werthvoller wird uns das knapp gehaltene Opus; tiefer und tiefer werden wir eingeführt in das Denk- und Dichter- und Kampfleben einer großen Seele und einer

großen Zeit. Die Intimität des Verständnisses gibt dem Werke seinen besondern Reiz; es ist, als habe der Held für den Dichter eine innigere individuelle Anziehung, als habe dieser aus jenen eignen innern Herzens- und Geisteswallungen geschöpft, welche jede über Mittelmaß gehende Natur, jeden nach einem bedeutsamen Walten und Wirken in der Welt suchenden und ringenden Kopf durchfluthen. Das Werk und sein Schöpfer sind Eins.

Die Novelle „Das Amulet", wie der Dichter sagt, nach alten vergilbten Blättern aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts in die Sprache unserer Zeit übersetzt, behandelt eine Episode aus der Pariser Bluthochzeit. Es ist die Geschichte von zwei in den feindlichen Religionslagern stehenden Schweizern, von denen aber gleichwohl der Katholik in vaterländischen Treuen den Protestanten rettet, wofür er selbst im erbitterten Kampf umkommt. Indem wir nach und nach mitten in die blutige Aktion hineingeführt werden, ziehen auch die leitenden Häupter an uns vorüber, vor Allen der große Admiral in seiner diplomatischen Aktion. Eine Liebesgeschichte verflicht sich enge mit der blutigen Strömung des staatlichen Lebens. Natürlich laufen wir unter dem Eindrucke dieses doppelten Kampfes eine Scala von heftigen Gemüthserschütterungen durch, im Ganzen aber bleibt der Ton ruhig erzählend, er hält sich im gemessen epischen Gang. Der Gipfel der Spannung liegt in dem Momente, da der Hugenot, welchen sein Landsgenosse der Rettung wegen listig hat fangen lassen, vollständig ungewiß über das, was mit ihm geschieht, geängstigt über das Schicksal der erst angetrauten Gattin, die eine hervorragende, dem großen Admiral verwandte Frau seines Glaubens ist, nach gewissen Zeichen ein Furchtbares ahnend, das da draußen vorgeht, in Fieberhast umsonst an den Stäben seines Kerkers rüttelt. Die geschichtliche Lehre ist in einer Vision von dem steinernen Weib am Louvre gegeben: „Sie morden sich", raunte das Weib, „weil sie nicht einig sind über den richtigen Weg zur Seligkeit". Und ihr kaltes Antlitz verzog sich zum Hohn, als belache sie eine ungeheure Dummheit..... Dies Bild ist übrigens interessant genug, und der Dichter hat es später zu einer Ballade verarbeitet.

Der „Georg Jenatsch", bis jetzt nicht selbständig, wohl aber in fortlaufenden Nummern der „Literatur" (Leipzig, Jahrgang 1874) erschienen, ist eine glänzend sich abhebende Geschichte aus dem sturmbewegten Leben der kleinen Republik Bünden, ein Unabhängigkeitskampf eigenster Gestaltung, eigentlich die That eines ganzen, unter besondern groß und streng entwickelten Stamm- und Naturverhältnissen stehenden Volkslebens. Beachten wir gleich, daß wir's mit einem Stück Geschichte aus dem blutig riesigen Weltkampfdrama des 30-jährigen Krieges und daneben mit einem hoch interessanten Erdenwinkel und Stammleben zu

thun haben, die beide à part stehen, mit ihrer besondern Geschichte und Eigenart, aber doch eine in's Ganze der Zeitgeschichte eng und gesetzmäßig eingepaßte Episode bilden. Das gibt dem Werke das eigne Relief; der Stoff ist groß, streng und würdig. Die Fluthungen in den Winkelzügen italienisch schlauer Politik und die Wetterschläge des unerbittlichen Partei- und Bürgerkrieges neben dem ausländischen, die Auslebungen der wilden Leidenschaft und der kühl diplomatischen Berechnung, die Thaten der Liebe und des Hasses, das Walten des Volks- und des Einzelgeistes rauschen an uns vorüber, in einen großen Strom zusammen. Sie ist verwickelt und stürmisch und interessant genug, die Geschichte der kleinen schweizerischen Bergrepublik der drei Bünde, die in gefährlichen Beziehungen zum Veltlin stand, von Spanien-Oesterreich einer-, von Frankreich anderseits mit lüsternen Augen gesehen, bald von den Truppen der einen und bald von denen der andern Macht überschwemmt und gezwungen zwischen beiden so zu laviren, daß sie nun der einen und nun der andern Feindesmacht gegen die gerade drohend übermächtige sich bediente, eine um so schwierigere Lage, als eben auch im Innern die beiden erbittert feindlichen Parteien der spanisch und der französisch Gesinnten, auf religiösem Felde zusammenstoßend mit den Verfechtern der katholischen und der protestantischen Kirche, fortwährend wühlten. Wer sich dazwischen von rein vaterländischen Naturen, denen einzig und allein Freiheit und Selbstständigkeit ihres Ländchens Selbstzweck war, dazu von Männern mit eisern ausharrender Thatkraft und zugleich durchdringend politischer Einsicht, über der Masse, sie lenkend und beherrschend fand, das konnten natürlich nur selten begabte Ausnahmen sein, und unter obschwebenden Verhältnissen mußten ihre Geisteswesenheit und ihr Lebensschicksal schwer verflochten und schwer entzifferbar werden. Das beweist am Sprechendsten der Held, eine höchst complizirte und räthselhafte Natur mit nicht weniger verwickelten Schicksalen, übrigens entschieden mit Liebe gezeichnet und mit Sorgfalt durchgeführt. Jenatsch, ein von der Natur zum volksthümlichen Parteihaupt bestimmter Kopf, trägt in sich alle die widersprechenden Charakterzüge und Leidenschaften, welche Männer in dieser zweifelhaften und gefährlichen Stellung fast immer auszeichnen. Im einen Augenblicke bewundern und verehren, im andern fürchten und verdammen wir die gewaltsam, rücksichtslos durchgreifende Natur, die ein erhabenes Ziel: die Unabhängigkeit des Vaterlandes mit allen Mitteln verfolgt und in jedem Augenblicke von den zwei auflodernden Gefühlen bestimmt scheint, der feurigen Vaterlandsliebe und dem unbändig hochfahrenden Ehrgeiz. Mit allen Mitteln, gleichgültig welchen; und daß die wilde Kraftnatur das thun muß und unbedenklich thut, das bricht die Ganzheit ihres Wesens und bestimmt sie dem Untergang; sie ist das schnei-

dende Instrument, dessen die Geschichte sich bedient, um es sofort zu zerbrechen. Ein tragischer Fatalismus liegt auf diesem Leben: Der niedrig geborne Knabe ist Jugendgespiele der Tochter Lucretia des der spanisch-katholischen Partei angehörigen Patriziers Pomponius Planta, und die Kinder fassen zu einander eine Liebe, die in ihren Herzen nie erlischt, dürfen sich aber nie gehören. Noch als evangelischer Pfarrer früh in die tobenden Parteihändel verwickelt, wird er auf eine einsame Strafpfarre versetzt, und wir finden ihn häuslich eingerichtet mit einer wunderschönen Frau, die Katholikin ist. Die Spanisch-Katholischen planiren den Mord der Protestanten, und die junge Frau wird von dem halbtollen und fanatischen Bruder niedergeschossen. Jetzt ist die Bestimmung des Mannes entschieden: der Pfarrer wird Krieger und Parteiführer, tödtet mit eigner Hand den Pomponius Planta, den Vater seiner Jugendgeliebten und Führer der Spanischen, hält es lange mit den Franzosen, bis er an ihrer Aufrichtigkeit verzweifeln muß, und wird nun selbst den Spaniern in die Hände getrieben, mit deren Hülfe er die Befreiung des Landes durchsetzt. Auf der Höhe des Ruhmes in Dictatorstelle fällt er durch eine Bande gemeiner Verschwörer; sein Stern will es aber, daß Lucretia selber, die trotz allem Grauen den gewaltigen Mann immer geliebt hat, im letzten Augenblick, als sie ihn überwältigt wanken sieht, ihm mit der Art den Todesstreich gibt, auf daß er nicht durch niedrige Hände falle. — Der erste Blick auf diesen reichen und seltsam verschlungenen Verlauf der Dinge, wobei aber immer das Schicksal eines ganzen Landes im Hintergrunde steht, macht es klar, daß die Theilnahme sich in erster Linie auf die mächtigen Vorgänge werfen muß, auf die gewaltigen Wechsel bis auf das düster unheimliche Ende des Helden. Der Stoff ist spannend, von etwas fremdartigem Colorit; lebendig anschaulich rollt er vor uns ab, fast den Eindruck des Erlebten machend. Daß Manches an der Erzählung, deren Charakter allgemein Kraft und Kürze, sprunghaft ist, mag nicht als Fehler erscheinen, weil diese Art des Vorgehens nicht nach Zufall blos einzelne Partien trifft, sondern durch's Ganze hinläuft; es ist also Consequenz darin. Und damit verknüpft sich von Anfang bis zu Ende die undurchbrochene Gleichartigkeit des Tones — große Striche nach großer Handlung. Nächste Folge dieser streng und knapp epischen Haltung war es, daß der Charakter des Helden etwas zu wenig an psychischer Vermittlung zeigt; die gewaltsamen Uebergänge und Wendungen finden nicht gerade die der Combination des Lesers abgehende innere Begründung und Beleuchtung. Wir können den Helden verstehen, aber es kostet uns Anstrengung; wir interessiren uns für ihn, er frappirt, fesselt, aber er steht fremdartig da; Sympathie kann er kaum wecken, und schließlich sagen wir: Nothwendigkeit, daß er untergeht, wohl eben im rechten

Augenblick für die eigne Größe und für das Wohl seines Landes. — Wir verweisen schließlich auf den Reichthum der Nüancen in der gesammten Personengruppe, von den Männern der brausenden Leidenschaft und des wilden Kriegs bis hinüber zu den kühl berechnenden oder schlau spionirenden Zürchern Waser und Wertmüller, dem Diplomaten mit Wort und Feder und denjenigen mit dem Degen. Eine Schicksalsfigur neben dem Jenatsch, unentrinnbar seinem Loose verbunden, ist das kühne und energievolle Weib Lucretia, auch sie eine Gestalt mehr zum Bewundern als zum Lieben. — Eine Scene von gemüthlichstem Humor ist es, wie auf einer Reise an den Zürichsee das halb erwachsene Mädchen Lucretia dem Vater entläuft, auf eigene Faust nach Zürich pilgert und sans façon in die eben Griechisch treibende Gymnasialklasse hineinfällt, um ihrem guten Gespielen Georg, von dem sie gehört haben will, daß er da draußen in der Welt hungere, eine Ladung Proviant und eine tüchtige Umarmung zu bringen.

Von den Balladen in ihrer ersten Form sprechen wir nicht aus einem Grunde, den wir weiter unten in der Skizze vom Lebenslauf des Dichters berühren. Ueberdies sind sie fast alle seither von ihm wieder aufgegriffen und vollständig umgearbeitet worden, ein Theil ist auch bereits in dieser neuen Gestalt abgedruckt (Blumenthals Monatshefte). Der Rest liegt bei vielen andern Gedichten und Skizzen, die allmälig in Zeitschriften erscheinen werden. An eine Sammlung sämmtlicher Gedichte denkt der Autor bei dem flüssigen Zustande seines Vorrathes noch nicht. Es wäre übrigens nichts weniger als Aberglauben, wenn er sich zutrauen sollte, sein Bestes erst zu geben; denn er steht noch mitten in der vollen Kraft und Frische des gereiften Geisteslebens.

Sind die epischen Gestaltungen in Poesie und Prosa seine Hauptthätigkeit, so machen doch auch die lyrischen Gedichte einen wesentlichen Eindruck; Alles in Summa scheint Ausdruck eines ringenden, aber unerschütterten Geisteslebens.

Conrad (Ferdinand) Meyer, geboren den 12. Oktober 1825 in Zürich, Sohn des Regierungsrathes Dr. Ferdinand Meyer, hat nach Abrede mit einem zweiten, gleichen Familien- und Vornamen tragenden schweizerischen Dichter, um die beständige Verwechslung zu vermeiden, dem eigenen Vornamen den des Vaters beigesetzt. Den Vater verlor er schon 1840 und wurde durch eine fast überzarte Mutter von seltener Liebenswürdigkeit und Begabung erzogen, durchlief dann das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo das Fach der deutschen Literatur durch Friedrich Haupt und den gewissenhaften Ettmüller vertreten war, welche beide Meyers Freunde geblieben sind. Hierauf verlebte er ein glückliches Jahr in Lausanne, froh, das ihm wenig zusagende Studium der Jurisprudenz, das als Lebensberuf für ihn vorgesehen war, so lang

als möglich hinauszuschieben. Dann, nach bestandenem Maturitätsexamen, machte er sich auf der zürcherischen Universität an das Studium der Pandekten, entdeckte aber bald, daß er dazu keinen Beruf habe, und überließ sich, da sich ihm unter den damaligen Umständen und bei seiner einseitig künstlerischen Anlage keine andere lohnende Lebensaussicht darbot, und bei einem gewissen Mangel an selbstbestimmender Initiative, einer fast gänzlichen Muthlosigkeit. Lange Jahre brachte er in isolirten Privatstudien zu, bildete seine Kenntnisse in den alten Sprachen und der Geschichte aus, zeichnete und machte poetische Versuche, die aber aus Mangel an Berührung mit Vorbildern und Mitstrebenden bei vielleicht glücklichen Motiven in der Ausführung etwas Willkürliches und Unvollendetes behielten. Diese lange Abgeschlossenheit begann zuletzt trotz einer übrigens glücklichen und elastischen Konstitution ungünstig auf seine Nerven zu wirken. Der Rath eines Arztes entriß ihn dieser Lebensweise und den heimischen Verhältnissen. Hier ist der Wendepunkt seines Lebens. Die leichtere Atmosphäre in Lausanne und Genf, wohin er sich zunächst zu den Freunden seiner Familie wandte, und die fast väterliche Aufnahme, die er in dem gastfreien Hause des Geschichtschreibers Ludwig Vuillemin fand, ließen ihn aufthauen. Der raschere Austausch der Gedanken und die neuen geselligen Beziehungen lehrten ihn Seiten seines Wesens kennen, die ihm bis jetzt verborgen geblieben waren. Hier hat er die französische Sprache und Literatur mit Vorliebe studirt, Thierry's récits des temps mérovingiens und Anderes in's Deutsche übersetzt und seine ersten Balladen gedichtet. Dabei verlor er aber etwas vom Gefühl seiner in ihrer Fülle der französischen Knappheit entgegengesetzten Muttersprache, und die Balladen in ihrer ersten Gestalt tragen die Spur dieser zeitweisen Entfremdung an sich. Auch ein längerer Aufenthalt in Paris fällt in diese Zeit.

Die Schönheit der Form ging ihm eigentlich erst später auf, als er, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, mit deutschen Freunden in nahe Beziehung trat, sowie durch wiederholte Reisen nach Italien. Das Jahr 1870, unter dessen Inspiration er „Huttens letzte Tage" schrieb, hat ihn den deutschen Schriftstellern eingereiht.

## Aus „Romanzen und Bilder".

### „Tag, schein herein, und, Leben, flieh hinaus!"

Romeo und Julia.

Tag, schein herein! die Kammer steht dir offen!
Du blauer Frühlingsmorgen, steig herein!
Schon glitzert, von der Sonne Strahl getroffen,
Das Tintenfaß, der eichne Bücherschrein.

Der Winter räumt, ein mürrischer Verwalter,
Dem jungen schönen Erben Hof und Haus,
In meines Fensters Bogen schwebt ein Falter —
Tag, schein herein, und, Leben, flieh hinaus!

In meinem Manuskript beginnt zu blättern
Der Morgenwind, der lustige Student!
Vergoldet schimmern die bewegten Lettern,
Kaum fängt er an, und schon ist er zu End',
Und an den Boden wirft er's ohne Gnade,
Und jagt's durch's Fenster, — Taugenichts! o Graus!
Komm mit! wir haschen's, rauscht er, s'wäre Schade!
Tag, schein herein, und, Leben, flieh hinaus!

Ein Segel zieht auf wunderkühlen Pfaden,
Ein Meer von Güte glänzt der blaue Tag.
Was hat die Barke wohl für mich geladen?
Vielleicht ist's etwas, das mich freuen mag!
Entgegen ihr! Was kann das Segel bringen
Mir durch der Wellen freudiges Gebraus?
Noch spannt der Lenz auch meiner Seele Schwingen!
Tag, schein herein, und, Leben, flieh hinaus!

## Auf dem See.

2.

Ich gleite durch das Dunkel
In leicht geführtem Kahn,
Es spiegelt Sterngefunkel
Sich unter meiner Bahn.

Wo in der thät'gen Helle
Das Segel hat gerauscht,
Heb' ich aus nächt'ger Welle
Mein Ruder unbelauscht.

Des Markts Gewinn und Beute
Belastet nicht mein Boot,
Und ruhig stirbt mein Heute
Den schmerzenlosen Tod.

Vom Ruder ſeh' ich's trieſen
Wie Silber niederwärts,
Und über ſtillen Tiefen
Entſchlummert mir das Herz.

## Das Glöcklein.

Er ſteht an ihrem Pfühl in herber Qual
Und muß den jungen Buſen keuchen ſehn,
Er iſt ein Arzt und weiß, ſein traut Gemahl
Erblaßt, ſobald die Morgenſchauer wehn.

Sie hat geſchlummert. „Lieber, du bei mir?
Mir träumte, daß ich auf der Alpe war.
Wie ſchön mir träumte, das erzähl' ich dir —
Du ſchickſt mich wieder hin das nächſte Jahr!

Dort vor dem Dorf — du weißt den moos'gen Stein —
Saß ich, und rings umhallte mich Getön,
Die Heerden zogen alle mit Schallmei'n
An mir vorüber von den Sommerhöh'n.

Die Heerden ziehen alle heut nach Haus —
Nun iſt's die letzte wohl? Nein, eine noch!
Noch ein Geläut klingt an und eins klingt aus,
Das endet nicht! Da kam das letzte doch.

Nun Alles ſtill. Es ſtarb das Abendroth,
Die Matten dunkelten ſo grün und rein,
Die hohen Gipfel ſtanden bleich und todt,
Und drüber glomm ein leiſer Sternenſchein.

Ein Glöcklein, horch! Klingt fern es auch der Schlucht?
Irrt es verſpätet noch am Felſenhang?
Ein armes Glöcklein, das die Erde ſucht —
Da wacht' ich auf — und höre noch den Klang.

Du ſchickſt mich wieder auf die lieben Höh'n —
Sie haben, ſagſt du, mich geſund gemacht . . .
Da war's ſo ſchön, da war's ſo wunderſchön!
Das Glöcklein! Wieder! Hörſt du's? — Gute Nacht.“ —

## Der Mars von Florenz.

Graue Thürme stehen licht umblaut,
In des Arno Gärten grünt der Lenz,
Frauen singen leis und Kinder laut,
Finster nur der Mars von Marmor schaut,
Der die Brücke hütet in Florenz.

„Arger Mars, wohl magst du finster sehn,
Angelächelt von dem Sonnenschein;
Nur des Lenzes helle Banner wehn,
Und du siehst zu meiner Braut mich gehn,
Eine Amidei wartet mein!“

Bondelmonte, kraus und schlank von Gang,
Scherzend ruft er's, schneller eilt davon
Plötzlich er, zu seinem Ohre drang
Aus des Gottes Lanze ehr'ner Klang,
Und am andern Ufer steht er schon.

Sieh da tritt aus stolzem Haus hervor,
Hohn im Angesicht, ein Weib und lacht:
„Zu der Amidei? Junger Thor!
Wisset erst, was eure Hast verlor:
Die Donati war euch zugedacht!

Nun, nach Gottes Rath ist es geschehn!
Morgen, heißt es, werdet ihr getraut;
Aber die Donati sollt ihr sehn,
Sehn, und ihrer dann verlustig gehn —
Blicket her! Vergleicht mit eurer Braut!“

Und ein Mägdlein auf der Schwelle Rand
Schmiegt sich in das dunkle Haus zurück,
Doch bevor sie sich der Mutter Hand
Und des Jünglings raschem Blick entwand,
Schaut er zornig das verlorne Glück.

Rasch entzündet von der zarten Glut,
Die aus schamgesenkter Wimper flammt,

Streckt die Hand er schon mit Frevelmuth
Nach dem süßen, dem versagten Gut
Und ergreift es selig und verdammt.

„Wahrlich, wahrlich", stammelt bebend er,
„Weil sie doch für mich gehütet war —
Herrin, strafet mich nicht allzuschwer!
Gute Herrin! Höret mein Begehr:
Gebt sie, gebt sie mir vor dem Altar!"

— „Kommt!" — Die Arge führt den Jüngling ein
In der Hauskapelle düstern Raum,
Auch ein Priester kann nicht ferne sein,
„Holet ihn!" in fahlem Ampelschein
Kniet das Paar und dünkt sich wie im Traum.

Leises, segenloses Priesterwort
Murmelt über der erschrocknen Magd.
Von dem Altar drängt der Jüngling fort,
Aber schon entflieht ein Diener dort,
Der der Amidei Kunde sagt.

„Mein geliebtes Weib, was zitterst du?
Was verbirgst du mir dein Angesicht?
Bald umflüstert dich des Waldes Ruh!
Rosse her! Und dem Gebirge zu,
In die Feste, die mir Keiner bricht!" —

Auf der Brücke vor dem Marmorbild
Schnaubt das Roß, als wittr' es Hinterhalt,
Und der Gott, er lächelt falsch und wild,
Männer springen auf mit Schwert und Schild —
„Weichet, Mörder! Freunde, helft! Gewalt!"

— „Stirb, Verräther! Amidei hie!
Rache, Rache der verlass'nen Braut!" —
Und der Jüngling stöhnt: „Geliebte, flieh!"
Doch an seinen Busen gleitet sie,
Von derselben Todesnacht umgraut.

Eine Glocke gellt die Stadt entlang,
Haus mit Haus verfeindet ihr Geläut.
Bürgerkrieg viel hundert Jahre lang!
Darum war's, daß dir die Lanze klang,
Alter Gott, der sich des Mordes freut!

## Das Amphitheater.

(Ende des zweiten Jahrhunderts.)

Fechterspiel ist angesagt auf heut,
Und die Römerin versäumt es nicht;
Aus dem Spiegel, den die Sklavin beut,
Schaut ein blasses, stolzes Angesicht,
Auf die üpp'gen Flechten
Drückt sie mit der Rechten
Eines Diademes blitzend Licht.

Bebend eilt das schöne Weib davon,
Das geliebte Spiel, sie muß es schaun,
Sklaven heben ihre Sänfte schon,
Auf den schwülen Plätzen brütet Graun;
In der Gassen Enge
Winkt sie durchs Gedränge
Eile mit den ungeduld'gen Brau'n.

In das Mauerrund, das riesig trotzt,
Strömt das Volk durch Pforten ein und Thor,
Und der Kreis, der schon von Menschen strotzt,
Drängt sich wuchtig in das Blau empor;
Dicht darüber steigen
Dumpfe Wolkenreigen,
Quellen schwerer, dunkler stets hervor.

Fechterpaare stehen kampfbereit.
Treten auf der Bühne hellen Sand,
Und in trunkner Selbstvergessenheit
Ueberneigt das Volk den Mauerrand.
Kurze Schwerter spielen
Lüstern schon und zielen
Rasch gelenkt von der geschulten Hand.

Und die Menge, gierig, Sitz an Sitz,
Sie belauſcht das Spiel mit Luſt und Graus,
Durch die Wolken oben zuckt ein Blitz,
Unten ſtreckt ein Schwert ſich tödtend aus —
  Auf der höchſten Stufe
  Gellen Schreckensrufe,
Und ein Schauder geht durchs ganze Haus.

Niederſtarrend auf des Blutes Strom,
Wie ein Raub dämoniſcher Gewalt,
Groß, als wäre ſie der Geiſt von Rom,
Hebt ſich eine weibliche Geſtalt.
  Spricht ſie wider Willen,
  Eine der Sibyllen?
Horch! wie ehern ihre Stimme ſchallt!

„Todter Fechter, um iſt deine Zeit,
Und was kümmert nun das Morgen dich!
Sterben können, welche Seligkeit!
Morgen, morgen, klingt ſo ſchauerlich!
  Feuerbrände ſchimmern —
  Höret ihr es wimmern?
Weh, ſie ſchleppen an den Haaren mich!

Wirbeln in der Ebne ſeh' ich Staub,
Auf der Appierſtraße zieht ein Heer,
Seine Adler wittern ſchon den Raub:
Rom im Schauſpiel ſchwelgend ohne Wehr.
  Horch, die Lüfte dröhnen
  Von der Tuba Tönen!
Schauet eure Beute! ruft Sever.“

Marmorn ſteht ſie da. Die Menge lauſcht.
Stille rings! Da ſchwirrt ein Flüſtern leis,
Eine dunkle Rede irrt und rauſcht,
Jeder ſpricht ſie, ohne daß er's weiß,
  Stimmen viele Tauſend
  Wie die Brandung brauſend,
Ein gewaltig Wehe füllt den Kreis:

„Roma, Königin, wann endet doch
Ueber dir der Götter Strafgericht?
Immer tiefer, immer tiefer noch
Neigst du dein geschändet Angesicht;
Deine Schmach und Klage
Wächst mit jedem Tage —
Sterben aber, Roma, kannst du nicht!“

## Der Rappe des Comturs.

Herr Conrad Schmid legt um die Wehr:
„Wer fährt mit mir zu Zwinglis Heer?“ —

Da griffen mit dem Herren werth
Von Küsnach dreißig frisch zum Schwert.

Mit Mann und Roß im Morgenroth
Stieß ab das kriegbeladne Boot.

Träg schlich der Tag; dann durch die Nacht
Flog Kunde von geschlagner Schlacht.

Von drüben rief der Horgerthurm,
Bald stöhnten alle Glocken Sturm,

Und was geblieben war zu Haus,
Das stand am See, lugt' angstvoll aus.

Das bange Weib im weh'nden Haar,
Der morsche Greis, die Kinderschaar.

Am Himmel kämpfte lichter Schein
Mit schwarz gedrängten Wolkenreih'n.

„Hilf Gott, ein Nachtgespenst!“ — Sie sahn
Es drohend durch die Fluten nahn.

Wo breit des Mondes Silber floß,
Da rang und rauscht' ein mächtig Roß.

Und wilder schnaubt's und näher fuhr's
„Hilf Gott, der Rappe des Comturs!“ —

Nun trat das Schlachtroß feſten Grund,
Die zage Menge ſtand im Rund.

Zur Erde ſtarrt ſein Augenſtern,
Als ſäh' es noch den todten Herrn.

Ein Knabe hob dem edeln Thier
Die Mähne ſanft: „Du bluteſt hier!“

Die tiefe Wunde wuſch die Flut,
Jetzt überquoll ſie neu von Blut,

Und jeder Tropfen ſchwer und roth
Verkündet eines Mannes Tod.

Die Comturei mit Thurm und Thor
Ragt bleich im Mondenglanz empor.

Heim ſchritt der Rapp das Dorf entlang,
Sein Huf wie über Grüften klang,

Und Alter, Wittwe, Kind und Maid
Zog ſchluchzend nach wie Grabgeleit.

## Heinrich Guiſe in Blois.

Der Herzog ſchrieb. Da rauſcht ein Feſtgewand
Sein ſchönes Lieb, das aus der Meſſe kam!
Sie ſchaute bang, indeß er aus der Hand,
Der zarten, ſpielend ihr das Meßbuch nahm.
Er blättert drin; hell war's mit Farbengluth
Geſchmückt und heitrer Arabeskenzier . . .
„O Heinrich, dich verdirbt dein Uebermuth!
Heinrich entflieh von hier! —

Du biſt zu hoch! Der König, feig und ſcheu,
Bebt wie ein Kind vor deinen mächt'gen Brau'n,
Doch haßt er dich — o glaub's, mein tapfrer Leu!
Ich ſah ihn lächeln heut — mich ſchüttelt Grau'n!“

Die Feder nahm er. „Flora, ſchlanke Fei,
Wie könnt' ich leben, trennt' ich mich von dir!"
Und ſchrieb ins Meßbuch, wo die Zeile frei:
„Mourir" —

— „Verſuche Gott nicht! das Verderben reift!
Entflieh, mein Ein und Alles · Schmerz und Luſt!
Wer weiß, in dieſem Augenblicke ſchleift
Der Meuchelmord ein Schwert für deine Bruſt!"
In ihrem Meßbuch ſchrieb der Herzog fort,
Soviel ihm Raum vergönnte das Papier,
Als wär's ein unerſchüttert Bibelwort:
„ — Ou parvenir!"

Du marterſt mich! Mir hat ſo ſchwer geträumt,
Ich ſah dich ringen mit dem Todesſchmerz —
Hinweg aus Blois! O hörſt du! Nicht geſäumt!"
Er zog die Traute koſend an ſein Herz.
Da ſenkte ſie des Blickes Thränenglanz,
Und offen lag das kleine Buch vor ihr;
Geſchrieben ſtand in einem Blumenkranz:
„Mourir ou parvenir!"

## Das heilige Feuer.

Auf das Feuer mit dem goldnen Strale
Heftet ſich in tiefer Mitternacht
Schlummerlos das Auge der Veſtale,
Die der Göttin ewig Licht bewacht.

Und am Opferherd zu jeder Stunde
Nährt ſie treu den immer gleichen Brand,
Streift des Sturmes Schwinge die Rotunde,
Schirmt die Flamme ſie mit banger Hand;

Denn bezwingt der Schlummer ihr die Lider
Und erſtirbt die ungenährte Gluth,
Steigt lebendig in das Grab ſie nieder,
Daß ſie ſühne die verſäumte Hut.

Eine Flamme zittert mir im Busen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Frist,
Die entzündet durch den Hauch der Musen
Ihnen ein beständig Opfer ist.

Und ich hüte sie mit heil'ger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungekränkt;
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt.

## Schloss Fragmirnichtnach.

Wo weiß die Landquart durch die Tannen schäumt,
Irrt' unbekümmert ich um Weg und Zeit,
Da stand ein grauer Thurm — wie hingeträumt —
In ungebrochner Waldeseinsamkeit.
Ich sah mich um und frug: „Wie heißt das Schloß?"
Ein bucklig Mütterlein, das Kräuter brach;
Da grollte sie, die jedes Wort verdroß:
„Frag mir nicht nach".

Ich schritt hinan; im Hof ein Brünnlein scholl,
Durch den verwachs'nen Thorweg drang ich ein,
Des Brunnens kühles Rieseln überquoll
Auf einer Gruft den schwarz bemoosten Stein.
Ich beugte mich nach des Verscholl'nen Spur,
Entzifferud was des Steines Inschrift sprach,
Nicht Zahl, nicht Namen — ein Begehren nur:
Frag mir nicht nach!

## Der Bergwald.

Du warst mein tröstlich kühles Wanderziel,
Du grüner Wald, in jugendheißen Tagen.
Ich hatte dir von meinem Glücke viel,
Von meinen Schmerzen hatt' ich mehr zu sagen.

Und wieder such' ich dich, mein dunkler Hort,
Und deiner Wipfel sangesmächtig Rauschen.
Heut' rede du! Ich lasse dir das Wort,
Ich habe nichts zu sagen — ich will lauschen.

## Die Schule des Silen.

In der schattendunkeln Laube gab Silen, der weise, Stunde,
Der ihm weich ans Knie geschmiegte Bacchus hing an seinem Munde,
Lieblich lauschend.

Zu den großen Götteraugen nickte nieder der Gerührte,
Während an die salbungsvollen Lippen er den Becher führte,
Dann begann er:

„Kind, in jedem greisen Haupte sollst du den Silenus ehren,
Für den kampferprobten Zecher keltre deine blausten Beeren,
Deine reifsten!

Oft, wo die Veliten wankten, jene prahlerischen Knaben,
Sind es die Triarier, Liebling, die das Feld behauptet haben,
Unerschüttert.

Wenn auf Chios mit dem Mädchen theilt den Becher der Ephebe,
Laß sie nippen, laß sie kosen — mit der vollsten Schale schwebe
Du vorüber.

Leuke, Holder, deine leichten Schritte zu Homer, dem alten,
Netze seine heil'gen Lippen, glätte seiner Stirne Falten,
Wunderthäter!

Lös' ihm jeder Erdenschwere Fessel mit der Hand, der milden,
Fülle du des Blinden Auge mit unsterblichen Gebilden,
Ewig schönen!" —

## Einer Todten.

Wie fühl' ich heute deine Macht,
Als ob auf ampelhellem Blatte
Sich vor mir deine lange Wimper schatte,
Um Mitternacht!
Dein Auge sieht
Begierig mein entstehend Lied.

Du neigſt mir deine Stirne zu,
Und deine Geiſterlippen ſchweigen,
Und lieſeſt du ein Wort, das zart und eigen,
So biſt es du,
Dein Herzensblut,
Indeß dein Staub im Grabe ruht.

Mir iſt, wenn mich dein Athem ſtreift,
Der ich erſtarkt an Kampf und Wunden,
Als ſei'ſt in deinen ſtillen Grabesſtunden
Auch du gereift
An Liebeskraft,
An Willen und an Leidenſchaft.

Die Marmorurne ſetzten dir
Die deinen, um dich zu vergeſſen,
Die erbten, und ſie freiten unterdeſſen,
Du lebſt in mir!
Wozu beweint?
Du lebſt und fühlſt mit mir vereint!

## Das Winzerfest zu Trimmis.

Wo ſtürzend aus rhätiſchen Klüften der Rhein
Die ſilbernen Flanken ſich gürtet mit Wein,
Juchheien verlarvte zum Schellengeläut:
„Du Traube von Trimmis, dich keltern wir heut!“

Sie ſtürzen die Becher, ſie jubeln im Chor,
Sie ſchwingen die trotzigen Mägdlein empor.
Die Sonne ſank unter, mit rubigem Glanz
Beſtimmert der Mond den unbändigen Tanz.

Da mitten im Wirbel, verwegen und wild,
Taucht auf ein gebietendes Herrſchergebild,
Ein adliger Jüngling von ſchlanker Geſtalt
Bemeiſtert den Reigen mit Königsgewalt.

Er neigt ſich zu Irma, der lieblichen Maid:
„In nachtdunkle Haare paßt leuchtend Geſchmeid!“
Er langt in den Himmel und flicht ihr ein Band
Aus blitzenden Sternen mit mächtiger Hand.

Und Irma ſchwebt hin mit dem Krönlein von Licht,
Als feſſelte fürder die Erde ſie nicht,
Er ſchwingt ihr zu Häupten den Thyrſus, berankt
Mit Laubwerk von ſchwellenden Trauben umſchwankt.

Jetzt kündet ein Kirchlein die Mitte der Nacht —
Zwölf ſummende Schläge — das Feſt iſt vollbracht.
„Herunter die Masken! So will es der Brauch!
Du Führer des Reigens, entlarve Dich auch! . . .

Wer biſt Du, der frech in die Gilde ſich ſtahl?
Wir ſind unſer zwanzig - und voll iſt die Zahl!
Ein Feind oder Fremdling? . . . Sprich, wie Du Dich nennſt,
Sonſt fürcht' unſre Meſſer, biſt Du kein Geſpenſt!“ —

Ein Mönchlein, das zechend entſchlafen, wird reg
Und lallt: „Biſt Du Satan, ich zeig Dir den Weg!“
Er weiſ't ihm ein Kreuzlein: „Jetzt trolle Dich nur —
Ich bin der gelehrte Pankrazi von Cur.“ - -

Der Jüngling entlarvt ſich — ſie ſehen belaubt
Mit Eppich ein göttlich, ein träumeriſch Haupt.
Er ſpricht: Sei gegrüßt mir, mein tapfer Geſind!
Ich bin Dionyſos, des Donnerers Kind.“

Es lächelt dem Mönch in das fette Geſicht:
„Silenos, Silenos! verläugne mich nicht!
Mich hat ſeine Gnaden der Biſchof gebannt,
Doch iſt er mein treuſter Bekenner im Land.

Weinfröhliche Rhäter, du tuskiſch Geſchlecht,
Ihr habt ſchon am Arno nicht übel gezecht,
Doch ſeit euch die Bergluft durchrieſelt das Mark,
Bezecht ihr Getreuen euch doppelt ſo ſtark!“

## Unruhige Nacht.

Heut' ward mir bis zum jungen Tag
Der Schlummer abgebrochen,
Im Herzen ging es Schlag auf Schlag
Mit Hämmern und mit Pochen. —

Als trieb' ſich eine Bubenſchaar
Wild um in beiden Kammern,
Gewährt hat, bis es Morgen war,
Das Klopfen und das Hammern.

Nun zeigt es ſich bei Tagesſchein,
Was d'rin geſchafft die Rangen:
Sie haben mir im Herzensſchrein
Dein Bildniß aufgehangen!

## Neujahrsglocken.

Durch das heil'ge Dunkel
Wallt der Töne Reigen,
Unter dem der Erde Gräber,
Ueber dem die Sterne ſchweigen.

Wie des Feldes Halme
Weht der Wind die Klänge —
Nun ein Sterben und Verdröhnen,
Nun ein ſchwellendes Gedränge.

Das ſind große Heere,
Nicht ein einzler Rufer,
Ein harmoniſches Geheimniß
Flutet ohne Strand und Ufer.

Eine leichte Welle,
Sinkt die flücht'ge Stunde —
Horch, Unendlichkeit, ſie redet
Hallend rings mit eh'rnem Munde.

## Aus „Hutten's letzte Tage"

(Nr. XLVII—LIV. Schluß).

### Der Freund.

Mein Ende steht bevor! Mir hat geahnt.
Mich hat mein Franz, der Sickingen, gemahnt.

Ich saß in meinem stillen Kämmerlein
Und blickte träumend in den Abendschein.

Da plötzlich trat heran im Dämmergrau'n
Ein Reitersmann, die Züge wetterbraun.

Ha, Sickingen, du bist's, mein Kampfgespan!
An meine Brust, du redlicher Kumpan!

Da log Frau Fama wieder einmal dreist!
Sie prahlte keck, daß du getödtet seist.

Du lebst, mein Vielgetreuer! Du entrannst!
Ich gönne dir's, daß du noch wirken kannst.

Er regte die geschlossnen Lippen nicht
Und sah mir unverwandt ins Angesicht

Sein Auge, sonst so trutzig unterm Hut,
Blickt minder feurig, aber herzensgut.

Dann ging er mit gemeßnen Schritten fort,
Doch wandt' er noch sich auf der Schwelle dort

Und winkte mir gelassen mit der Hand,
Als wollt' er sagen: Komm' nun! -- und verschwand.

### Das Gewitter.

Im Norden lagern Wolkenmauern dicht,
Darüber leuchtet auf Gewitterlicht.

Erst zuckt der Blitz, dann kracht der Donnerhall,
Als stünde Feldgeschütz auf Thurm und Wall.

Das deutet Krieg — unsel'gen Bruderzwist,
Doch Gott allein kennt seine Zeit und Frist.

Der fünfte Karl berechnet fein und ſtill,
Wie er die Schalen ſchwebend halten will.

Vielleicht gelingt's. — Im kommenden Geſchlecht
Wird Habsburgs Sproſſe doch ein Prieſterknecht!

Und trotzen wir ihm dann mit Schwertesſtreich,
So kommt der Fremdling und zerſtört das Reich.

Herrgott! Dort unten lodert Blitz auf Blitz
Um meines Volkes, meiner Brüder Sitz!

Es iſt mir ſchwer, für mein Geſchick zu flehn,
Für's Vaterland wird mir's von Herzen gehn:

Verleih' uns, Herr, ein evangeliſch Haupt,
Von unſrer alten Kaiſerzier umlaubt!

Welf, Wittelsbacher, Zollern gilt uns gleich,
Kommt er ein Retter nur dem deutſchen Reich!

Ich knie hier auf meiner frühen Gruft;
Sprich, Herr, zu mir aus der Gewitterluft!

Gieb mir ein Zeichen, das mich tröſten kann!
Ich darf ja nicht für Deutſchland fechten dann. —

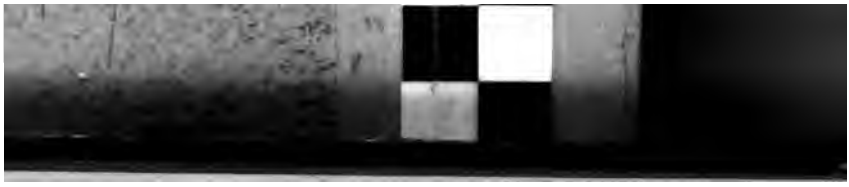
Die Sonne dringt aus Wolken ſchwarz wie Tod
Und überflutet mich mit Purpurroth.

Im Weſten tritt das Stralenbild hervor:
Sieh, eine Krone taucht aus Blut empor!

Im welſchen Weſten? Ueber Feindesland?
Ja, Kronen erntet nur die Heldenhand!

Und immer röther wird des Kiſſens Blut —
Heil, deutſche Krone, wunderhelle Glut!

Jahrhunderte ſind wie ein Tag vor dir!
Herrgott, du trügſt nicht, du erfüllſt es mir!





## Die Armbrust.

Land, Waſſer, Himmel deckt ein ſchweres Grau!
Kein Sonnenſtral erfreut die Ufenau.

Im Schilfe ſchwadert eine Entenſchaar
Und kündet frühen Winter dieſem Jahr.

Des Schaffners Feldmann ſtellt zur Jagd ſich dort:
Noch einmal birſch' ich heut, auf Ritterwort!

Es hangt mir eine Armbruſt an der Wand,
Der Spanner fehlt, – ich ſpann' aus freier Hand.

Hier iſt ſie! Haſt in einer Schweizerſchlacht
Du meinen Ahnen ſchnellen Tod gebracht?

Auf, alte Waffe! – Weh, mein Arm erſchlafft! –
Gehorche mir! Umſonſt. Mir fehlt die Kraft!

Wie? Eine Thräne! — Nieder, tölpiſch Thier!
Der Köter leckt die magre Wange mir.

Daß ich die Armbruſt nicht mehr ſpannen kann,
Daran erkennt er den verlornen Mann.

Komm Feldmann, komm! Wir wollen jetzt nach Haus,
Mit Jagd und Luſt und Leben iſt es aus! —

## Das Crucifix.

Heut' iſt der erſte, ſchmerzenvolle Tag,
Da ich mich nicht vom Lager heben mag!

Auf ſeiner Meeresinſel ſtöhnt' und fleht'
Und wimmerte der wunde Philoktet;

Mir geht das Jammern wider die Natur,
Weit eher noch entführe mir ein Schwur.

Doch beiß' ich ſchweigend nur die Lippe mir;
Denn als ein Chriſt und Ritter lieg' ich hier.

Nichts feſſelt im Bereiche meines Blicks
Mich als ein rohgeſtaltet Crucifix.

In heilen Tagen liebt' in Hof und Saal
Auf Schritt und Tritt ich nicht das Bild der Qual;

Doch heute, ſelber auf das Kreuz geſpannt,
Schau' nach dem Kreuz ich gern und unverwandt

Und wie ich es betrachte, wird die Laſt
Mir abgenommen um die Hälfte faſt.

Es iſt, als ſpränge mir ein Bruder bei,
Als litten ſtatt des Einen unſer Zwei!

Ein treuer Bruder weiß um meine Noth
Und ſagt: ich bleibe dein Geſell im Tod!

## Der Strom des Lebens.

Mir klopft der Puls in wilder Fieberglut!
Ich höre rauſchen meines Lebens Flut!

Und aus des Stromes Tiefen tönt das Wort:
Wir hüten manchen unberührten Hort!

Mein Leben flutet raſch im Mondenſchein
Und zieht und reißt, wie vor dem Fall der Rhein.

Die Wellen fliehn, ein eiliges Gewühl,
In ihres nahen Sturzes Vorgefühl.

## Die Traube.

Freund Holbein, fehlt im Todtentanze dir
Der Dichter noch, ſo komm' und mal' mich hier,

In meinem Seſſel ſchlummernd ausgeſtreckt,
Das Angeſicht mit ſtillem Blaß bedeckt!

Daneben trete leis der Tod ins Haus,
Doch laß mir lieber weg der Sense Graus!

Am Bogenfenster siehst die Traube du?
Die male goldig angehaucht hinzu!

Ein blitzend Winzermesser gibst du dann
In die verdorrte Hand dem Knochenmann.

Und der Verständ'ge merkt des Bildes Sinn,
Daß ich die Edeltraube selber bin,

Die heut gekeltert wird und morgen kreist
In Deutschlands Adern als ein Feuergeist.

## Scheiden im Licht.

Verschärfte Schmerzen foltern mein Gebein,
Doch, soll ich sterben, muß es Morgen sein!

Doch, soll ich aus der Welt von hinnen gehn,
So muß ich erst erhellte Pfade sehn!

In meine Todesschauer sei gemischt
Der Morgenschauer, der das All erfrischt!

Verstöhnen laß mich hier im Dunkel nicht,
Befreie deinen Kämpfer, starkes Licht!

Auf deinen goldnen Schwingen trägst du Heil,
Erlege mich mit Deinem ersten Pfeil!

## Der Tod.

Freund Arzt, geleite mich zum Sessel dort!
Nur sacht, nur sacht! . . Mein letztes Dankeswort!

Auch dir, du Insel, meine grüne Haft!
Den Hutten treibt es auf die Wanderschaft.

Der wilde Sturm der Nacht hat sich gelegt,
Doch rollen noch die Wellen tiefbewegt.

Die Firne ſtarren mir ins Angeſicht,
Und ihre ſchroffe Größe ſchreckt mich nicht.

Das iſt der Wahrheit unbetreten Land,
Des Todes ſchwarze Flut umſpült den Strand.

Ich bin zur Reiſe fertig. Wo der Kahn? . . .
Ein geiſterhaftes Segel wallt heran —

Mein Vater, der du meine Fehle weißt,
In deine Hände geb' ich meinen Geiſt.

## Aus „Georg Jenatſch".

(Drittes Buch, neuntes Kapitel.)

Auf dem Rathhaus zu Chur wurden nach dem Schluß der feierlichen Sitzung, in welcher Georg Jenatſch das Friedensdokument überreicht hatte, Vorbereitungen zu einem Feſte getroffen, mit dem ihn die Stadt am Abend desſelben Tages ehren wollte. Es war Faſtnachtszeit, und die Churerinnen freuten ſich auf den fröhlichen Anlaß; der Winter war den durch die Geſelligkeit der frühern Jahre Verwöhnten allzu ſtill und ernſthaft vergangen, ſie hatten die erfindungsreiche Galanterie der franzöſiſchen Edelleute entbehrt, die allwöchentlich aus der nahen Rheinfeſtung nach Chur geeilt waren. Heute ſollte das Verſäumte nachgeholt werden. Die Väter der Stadt hatten ſich nicht geweigert, die weite, bequeme Halle, wo ſie zur Sommerszeit das Heil des Landes beriethen, dem wirbelnden Reigen und der Maskenfreiheit aufzuthun, und in den beiden zur Rechten und zur Linken auf dieſen Saal ſich öffnenden Sitzungszimmern die Schenktiſche rüſten zu laſſen.

Das eine dieſer Nebengemächer, vor deſſen Eingang die ſchmale, vom Hausflur auf den Saal führende Wendeltreppe ausmündet, war die Kammer der Juſtitia, deren aus Holz geſchnitztes, buntbemaltes Bildniß, auf einem phantaſtiſchen Sitze von Hirſchgeweihen thronend, an drei Ketten von der Decke herunterhing. Unter dem Bilde ſtand ein hoher Holzbock und auf dieſem der beleibte Feſtwirth, das Geweih geſchäftig mit Wachskerzen beſteckend. Während ſeine Hände ſich beeilten, ging auch ſeine Zunge nicht müßig. Sie ließ gewichtige Worte fallen in einen Kreis junger Leute, die ſchon den Becher handhabten, um, wie ſie ſagten, die Feſtweine zu prüfen, und die Ausſprüche des Redſeligen luſtig auffingen, ihn zu immer neuen Mittheilungen ermunternd.

„Alſo, Vater Fauſch", lachte ein flotter Geſelle, „Ihr ſeid es, der das

Genie des Obersten aus den Windeln gewickelt hat, wodurch Ihr, ich will nicht sagen die kleine, aber die verborgene Ursache großer Dinge geworden seid! Gesteht, Ihr habt ihm auch seinen Plan eingehaucht, der eines Niccolò Machiavelli würdig ist! Warum aber habt Ihr die Hauptrolle darin nicht selbst übernommen?"

„Daß es probat sei, Frankreich gegen Hispanien und Hispanien gegen Frankreich zu hetzen", versetzte der Kleine, eine Kerze in der Hand, von seiner Höhe herunter, „und dann den Kopf leise aus der Schlinge zu ziehn, das mag ich Jürg in vertraulichen Stunden wohl angedeutet haben zur Zeit, als wir in der schönen Stadt Venetia zusammentrafen. Selbst aber das Geschäft übernehmen konnte ich nicht, wenn ich nicht dem herben Weine meiner Denkungsart einen unächten Beisatz geben und meine demokratische Vergangenheit beschämen wollte. Nie sah Bünden einen ehrenvollern Tag als jenen, da ich Herrn von Gueffier über die Grenze wies". Und Fausch machte eine gebieterische Geberde mit seiner Wachskerze.

„Bekannt! Bekannt wie die Schöpfungsgeschichte!" scholl es aus allen Ecken. „Etwas anderes, Vater Lorenz! — Erzählt uns lieber, wie Ihr, ein Ketzer, Kellermeister bei seinen bischöflichen Gnaden geworden seid."

„Gern, meine Herren", versetzte Fausch, es ist in unsern Zeiten eine lehrreiche Geschichte. — Als seine Gnaden für ihren weltberühmten bischöflichen Keller einen Mann nach ihrem Herzen, ausgerüstet mit den erforderlichen Kenntnissen und Tugenden suchten, schrieben sie mir nach Venedig, an meiner ihnen wohlbekannten Person sei nur eines, das sie störe — die Verschiedenheit des Glaubens. Sie meinten, ihr Malauser würde ihnen nicht schmecken, wenn ihr Kellermeister und Mundschenk die bestimmte Aussicht hätte, dereinst in der Flamme ewigen Durst zu leiden, und drangen heftig in mich, zum Besten ihres Kellers und meiner Seele die protestantischen Ketzereien abzuthun. Lorenz Fausch aber, meine Herren, blieb fest und gelangte doch an's Ziel. Die Unterhandlung schloß damit, daß Gnaden einsahen, ein Apostat wäre nicht der Mann, ihnen reinen Wein einzuschenken".

Fausch verstummte, denn eben war ein junges Rathsglied zu der Gruppe getreten und erzählte mit Lebhaftigkeit, wie stolz der Oberst dem Bürgermeister Meyer die Urkunde überreicht und in wie wohlgesetzten Worten das zürcherische Standeshaupt den Glückwunsch seiner Vaterstadt zu Bündens glorreicher und wunderbarer Wiederherstellung vorgebracht habe.

„Der Heini Waser hat gleichfalls mit mir auf derselben Schulbank geschwitzt", rief Meister Lorenz von seinem Holzbock herunter. „Auch ein Pfiffikus! Aber mit unserm Jenatio verglichen, ein Jugenium zweiten Ranges. Wenn

mein Jürg mir nur nicht hoffärtig wird! — Ich will heut Abend die Maskenfreiheit benützen, um ihm seine geringen Anfänge in heilsame Erinnerung zu bringen. Gebt mir auf den Spaß wohl Acht, meine Herren! Ich schleiche als Küfer hinter ihm her und spreche ihn um den Liedervers zu seiner Predigt an, so wahr ich Lorenz Fausch heiße."

Unterdessen hatten sich alle Lichter entzündet, und der Saal begann sich zu füllen. In den Nischen der breiten Fenster flüsterten junge Damen und verzeichneten auf ihren Fächern die Tänze, welche sie den vor ihnen stehenden Cavalieren versprochen. Allmälig erschienen auch die Standespersonen, voran der Amtsbürgermeister Meyer mit seiner vornehm blickenden Gemahlin, welche, den runden Hals mit Ketten umschlungen, in einem golddurchwirkten Schleppkleide neben dem stattlichsten der Gatten einherschritt. Bald nach ihnen betrat den Saal der Ritter Doctor Fortunatus Sprecher, den männiglich sich wunderte hier zu erblicken. Auch war sein Antlitz trüb und unfestlich. Der allen rauschenden Vergnügungen abholde Doctor hatte wohl sich heute Gewalt anzutun um seines zürcherischen Freundes und Gastes willen, den er auch damit ehrte, daß er durch ihn sein liebliches Töchterlein aufführen ließ. Fräulein Amanna sah an der Hand des ehren- und tugendhaften Bürgermeisters glücklich und verschämt aus, fast wie eine züchtige Braut. Während Herr Waser sie unter ihre Freundinnen führte, welche dem Treppenaufgang und der Kammer der Justitia gegenüber am andern Ende des Saales jugendliche Gruppen bildeten, klangen die Stufen von Männertritten, und Jenatsch betrat mit einem zahlreichen Gefolge seiner Offiziere die Tanzhalle. Sein gewaltiger Körperbau und sein feuriges Antlitz machten ihn noch immer zum Mächtigsten und Schönsten unter Allen.

Noch stand er von vielen Seiten begrüßt neben dem Bürgermeister Meyer und seiner Gemahlin in der Mitte des Saales, als zu nicht geringem Schrecken dieser Magistratsperson der Doctor Sprecher mit einer Todtengräbermiene sich unfern von ihnen unter den Kronleuchter stellte und mit einer Bewegung der Rechten Schweigen verlangend, also zu reden anhub:

„Manche von Euch fragen mich, geliebte Mitbürger, was diese Trauer meines Angesichtes bedeute, die ich vergeblich um des heutigen Ehrenfestes willen unter der Maske der Heiterkeit zu verbergen trachte. Wollet es mir verzeihen, wenn ich ein großes Leid, das mir widerfahren ist, nicht länger verheimliche, weil ich überzeugt bin, daß es in vollstem Maß auch das Eurige ist, und wollet es den Boten nicht entgelten lassen, der Eure Freude in Trauer verwandeln wird. Unser hohe Gönner und treuste Freund, der Herzog Heinrich Rohan, hat das Zeitliche gesegnet".

Hier wanderte Sprecher's Blick durch die erst lautlos schweigende und bei seinem letzten Worte sichtlich bestürzte Gesellschaft. „Ein Flugblatt mit dem Berichte seines Endes ist eben in meine Hände gekommen. Wollt Ihr die traurige Zeitung anhören?“ fragte er, ein bedrucktes Papier aus der Brusttasche ziehend.

„Leset, leset!“ ertönte es von allen Seiten.

Sprecher trocknete sich die Augen und begann:

„Allen evangelischen Herren, Städten und Landschaften deutscher Nation geschieht hiermit Kunde, daß Herzog Bernhard bei Schloß und Dorf Rheinfelden eine glänzende Viktoria über die Kaiserlichen erfochten hat. In dieser Feldschlacht, die zwei Tage dauerte, wurde der in der Tracht eines gemeinen Reiters in unsern Reihen mitfechtende Herzog Heinz Rohan von dem Feind nach tapferer Gegenwehr und erlittener Verwundung zum Gefangenen gemacht; am zweiten Tage aber bei erneuertem Angriff von einem Zürcher, dem Hauptmann Wertmüller, und einem thüringischen Reiterfähnlein mit fürtrefflicher Tapferkeit herausgehauen und im Triumph in's Lager zurückgeführt. Herzog Bernhard ließ ihn in sein Zelt bringen, allwo die Wunde untersucht und ungefährlich, der edle Herr aber sehr schwach befunden wurde. Herr Bernhard wich nicht von seiner Seiten. Am fünften Tage danach, als es mit Herzog Heinz zum Sterben gehen sollte, verlangte er nach einem geistlichen deutschen Lied, wie er solche im Heer sonderlich gern hatte singen hören. Da versammelten sich wohl hundert Mann aus dem Lager, Reiter und Fußvolk, alle wohl geübt und erfahren in dieser fröhlichen Kunst, vor dem Gezelt des Herzogs und sangen ihm ein neu geistlich Lied, das unlängst in das Lager gekommen war und bald große Gunst gefunden hatte. Nach dem Gesätzlein:

Wohl Dir, Du Kind der Treue,
Du hast und trägst davon
Mit Lob und Dankgeschreie
Den Sieg und Ehrenkron . . .

that sich sachte das Gezelt auf, und man winkete, daß der Herr selig verschieden sei. So fuhr dahin in Ehren der edle Herzog Heinz aus Welschland. Wenn einst, wie wir alle unverrücket hoffen, das deutsche Reich erneuet wird in evangelischer Freiheit und großer Gloria, so wird man auch dieses gottesfürchtigen welschen Herzogs gedenken, dieweil er glaubenshalber aus seinem Vaterland gewichen und nachdem er sich seiner hohen Ehren demüthiglich abgethan, im evangelischen deutschen Heer einen frommen Reiterstod gestorben ist. Amen!“

Tiefe Bewegung hatte sich der ganzen Versammlung bemächtigt, es bildeten sich leise redende Gruppen; wie damals da der Herzog am Thore von

Chur Abſchied nahm, ſtand Jenatſch eine Weile allein mit verfinſtertem Antlitz. Dann trat der Bürgermeiſter Meyer auf ihn zu und redete ihn herzlich und ehrerbietig an: „Wir Churer glauben Eurer Genehmigung gewiß zu ſein, Herr Oberſt, wenn wir Euch vorſchlagen, das Euch gebotene Dank- und Ehrenfeſt auf einen ſpätern Tag zu verlegen. Habt Ihr doch ſelbſt beſſer als jeder Andere das unſerm Lande wohlgewogene Gemüth des guten Herzogs gekannt und müßte es Euch doch ſelber ſchmerzen, wenn wir ſeinen Tod bei Fackelſchein und Reigentanz mit hartem Herzen zu feiern den Anſchein hätten.“

Der Oberſt ſchwieg und ließ ſeine dunkeln Blicke verächtlich über die undankbare Menge ſchweifen, die über einem Verſchollenen und Todten die Gegenwart ihres Retters vergaß. An dem obern Ende des Saales wurden die Lichter ausgelöſcht, und die geſchmückten Frauen ließen ſich von ihren Cavalieren zur Treppe geleiten. Herr Sprecher hatte einer der Erſten das Rathhaus verlaſſen. Jetzt legte ſich eine Hand auf den Arm des Oberſten, und als er verſtimmt ſich umwandte, ſah er in das beſorgte Geſicht des zürcheriſchen Bürgermeiſters, der die in Thränen aufgelöste Amantia wegführte.

„Ich muß mit Dir reden — heute noch. Bleibſt Du hier, Jürg? . . . So komm' ich wieder“, flüſterte Waſer.

Jenatſch nickte ihm leicht zu. Dann reckte er ſich zu ſeiner ganzen Höhe empor und ſagte, das Haupt trotzig zurückwerfend, zu dem noch ſeiner Antwort harrenden Meyer, doch ſo, daß ſeine bebende Stimme durch den ganzen Saal klang: „Ich will mein Feſt, Bürgermeiſter. Geht oder bleibt nach Eurem Belieben!“ —

Verwirrung füllte den Saal, unheimliche Dämmerung hatte ſich zu verbreiten begonnen, in deren Schutz die meiſten angeſehenen Churer und faſt alle Frauen ſich unbemerkt entfernt hatten. Doch auf des Oberſten herriſches Wort entzündeten ſich die Lichter von Neuem und beleuchteten den beginnenden Reigen. Aber die Gäſte waren andre geworden, und die Feier ſchien ſich in eine wilde Luſtbarkeit verwandeln zu wollen.

Bevor Waſer die Treppe erreichte, war ſein Auge an einer großen Frauengeſtalt in dunkler venetianiſcher Tracht haften geblieben, die dem Strome der forteilenden, ſich der Treppe zudrängenden Churerinnen allein entgegen ſchritt. Es war etwas in der traurigen Gluth dieſer durch die ſammetne Halbmaske blickenden Augen und in der eigenthümlichen Haltung dieſes edelgeformten Hauptes, was ihn ſeltſam berührte, wie eine ferne Erinnerung. Er ſah ihr nach, wie ſie, das Gewühl der Tanzenden meidend, die Kammer der Juſtitia betrat. Dieſe hohe, reiche Geſtalt kannte er nicht, aber ſie mußte auch Jenatſch aufgefallen ſein, denn der Oberſt richtete ſogleich ſeinen Gang nach derſelben

Schwelle. Ob er sie überschritt, das sah Waser nicht mehr, das Gedräng auf der Treppe wurde jetzt so groß, daß der Bürgermeister seiner ganzen Würde und Vorsicht bedurfte, um die verwirrte Amantia ungefährdet durch den Engpaß zu bringen. Es war ein toller Maskenzug, der die Treppe hinaufstürmte, wilde Gesellen unter der Führung einer kolossalen Bärin, der ein großes Schild mit dem Wappen der drei Bünde an einer Kette um den zottigen Hals hing.

Sobald Waser die heimgeleitete Amantia einer alten Dienerin übergeben hatte, eilte er wieder nach dem Rathhaus zurück, ohne nach dem Doctor zu fragen, dem er es nicht leicht verzieh, daß er das unschuldige Flugblatt in so feindseliger und hinterlistiger Weise zur Demüthigung des Obersten ausgebeutet hatte.

Schon von fern sah er vor dem Staatsgebäude ein unsicher beleuchtetes verworrenes Gewühl, und es ward ihm schwer, bis zur Hauspforte vorzudringen. Die gleichen Masken, denen er vor einer halben Stunde auf der Treppe begegnet war, entstürzten jetzt dem Hause in wilder Hast. Inmitten des an die dreißig Vermummte zählenden Haufens glaubte er plötzlich im Schein einer sprühenden Fackel die ungeheure Bärin zu erblicken, die zerzaust und blutig mit einer über die Schultern gelegten Puppe oder Leiche davonschritt. Waser hatte die Thüre erreicht. Er warf einen Blick auf die Wendeltreppe, sie füllte sich eben wieder mit taumelnden Gästen, die wirr durcheinander schrieen und hastig davoneilten. Oben verstummte die Musik.

Jetzt gewahrte Waser hart neben sich einen untersetzten Franziskanermönch, dessen von der Capuze beschattetes Augenpaar er forschend auf sich gerichtet fühlte. Eine Maske war das nicht. Der Mönch warf seine regentriefende Capuze zurück, und Waser erkannte das nüchterne, geisteskräftige Gesicht des Paters Pancraz und seine klug blitzenden Augen. Die beiden Männer schüttelten sich die Hände.

„Thun wir uns zusammen, Herr Bürgermeister", sagte der Pater leis aber eindringlich. „Welt und Kirche, Ehrenkette und Kuttenstrick im Bunde werden durch den tollsten Spuck dringen! Ich lese auf Eurem Gesicht, daß Ihr wie ich in Sorge seid um den Obersten. Etwas ist droben vorgefallen. Was sie dort fortschleppten — ich habe das niederhängende Haupt scharf angesehn — war der todte oder ohnmächtige Rudolf Planta. Um den ist's kein Schade, und an der Fastnacht sind blutige Köpfe nichts besonderes, aber gut ist's doch, wenn wir hinaufkommen!" — Bei diesen Worten schob er den Bürgermeister in eine gesicherte Ecke und stellte sich vor ihn, denn ein paar trunkene Offiziere stürzten sich eben, mit den Degen fuchtelnd, in die Menge hinunter.

Der Pater verschwieg seine Hauptsorge – Lucretia. Er war durch das Unwetter verspätet, vor einer Stunde erst in Chur angelangt, hatte die alte Gräfin Travers, die hinfällig wie sie war, sich frühzeitig zur Ruhe gelegt hatte, zwar nicht gesehn, aber von der Dienerschaft erfahren, das Fräulein sei noch vor Mittag angelangt, habe ihrer Muhme Gesellschaft geleistet und sich dann, wie sie bisweilen zu thun pflegte, in ein für ihren Besuch immer bereit gehaltenes Gemach zurückgezogen, um sich umzukleiden. Erst vor Kurzem habe sie, in ein weites Uebergewand gehüllt, das Haus wieder verlassen. Ihr Knecht, der Sohn des Riedberger Kastellans, sei ihr auf diesem Gang mit der Fackel vorangeschritten. Wohin sie sich habe geleiten lassen, wußte niemand zu sagen.

Pancratius hatte aus dem Bericht der Dienstleute zu Riedberg Verdacht geschöpft, der junge Planta, den er für einen Feigling hielt, möchte in Bünden beherztere Genossen gefunden haben. Er fürchtete, der Neid der mächtigen Familien, die Georg Jenatsch beleidigt hatte, könnte, durch seinen letzten größten Erfolg aufgestachelt, in mörderische Gewaltthat ausbrechen. Damit mußte Lucretia's Verschwinden zusammenhängen, denn bei ihrer Gemüthsart zweifelte er nicht, daß sie als Mitschuldige oder als Warnerin in das Unheil verflochten sei. Dieses aber schwebte über dem Haupte des Obersten, … als die eine oder die andere war sie in seine Nähe gebannt, und er eilte sie dort zu suchen.

Und Lucretia war es gewesen, deren ernste feierliche Gestalt dem zürcherischen Bürgermeister in der Verwirrung des Aufbruchs im Saale begegnet und deren Schritten Jenatsch mit aufglühender Freude in die Kammer der Justitia gefolgt war.

„Willkommen Lucretia!“ rief Georg der sich nach ihm Umwendenden entgegen, „ich danke Dir, daß Du an meinem Feste nicht fehlst. Du bringst mir Freude! Die Welt ist mir schal geworden, ihre Beuten und Ehren sind mir ein Eckel. Gieb mir meine junge, frische Seele wieder! Sie ging mir längst verloren — sie blieb bei Dir. Gieb mir sie mit Deinem treuen Herzen! Du hast sie darin aufbewahrt!“ Er umfaßte sie mit beiden Armen und drückte ihr Haupt, dem die Maske entfiel, an seine Brust.

„Hüte Dich, hüte Dich, Jürg!“ flüsterte sie, seiner Umschlingung widerstrebend, und erhob zu ihm Augen voll unendlicher Angst und Liebe.

Er mißverstand sie. „Ich weiß es schon“, rief er, „auf Riedberg wird keine Hochzeit gefeiert! Kehre niemals dorthin zurück! Du bleibst bei mir auf ewig! Wir verreiten noch heute nach Davos! — Jetzt aber zum Reigen!“ —

Im Saal erklang eine rauschende wilde Tanzweise. Jenatsch löste seinen Degengurt, warf die Waffen auf einen Sitz und umfaßte Lucretia fester. Ihre Augen hafteten starr an der Thür, wo hereinblickend verlarvte Gestalten sich drängten. Sie hatte die Stimme Rudolfs vernommen.

Jetzt stellte sich eine kleine Ungestalt im langen schwarzen Rock eines Küsters mit lächerlichen Bücklingen vor den Obersten. Die Schiefertafel in der einen, ein Stück Kreide in der andern Hand, fragte sie näselnd: „Welchen Psalm oder Liedervers belieben der Herr Pfarrer von Scharans heut vor der Predigt singen zu lassen?“

Jenatsch erkannte sogleich das große Haupt und die kurzen ehrlichen Finger des Kellermeisters Fausch. „Ei, Du bist zu fett für eine Kirchenmaus!“ rief er ihm zu, „doch mein Verslein sollst Du haben:

Tod und Leben ist mir süß,
Hall' ich Dich umfangen! . .

Das laß mir singen“. –

Der Kellermeister warf einen listig beobachtenden Blick auf die sich umschlungen haltenden und drückte seine dicke Person, als wollte er sie von seiner Gegenwart befreien, so rasch er konnte durch die Masken an der Thüre in den Saal hinaus, wo die Paare, vom Rasen der Geigen und Pauken fortgerissen, immer schneller vorüberwirbelten. Fausch hatte nicht bemerkt, wie ängstlich Lucretia bestrebt war, ihm, Jenatsch mit sich fortziehend, auf dem Fuße zu folgen.

Schon war es zu spät. Das Zimmer füllte sich mit einem wilden Maskenhaufen, und es war eine Unmöglichkeit geworden, den umdrängten Ausgang zu gewinnen. Auch dachte Jenatsch nicht mehr daran. Er war versunken in die wunderbare, wie von zerstörenden innern Flammen beleuchtete Schönheit seiner Braut und führte sie, dem Maskenspiel in der Mitte des Gemaches Raum gebend, in eine Fensternische. Doch das den Zug anführende Bärenungeheuer mit dem Wappen der drei Bünde auf der Brust schritt schwerfällig auf ihn zu, streckte, ihm auf den Leib rückend, die rechte Tatze aus und begann mit brummender Stimme: „Ich bin die Republik der drei Bünde und begehre mit meinem Helden ein Tänzlein zu thun!“

„Das darf ich nicht ausschlagen, obgleich ich meine Dame ungern lasse“, erwiederte Jenatsch und reichte der Bärin, den Fuß wie zum Tanze hebend, bereitwillig die Rechte Diese aber schlug die beiden Tatzen um die gebotene Hand und packte sie mit eiserner Mannesgewalt. Zugleich zog sich der Larvenkreis eng um den Festgehaltenen zusammen, und überall wurden Waffen bloß. Lucretia drängte sich fest an die linke Seite des Umstellten, wie

um ihn zu decken. -- Sie hatte ihm keine Waffe zu reichen. -- Wieder traf die Stimme Rudolf's ihr Ohr. „Dies Lucretia, für die Ehre der Planta", flüsterte er dicht hinter ihr, und sie sah mit halbgewandtem Haupte, wie seine feine spanische Klinge vorsichtig eine gefährliche Stelle zwischen den Schulterblättern Georg's suchte, der eben mit der freien Linken einen schweren ehernen Leuchter auf dem Schenktische erreicht hatte, und, dessen gewichtigen Fuß gegen die Angreifer schwingend, die von vorn fallenden Hiebe parirte.

Da schmetterte ein Axtschlag vor ihren Augen nieder. Sie erblickte ihren treuen Lucas, ohne Maske und barhaupt, der von hinten vordringend, ein altes Beil zum zweiten Mal auf Rudolfs bleiches Haupt fallen ließ und ihn anschrie: „Weg, Schurke! Das ist nicht Deines Amtes". Dann drückte er Lucretia weg und stand mit erhobener Axt vor Jenatsch. Der Starke, schon vielfach blutend, schlug mit wuchtiger Faust seinen Leuchter blindlings auf das graue Haupt. Der alte Knecht sank lautlos auf Lucretia's Füße. Sie neigte sich zu ihm nieder, und er gab ihr mit brechendem Blick das blutige Beil in die Hand. Es war das Riedberger Todesbeil. In Verzweiflung richtete sie sich auf, sah Jürg schwanken, von Mördern umstellt, von verrätherischen Waffen umzuckt und verwundet, -- jetzt, in plötzlichem Entschluß, hob sie mit beiden Händen die ihr vererbte Waffe und traf mit ganzer Kraft das theure Haupt. Jürgs Arme sanken, er blickte die doch vor ihm Stehende mit voller Liebe an, ein düsterer Triumph flog über seine Züge, dann stürzte er schwer zusammen.

Als Lucretia ihrer Sinne wieder mächtig wurde, kniete sie neben der Leiche, das Haupt des Erschlagenen lag in ihrem Schooße. Das Gemach war leer, neben ihr aber stand Pancraz und legte die Hand auf ihre Schulter, während unter der Thür Fausch dem Bürgermeister Waser das Ereigniß jammernd erzählte.

Willig wie ein Kind folgte sie dem Mönch, der sie von der Unglücksstätte wegführte. Waser aber übernahm die Leichenwache. Nicht lange blieb er allein. Als das erste Entsetzen vorüber war und die Verwirrung der Gemüther sich löste, kamen die Häupter der Stadt eines nach dem anderen in die Todtenkammer. Sie beklagten Bündens größten Mann und beschlossen, ihn mit ungewöhnlichen, seinen Verdiensten um das Land angemessenen Ehren zu bestatten.

Wir haben die erste Klasse schweizerischer Dichter unserer Zeit d. h. diejenigen, welche ein für die Kritik abgeschlossenes Gesammtbild darstellen können, und zwar eins, wichtig genug, um in erste Linie gerückt zu werden, in voller Absichtlichkeit eröffnet mit je einem hervorragenden Repräsentanten der drei großen dichterischen Gattungen: der Lyrik, des Drama und des epischen Genre. Damit steht es so:

Drammor ist — mögen auch einzelne Stimmen über das Bedeutendste an seinen Leistungen nicht einig sein — ganz unstreitig zunächst als Lyriker zu betrachten und zu beurtheilen; was er im epischen oder genauer im lyrisch-epischen Fach der Romanze und Ballade leistet, ist immer von bedeutsamen lyrischen Wallungen durchzogen oder gar regiert.

Widmann ist Dramatiker und Epiker, nebenbei auch Lyriker; aber so viel größer und reiner im Drama, daß wir ihn für dieses Fach naturgemäß bestimmt erklären müssen.

C. Ferdinand Meyer ist spezifisch Epiker in poetischer und prosaischer Form, Lieder rein lyrischer Art fein und schön, aber gegen die Wucht der epischen oder episch-lyrischen Arbeit zurücktretend.

Ueberblicken wir den Rest von Klasse 1, so ergiebt sich folgendes Arrangement. Die Lyriker sind an Zahl ganz überwiegend, das ist allgemeine Zeitströmung, nicht für die Schweiz allein.

Hieher zählen für's weltliche Lied:

der Zürcher Heinrich Leuthold in München,
die beiden Berner Robert Schöni und Rudolf Niggeler,
der Basler Wilhelm Wackernagel.

Für geistlich-religiöse Dichtung:

die Zürcherin Frau Meta Heußer-Schweizer

und in weniger selbständiger Weise der St. Galler Joh. Jak. Rietmann.

Für's Drama:

die beiden Solothurner Adrian v. Arx und Franz Krutter.

Endlich erachten wir es als unsre Pflicht, den Verfasser der ersten drei Bände vorliegenden Werkes, den Dichter Robert Weber, der ohne Zweifel zu den bedeutendsten modernen Lyrikern der Schweiz zählt, hier aus kritischem Standpunkt abzuhandeln, da es nicht seine Sache sein konnte, sich selbst literarisch zu beurtheilen. Da in Band III ausreichende Proben aus seinen Dichtungen aufgenommen sind, halten wir es nicht für nothwendig, dieselben zu vermehren: alle Richtungen seines Talentes und dessen spezifische Art mögen aus jenen Stücken entnommen werden. Das gilt einzig vom Drama nicht, aus welchem wir eine Stelle bringen werden.

Dieses Verhältniß ausschließlich ist der Grund, warum wir ihn an den Schluß von Klasse 1 stellen; es darf daraus ja nicht das Geringste mit Bezug auf Rangordnung gefolgert werden.

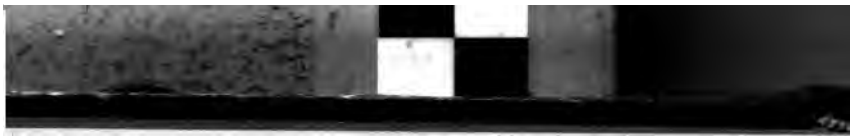
# Franz Robert Schöni.

Gedichte. Bern, bei Fiala, 1873.

Es ist ein ganz eigenthümliches Gefühl, mit welchem uns die Gedichte von Schöni erfüllen; sie gehen von einer so ganz markanten Gefühls- und Anschauungsweise aus und nehmen unter ihrer Aegide auch einen so besondern Ton an, daß derjenige, der aufmerksam der ganzen Entfaltung folgt, sie schwerlich mit derjenigen eines zweiten verwechseln würde. Die Gedichte haben sonach ein auffallend individuell Charakteristisches an sich, und das ist ihr Vorzug. Gesagt mag hiebei allerdings werden, daß das Element, welches wir meinen, zunächst weniger der gewöhnlichen Zahl von Lesern bewußt werden mag, welche diese Gedichtsammlung wie manche andere auch vorübergehend zur Hand nehmen, als dem Kenner und Kritiker, dem die lebendige Erinnerung an Hunderte verschiedener Tonweisen, zumal über die meist besungenen Objekte, zu Diensten steht. Und ferner weiß auch der Kritiker sehr oft Dem, was ihm als besondrer poetischer Hauch entgegen tritt, keinen entschiedenen Namen zu geben; es ist ein Element, das nicht definirt, aber empfunden sein will, und schließlich, wer will den Duft der Blüthe erklären oder die Blume beim Wein? Aber kurz, in Sch's. Gedichten liegt jenes Element, und wir schließen, daß sie besser und weiter gekannt zu sein verdienen, als sie's höchst wahrscheinlich nach dem gewöhnlichen Schicksale schweizerischer Dichter sind. Diese Eigenart des Tones, welche selbst auf jene Gegenstände übergeht, die fast jeder Lyriker einmal besungen hat, macht es schwer, in Sch's. Gedichten auszuwählen; es sind nicht jene Sprünge da, welche sonst in einer Masse von Sammlungen das eine oder andere wohl gelungene Lied überragend aus einer Fluth mittelmäßiger Produktionen ausscheiden machen. Das ist ein zweiter Vorzug.

Sch. hat neben dem Lied im spezifischen Sinn manches Oden- und Hymnenartige. Nach dem Stoff einer-, der Färbung und Tonart anderseits theilt er ein in vier Kapitel mit der Bezeichnung: Heimat, Wanderlieder, vermischte Gedichte, satyrische und humoristische Gedichte. Dazu Uebersetzungen aus dem Spanischen, Portugiesischen und Schwedischen.

Eigen macht sich's schon, wenn das erste Lied der Sammlung, Maienglück und Glück der Liebe, in kecker Frische und vertrauensfroher Freude unter dem Titel „Kukuk" singt; oder wenn er im nächsten der Geliebten, die er nicht genug besingen kann, die originelle Huldigung bringt:





Ein Rosenstrauch wird grün
Einst noch mein Grab umschlingen
Und all' die Lieder blühn,
Die ich vergaß zu singen!

Die Formen sind sehr mannigfaltig, frei gehandhabt, aber ganz correct gebaut. Als eine mehrmals wiederkehrende fällt die persische Vierzeile auf. Unschöne oder gezwungene Formen, wie etwa: Ein Theil des Alles bist du nun — sind selten. Oder wenn der Reim ihn zwingt, in dem fein das unstäte Geschick des seefahrenden Matrosen auf den Dichter übertragenden Sonett, welches anhebt mit dem schon in der lateinischen Kirchendichtung gegebenen prachtvollen Bild:

Maria, Stern der See, du Wundermilde!

den Vers zu formuliren: Noch wird ihm je das finstre Loos vermieden.

Wiederholt tritt das Sonett auf.

Da und dort bricht eine pantheistische Anschauung durch, und es mag nicht so ganz zufällig sein, wenn die Sammlung mit einer Ode auf Spinoza abschließt.

Und wieder einen ganz eigenen Eindruck machen die Wanderbilder aus Südfrankreich und Spanien, eben die Intimität der Gemüthsauffassung an sich tragend, die nur jener Tiefe des Eindruckes entspricht und entspringt, welche durch das Dichterauge ihre äußere Vermittlung nimmt. Es ist der Meereshauch in seiner ewigen poetischen Frische und der Sonnenstrahl des Südens, nun schaffend, nun versengend.

Ist auch der Sinn mit jener Frische, die wir südlich genährt heißen möchten, überwiegend den heitern Anschauungen des lenzfrohen Auferstehens zugewendet, gleichwohl fehlen die dunkleren Tinten nicht, und der Dichter sieht auf der andern Seite zu tief und klar, um nicht die unsterblichen Schwächen, Beschränktheiten und Verkehrtheiten im Lebensgang des Einzelnen und der gesammten Menschheit herauszufinden. Es ist das alte ewige Menschenleid, welches jene Charfreitagshymne in Barcelona also schließen läßt:

Unsägliche Wehmuth feuchtet den Blick;
Mit den Trauerchören der Orgel
Rauscht durch die Seele dir nun
Die unendliche Klage der Menschheit.
Hoffnungslos ringt sie in Nacht;
Es wandelt der Gott noch
In Knechtesgestalt
Heimathlos und verbannt auf prunkenden Straßen.
Stumpfsinnigem Ohre verhallt
Sein klagender Mahnruf;
Stets noch verhöhnt auf feilschendem Markt ihn
Der laute Pöbel
Und jauchzt dem Schächer im Purpur.

„Pepita“ ist eine mit schelmisch-idyllischer Fröhlichkeit ausgesponnene Romanze ganz ächt spanischen Tons und Wesens, natürlich fällt dabei der Liebe die Hauptrolle zu.

Prächtig sind die wenigen Nummern der satyrisch-humoristischen Stücke; neben den ausgewählten sei insonderheit noch die längere Nummer spanischen Charakters „Die Romanzen des Eseltreibers“ herausgehoben.

Franz Rob. Schöni von Biel ist geboren den 21. März 1841 zu Erlach am Bielersee, wo sein Vater Gerichtspräsident war. Nach absolvirter Maturität (an der Kantonsschule in Bern) bezog er 1862 die dortige Hochschule und wandte sich zuerst der Jurisprudenz zu; 1863 und 1864 besuchte er die Universität Heidelberg. Schon damals beschäftigte er sich mit Vorliebe mit philosophischen und philologischen Studien, später ausschließlich mit den neueren Literaturen, namentlich der englischen und spanischen; in abschließender Weise besuchte er dann noch 1868 die Universität Tübingen, wo er 1869 zum Dr. phil. promovirte. 1869 im Frühjahr machte er eine dreimonatliche Reise nach Südfrankreich und Catalonien, auf die sich namentlich das zweite Buch der Gedichte bezieht. 1870 habilitirte er sich als Privatdocent an der Berner Hochschule, und seit 1871 ist er Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am obern Gymnasium der Berner Kantonsschule.

Ein großer Theil der Gedichte Schöni's erschien zuerst seit 1866, zusammen mit solchen von Niggeler, in den politisch-literarischen Monatsheften der „Helvetia“, später in der „Illustrirten Schweiz“ und seit Herausgabe der „Gedichte“ im „Miniaturalmanach“.

## Kukuk.

Es war so mild der Frühlingstag;
Im tiefen Gras versteckt
Hat mich mit Blüthenflocken gar
Der Baum ganz überdeckt.
Die Wolken zogen über mir,
Aus lustiggrünem Waldrevier
So laut und klar herüber rief's: Kukuk!

Du Lenzesbote, sei gegrüßt!
Bringst mir so süß und mild
So manchen lieben Traum zurück,
Der Kindheit selig Bild.

Da klang auch gar so wonniglich,
Wenn ich durch Busch und Bäume strich,
Dem Knaben schon der helle Ruf: Kukuk!

Wann träumt sich auch so golden je,
So fröhlich und so frei,
Als wenn ganz leise die Lüfte ziehn
Im schönen Monat Mai?
Drum lag ich tief im Gras versteckt,
Als mich auf Eins der Ruf erweckt:
„Du Sinnender, was träumest du?“ Kukuk!

O süß Erwachen aus frohem Traum!
Sie war's; sie selber stand,
Die Schelmin, lächelnd da, den Strauß
Maiblumen in der Hand.
„Ei, ei, wie hast du lang gesäumt!“
Sie sprach's; bald hatt' ich ausgeträumt;
Und Mund auf Mund, und Kuß auf Kuß! Kukuk!

## Deutsche Trinkung.

(1859.)

Die Rößlein, die sind eingestellt;
Frisch, unter die grüne Linde!
Wohlan, Gesellen, lagert euch!
Herr Wirth, ein Faß geschwinde!
Ja, geschwinde!

Wir wollen froh und gemüthlich sein,
Und wollen aber Eins singen!
Ein Faß, Herr Wirth! das Faß ist leer,
Mögt uns ein neues bringen!
Ja, bringen!

Stets neue Lieder und neuer Wein,
Die müssen die Zeit vertreiben;
So singen wir und trinken in die Welt hinein,
Der Durst aber muß uns bleiben,
Ja, bleiben!

## Gruss.

Vöglein, wohin ſo ſchnell?
„Zu deinem Kinde!
Da rauſcht mein Lied ſo hell
Aus hoher Linde!“

Wohin, du flücht'ger Hauch?
„Ich nehm', ich führe
Den ſüßen Duft vom Strauch
Vor ihre Thüre!“

Vöglein, ſo ſag' geſchwind,
Ich laß' ſie grüßen!
Mein Herz nimm, Koſewind,
Leg's ihr zu Füßen!

## Vom Bielersee.

Am Garten ſteht ein Haus;
Das ſchaut ſo hell vom grünen Rebgeſtad'
Die Fluth hinaus.

Und in dem Hauſe wohnt
Das ſchöne Kind, in deſſen Flammenblick
Die Liebe thront.

Und wenn der Chaſſeral
Im Sternlicht dunkel träumt, durchfurch' ich noch
Den Wogenſchwall,

Das ſchwanke Röhricht rauſcht;
Zur ſtillen Geißblattlaube tret' ich nun;
Sie harrt und lauſcht.

Und Stund' um Stunde fliegt,
Weil Wang' an Wange, Buſen ſich an Bruſt
Gluthathmend ſchmiegt.

O horch, die Glocke klagt
Schon Mitternacht vom Thurm, der über'm See
Dumpfmahnend ragt.

## I.

## Bei Notre Dame de la Garde bei Marseille.

Der Abend ging zur Rüste,
Ich saß an öder Küste
Auf braunem Felsenriff;
Vom Meer umsprüht am Fuße
Vom letzten Sonnengruße
Erglühte Château d'If.

Bald kam am blauen Bogen
Der Vollmond still gezogen;
Ich stieg hinab zur See,
Dem ew'gen Lied zu lauschen,
Das mir die Wellen rauschen
Von stets erneutem Weh.

Die Segel auf, Matrose!
In's Meer, in's gränzenlose,
Wohl treibt's auch mich hinaus!
Wie hoch die Fluth sich thürme,
In's dunkle Reich der Stürme
Bau ich mein schwankes Haus.

Und mögen Weste kosen,
Mag Nord, mag Süd mir tosen,
Lacht oder grollt das Glück:
Kein Hauch ist, der mich triebe
An meiner Jugendliebe
Versunknen Strand zurück.

## II.

## Ebendaselbst.

Ave maris stella.

Maria, Stern der See, du Wundermilde!
Auf schroffer Klippe ragt dein Dom, der hehre;
Matrosen, eh' sie ziehn zum ernsten Meere,
Verneigen gläubig sich dem Gnadenbilde.

Auch mich bedecke denn mit ſtarkem Schilde;
Zu Füßen leg' ich dir des Kummers Schwere
Auch mir iſt dunkel, ob ich wiederkehre,
Und treibe hin auf Wogen trüb und wilde.

Der Dichter irrt, ein Fremdling auf der Erde,
Und eigne Bahnen ſind ihm vorbeſchieden;
Nicht darf er fröhlich ruhn an ſichrem Herde,

Noch wird ihm je das finſtre Loos vermieden,
Wo Götterhuld ihn nicht aus Noth und Fährde
Erbarmend lenkt den dunklen Pfad zum Frieden.

## Bei Barcelona.

Ich ſaß umſprüht vom Sonnenbrand am öden Strand der See
Und las das ew'ge Heimwehlied, das Lied der Odyſſee;
Die Welle hob und ſenkte ſich in letzter Abendgluth,
Und ferne Wolken zogen hin, hoch über die klare Fluth.

Und Wind und Welle wiegten mich in tiefe Traumesruh;
Die Abendlüfte küßten mir die müden Lider zu;
Im Traumeswehen floh mein Geiſt weit über Meer und Strom,
Zu Füßen tief den Schweizerſee, zu Haupt den Waldesdom.

Vom Eichenſaum in frohem Traum lauſcht' ich dem Herdenklang,
Da fuhr von Norden über Meer ein Windſtoß ſchrill und bang;
Im fremden Land, am öden Strand bin weinend ich erwacht,
Zu Füßen tief die graue See und rund um mich die Nacht.

## Am Klobregat.

O Feierſtille! ſanftes Schweigen!
Verrauſcht des Tags geſchäftig Thun;
Der Abend ſäuſelt in den Zweigen —
O laßt mich ſchlummern, laßt mich ruhn!

Wie Nachglanz morgenduft'ger Stunden
Spielt um die Stirn der Roſenſchein;
Bald ſind vernarbt die letzten Wunden;
Im Traum iſt Alles wieder mein.

Und wie durch's graue Weidendüſter
Die Welle murmelnd weiter flieht,
Verwehter Stimmen leis Geflüſter
Durch meine Träume dämmernd zieht.

In mich beſchloſſen raſt' ich ſelig,
Das Herz ſo voll, die Welt ſo fern;
Und über mir erglühn unzählig
Die ew'gen Lichter, Stern an Stern.

## Salve regina.

Fern funkelt der Hafen im ſcheidenden Roth,
Die leuchtende Woge durchſchneidet das Boot;
Schon grüßet vom Ufer der fromme Geſang
Und bebt in die Seele ſo freudebang:
Salve regina,
Clemens, pia,
Dulcis virgo Maria!

Den Zweig der Orange im duftigen Haar,
Wie leuchtet dein Auge ſo feurig, ſo klar!
Doch Wellen und Schwüre verrauſchen geſchwind,
Drum raſch noch ein Küßchen, du roſiges Kind!
Salve regina,
Clemens, pia,
Dulcis virgo Maria!

Und dunkler und dunkler glänzet die Bahn,
Schon legt am Geſtade der Nachen an;
Der Zweig der Orange verweht in die Fluth,
Weil wonnig am Herzen dein Köpfchen mir ruht.
Salve regina,
Clemens, pia,
Dulcis virgo Maria!

## Auf dem Monserrat.

Aus tiefer Bergſchlucht blitzt der Strom,
Im Abendroth glüht Thurm und Dom

Vom Kloſter rauſcht der Hymne Gruß:
Veni creator ſpiritus!

Der letzte Strahl am Felſen bricht;
Wir treten in die Halle nicht;
Wir ſitzen ſtill, wir liegen ſtumm
Um's Lagerfeuer all herum.

So harren wir die bange Nacht,
Bis früh die erſte Lerche wacht,
Der Morgenſtern der Fluth enttaucht,
Im Morgenduft die Ebne raucht.

Dann tragen wir im erſten Strahl
Der Freiheit Banner ſtolz zu Thal;
Der Freiheit jauchzt der Morgengruß:
Veni creator ſpiritus!

## Santa Maria del Mar.

Süß iſt's im Abendroth
Zu ſtehn auf purpurnem Riff
Am Geſtade des Meeres;
Träumeriſch ziehn die blendenden Segel;
Lang folgſt du dem glänzenden Punkt auf leuchtendem Pfade,
Und es trägt dich die Sehnſucht
Zu fernſten, lachenden Ufern
Auf ſanfter Woge dahin.

Süßer doch, in klarerer Quelle quillt
Durch die würzigen Lüfte
Des Aves Geläut; und ſüßer
Lockt's dich hinab,
Bis mit frommem Graun dich umfängt
Die luftige Kirche
Santa Maria del Mar.

Prächtig ſprühn durch die Roſ' und die gothiſchen Fenſter
Die ſterbenden Gluthen;
Von Rubin und Opal und Smaragd

Farbig erglühn
Die ſchlanken Säulen des Doms
Und die Platten von Marmor.
Ernſt rauſcht von der Orgel der Chor,
Es klinget das Glöcklein;
Das Rauchfaß ſchwinget der Knabe;
Berauſchet ſinkt vom duftigen Qualme das Herz
In myſtiſche Dämmrung.

Bald aber kniſternd erweckt
Aus dunklem Traum dich
Meergrün das ſeidne Gewand
Und die rauſchende Schleppe;
Am funkelnden Pfeiler umſtrömt
Wie ein Heiligenbild die hohe Geſtalt
Die Glorie des Abends.
Sie erſchien, die Geliebte;
Aus weißer Mantilla
Und edlem, blaſſem Geſicht und ſeidener Wimper
Grüßet zugleich Andacht und ſelige Liebe;

Doch es ſiegt die ſtärkere Gluth; es entſinket der Hand ſchon
Der Roſenkranz des Gebets;
Lächelnd grüßt ſie; du wachſt, du ſelber, du folgſt nun
Des Lebens lieblichem Drang und der reizenden Sünde;
So flüchtet ihr ſelig hinaus
In die glänzenden, ſeidnen,
Wollüſtigen Hauche des Abends
Zum ſtillen Geſtade der See.

## Charfreitag.

Feucht ſchauert der Meerhauch
Durch öde Gaſſen der ſüdlichen Stadt;
Vom Himmel herab hangt dunkles Gewölke.
Nicht wiegt dich in ſonnigen Traum
Der Feſtklang der Glocken;

Unheimlich knarrt
Vom Thurm die geſpenſtige Klapper;
So flüchteſt auch du
Zur menſchenwimmelnden Stille
Des gothiſchen Kreuzgangs,
Wo traurig die frühe,
Die röthliche Blüthe der Mandel
In's eiſige Becken herabweht.

Du betrittſt das weite Portal;
Schwarze Flöre umziehn Bogen und Fenſter;
Hundertfach, von ſilbernen Candelabern
Flimmern im Dunkel duftige Kerzen.
Nicht rauſcht dir vorbei die Schleppe von Atlas,
Noch lockt den trunknen Blick
Der Schönheit ſchwellende Form;
Tief hüllt ſie die Trauer;
Unſägliche Trauer
Schleicht ſich in's Herz auch dir,
Und du beugſt, auch du,
Das ſtarre Knie
Dem Gott in Knechtesgeſtalt,
Dem gekreuzigten Dulder.

Durch weite Straßen
Fernab führt dich der Traum,
Der einſame Wanderer;
Es wirbelt der Staub, und es raſſeln
Auf funkelndem Pflaſter
Die Prachtkaroſſen dahin.
Schutzlos aber ſchmiegt ſich im Staub,
Entweiht, zertreten vom Hufſchlag,
Die darbende Schönheit.

So ziehen wir ſchweigend dahin
Die Reihn der Paläſte,
Die toſende Werkſtatt,
Bis fern in's entlegene Dunkel
Des rauchigen Gäßchens

An ſturmzerriſſener Hütte
Im Kehricht kauert, zerlumpt,
Die Dirne, an welker Bruſt
Den lechzenden Säugling.
Du aber, in Ehrfurcht, betrittſt
Die morſche Schwelle,
Das dumpfe Gemach des Verbannten.
Auf fieberndem Pfühl ausruht
Die gewaltige Stirn; es umwölkt ſie
Der Schatten des Todes.
Hoch einſt ragt' er im Kampf,
Doch es ſiegte die Macht
Und der Meineid.
So ſank er in Elend dahin;
Gläſern ſtarrt entgegen dir noch und geſpenſtig,
Das Freundeshand nicht ſchloß,
Das erloſchene Auge.

Unſägliche Wehmuth feuchtet den Blick;
Mit den Trauerchören der Orgel
Rauſcht durch die Seele dir nun
Die unendliche Klage der Menſchheit.
Hoffnungslos ringt ſie in Nacht;
Es wandelt der Gott noch
In Knechtesgeſtalt
Heimathlos und verbannt auf prunkenden Straßen.
Stumpfſinnigem Ohre verhallt
Sein klagender Mahnruf;
Stets noch verhöhnt auf feilſchendem Markt ihn
Der laute Pöbel
Und jauchzt dem Schächer im Purpur.

## Ahasver.

(1861.)

### Israelitiſche Elegien.

1.

Allein, in Nächten des Elends,
Saß ich und weinte;

Mein Her; war verſenkt
In Aengſte des Todes:
Meine Seele ſchrie
Zum Herrn, meinem Gotte:
Wie lang, o wie lange
Haſt du, Herr, mich verlaſſen?

Als Ephraim jung war,
Zogſt du ihn, liebteſt ihn:
Als ich noch jung war,
Zogſt du mich, liebteſt mich;
Ich ſchoß empor wie die Ceder der Berge.
Weit breiteten ſich meine Aeſte;
Mein Wipfel rauſchte im Wind,
Klangvoll,
Sangvoll,
Ein Stolz der Lande.

Du aber wandteſt
Von mir deine Hand;
Du aber zogeſt
Aus meiner Wurzel
Den Saft des Lebens.
Ich bin dahingefallen
In meiner Schöne;
Ich bin verdorrt
In der Kraft meiner Jugend.

Wie lange, Herr, o wie lange
Willſt du mich laſſen?

2.

Ich rief zu Gott
In meines Herzens Aengſten;
Ich rief zu ihm,
Und meine Seele ſchrie.

Doch, der im Donner
Einſt ſich offenbarte
Am Sinai,
Er, der im Säuſeln ſprach,
Er ſchwieg.

Ich aber dachte: Schläft er,
Oder iſt er todt?
Denn der Gerechte
Liegt betrübt bis zum Grabe,
Aber der Böſe waltet
Und freut ſich
Der Frucht ſeiner Frevel.

Ich ſuchte zu übertäuben
Die Qual meiner Seele;
Ich wollte befrei'n mich
Von Daſeins Elend
Im Taumel der Sinne;
Doch wenn ich umſtrickt lag,
Betäubt lag,
Nagte der Wurm mich;
Inmitten des Taumels zerſtach mich
Der Stachel der Hölle.

Er aber ſchwieg;
Er ſchlief
Auf ſeinem goldenen Throne.

## Theodicee.

(1867.)

Die Welt iſt ſchön, die Welt iſt gut,
Die Welt iſt völlig wohlbeſtellt;
Drum preiſ' ich ſtets mit frohem Muth
Die völlig wohlbeſtellte Welt.

Zwar krümmt der Wurm im Staub ſich nur;
Doch ſtimmt in's Loblied unverweilt,
Wem nur der Cenſus der Natur
Erſt Sitz und Stimme hat ertheilt.

Am Land der Leu, am Strand der Hay,
Sie preiſen Gottes Herrlichkeit,
Und knirſchen ihren Raub zu Brei
Im wohlbeſtellten Schlunde weit.

Der Erzlump und der Züchtling nur,
Wem Geld und Welt und Bildung fehlt,
Der rohe Auswurf der Natur,
Vom Winterfroſt umeist, umſtählt;

Der Strolch nur, der mit wildem Fluch
Den Dolch in der Spelunke wetzt;
Die Dirne, die das Hungertuch
Dem Laſter in die Arme hetzt;

Und die Verſtoß'ne, die durch Wind
Und Wetter eilt in banger Haſt,
Und gar nicht merkt, das tolle Kind,
Wie ſchön zur ſchönen Welt ſie paßt;

Der Proletar, dem Weib und Kind
Zu Tode matt zur Grube ſinkt,
Der gegen Jammer, Froſt und Wind,
Vom Gin berauſcht, Vergeſſen trinkt:

Der Wohlbeſtelltheit der Natur
Verſchließen ſie das Auge dicht;
Des Magens viehiſch Knurren nur
Vernehmen ſie, und Andres nicht.

Doch der Senator und der Dieb
Im Galarock, der Speculant,
Den Jeſus aus dem Tempel trieb,
Den Cäſar huldvoll anerkannt:

Sie preiſen all mit frommem Muth
Die völlig wohlbeſtellte Welt:
Drum preiſ' auch ich die Welt ſo gut,
Die Welt ſo völlig wohlbeſtellt.

## Der Mohrenkönig und die Kellnerin.

Der König von der Pfefferküſte
Empfand nach Bier ein groß Gelüſte;

Am Neckar thut er nun ſich gütlich
Und ſpricht zur Schenkin urgemüthlich:
„Komm' mit! du ſollſt mit mir regieren,
Mein dunkles Volk civiliſieren!"

Doch bei dem Potentaten ſchwärzlich
Bedankt Lenette ſich gar herzlich:
„Verzeiht, Herr König hochgeboren
Mit krauſem Haar und düſtren Ohren:
Man ſagt, das Klima ſei ſo ſchädlich;
Ich bleib' zu Haus und nähr' mich redlich!"

„Es iſt gar ſchön im Schwabenlande
Zu Tübingen am Neckarſtrande;
Auch liebt mich ein jung Zimmergeſelle
Von Haaren blond und weiß von Felle;
Dem beiß' ich ohne Bangen
In die apfelrothen Wangen".

## Fatales Spiel.

(1807.)

Das Leben iſt ein Spiel, ein Traum;
Fataler Traum! fatales Spiel!
Du merkeſt bald, begannſt du kaum,
Es kommt dabei heraus nicht viel.

Und wie du auch dich wenden magſt,
Schweißtriefend, blutig vom Gehetz,
Wie du dich ärgerſt, quälſt und plagſt,
Doch kommſt, o Freund, zu kurz du ſtets.

Und ach! nicht mancher iſt ſo klug
Und tummelt ſich, wie Leſſings Sohn,
Den Unrath witternd und den Trug,
Geſchwind, ſo wie er kam, davon.

Nein — wie der Spieler beim Verluſt
Nur toller ſtets die Karten miſcht,
So ſpielſt du fort mit wildem Durſt,
Bis dir der trübe Docht verliſcht.

Und ſpielſt und fluchſt noch gar dazu,
Bis dir verliſcht der trübe Docht;
Dann endlich kommt mit Schlaf und Ruh
Freund Hein, der an die Thüre pocht.

Allein, iſt der Erlöſer hie,
Beſammerſt erſt du dein Geſchick;
Und flennſt wie Gräfin Dübarry:
Ach, nur noch einen Augenblick!

## Rudolf Niggeler.

Gedichte. Bern, bei Fiala, 1873.

Eingetheilt in drei Bücher; das erſte: Vermiſchte Gedichte und Oden, das dritte: Ueberſetzungen aus den amerikaniſchen Dichtern Edgar Allan Poë, William Cullen Bryant, Henry Wadsworth Longfellow; dazu ein Gedicht von Coleridge.

In den Gedichten N's. überwiegt das verſtandesgemäße Element, von welchem Phantaſie, Anſchauung und Bildlichkeit zurückgedrängt ſind. Es iſt viel Reflexion, ernſtes Denken, das ſich zuweilen gar bis zu großer Schärfe und Unumwundenheit zuſpitzt; das iſt die Kraft des Dichters und doch auch wieder ſeine Schwäche; denn weil durch dieſes eine Element die obgenannten, deren der Dichter noch vor jenem bedarf, zurückgedrängt werden, laſſen uns ſeine Lieder oft kalt. Dafür allerdings iſt der Gedankengehalt bedeutend; alle Anerkennung der ungebundenen Kraft und rückſichtsloſen Sicherheit dieſes Denkens! Sobald ſich dieſes Reflexionselement mit einem tiefer anklingenden Gemüthstone verſetzt (vide „Die Beichte"), dann tritt auch mehr Wärme herein und gleichzeitig mit ihr jener beſondere Hauch, deſſen wir in der Poeſie eben nicht entrathen mögen. Sehr gut und ſehr geſund und tüchtig ſpricht ſich die naturfriſche und naturfreudige Weltanſchauung des Dichters in dem kleinen Lied aus, das da beginnt:

Sollt' ich mit dem Menſchenſtrome
Nach der düſtern Kirche ziehn?

Aber dasſelbe Lied wiederum deckt auf, was uns ganz im Allgemeinen an N's. Gedichten fehlt; dem im kräftig gediegenen Sinne Tendenz gewordenen Gedanken geht die wärmere Gefühlsweihe ab und die zur abgerundeten Bildlichkeit geſtaltete Phantaſiekraft.

Die Lebensanschauung spricht sich mit fest bestimmter Klarheit in dem ernst und strenge gehaltenen Lied aus „Leben und Tod", wenn es heißt:

Der Welle gleich vergeht das Einzelwesen,
Das Ganze nur ist ewig.

Und am Schlusse, nachdem die feiernde Naturstille den Wanderer aus dem Träumen in Schlummer gewiegt:

So traumlos süß und ohn' Erwachen tief
Wirst du dereinst, wenn nach dem schönen Wandern
Die stille Höh' des Lebens du erklommen,
Umschirmet von des Tods Cypresse ruhn!

Anklang an Drammor!

Die Vers- und Strophenwechsel sind eben so reich und mannigfach wie bei Schöni, auch bis zur persischen Vierzeile herübergehend; bei beiden aber ungesucht und ungekünstelt, machen sie nur den gefälligen Eindruck natürlich freier Sprachbehandlung. Verstöße sind bei beiden selten: einer der stärksten:

Und die kalten Worte selbst verriethen meiner Seele Brand.

Die in dieser Freiheit Beiden gelungenen Bildungen sind gar nicht selten; zur Illustration mag einer einzigen, aber allerdings einer der besten und frappantesten gedacht sein (Niggeler, Buch II, Nr. 5): Da haben wir die gewöhnliche jambische neuhochdeutsche Reimstrophe aus 4 Zeilen; Reim nur 2 und 4; Vers 1, 3 und 4 dreifüßige Jamben, aber 1 überzählig und sonach einzig mit weiblicher Endung; 2 ein vierfüßiger Jambus. Diese Erweiterung von Vers zwei, dazu die drei männlichen Ausgänge nach dem einzigen weiblichen zu Anfang machen vorzügliche Wirkung. Wieder ein Beweis, wie viel mit wenigen gut verwendeten und nicht forcirten oder gekünstelten Sprachmitteln kann gemacht werden! In der Form der Poesie findet sich bei Sch. und N. auffallende Aehnlichkeit, in ihrem Wesen und Ton, der Gefühls- und Denkwelt wesentlicher Unterschied! Beide aber sind frische Naturen.

Jedenfalls stehen — und das ist ein Verdienst — N's. Gedichte im engsten Bezuge zu seiner gesammten Geistes- und Denkentwicklung, wie anderseits Buch 2 derselben, das er füglich „Liebe" hätte betiteln dürfen, nicht bloß sein Gefühls-, sondern auch sein äußeres Leben auf's Nächste berührt.

Rudolf Niggeler wurde am 1. Dezember 1845 in Bern geboren, wo sein Vater als Advokat etablirt war. Nachdem er die dortige Kantonsschule und zur Ausbildung in der französischen Sprache das Gym-

nasium von Pruntrut besucht und in letzterer Stadt das Maturitätsexamen bestanden hatte, bezog er die Hochschulen von Gießen und Bern, um sich dem Studium der Rechtswissenschaften zu widmen. Im Sommer 1869 absolvirte er das Fürsprechexamen und praktizirt seitdem als Advokat in Bern. — R. wurde neulich zum Mitgliede des schweizerischen Bundesgerichtes gewählt.

Von seinen Gedichten erschienen die ersten in den politisch-literarischen Monatsheften der Studentenverbindung „Helvetia", in den „Alpenrosen", der „Illustrirten Schweiz" und dem „deutschen Museum". Der vorliegende Band gibt eine Auswahl derselben.

## Die Beichte.

Du bist so schön und rein: der Locken Fülle kränzet
Holdschattig deine Stirn: aus dunklen Wimpern glänzet
Dein großes blaues Augenpaar;
Oft sah ich schimmernd blau den stillen Alpsee träumen
In grüner Tannen Nacht, die sein Gestade säumen, —
Er glänzte nicht so selig klar!

Und dennoch als ich heut beim goldnen Morgenstrahle
Zusah dem Schwalbenpaar, das an des Doms Portale
Sein Nestchen baute lenzerfreut,
Da gingst du mir vorbei, der Schwelle nahend sachte,
Nicht, Gott zu danken dort, daß er uns glücklich machte —
„Zur Beichte", sprachst du, „muß ich heut".

Und leis entschwandest du! Nun sprich, was kannst du beichten?
Von Blumen hold umblüht, ein Engel, ziehst du leichten,
Doch sichern Schrittes deine Bahn:
Bekanntest du vielleicht, daß immerdar uns Beide
Die Liebe hat vereint, uns, die der Glauben scheide?
Dann säh'st du nicht so treu mich an!

Der Kirche hehrem Brauch, du mußtest ihm dich beugen
Und vor dem Priester knie'nd für Sünden Reu' bezeugen,
Die du in Unschuld heilig sprachst:
Ja, Holde, die du nur, die Messe jüngst versäumend,
Den Lenz begrüßen gingst, von Gottes Liebe träumend,
Am Rain die ersten Veilchen brachst!

Doch hätteſt du gefehlt, und ſchwiegen nun die Lieder,
Die ſilbern ſonſt getönt von deinem Fenſter nieder,
Und flöhſt du mich mit deinem Harm,
Was ſollte deiner Reu' ſein Ohr der Prieſter leihen,
Der, ſelbſt ein ſünd'ger Menſch, nicht Sünden kann verzeihen?
Fühlt euer Gott denn minder warm?

Will eure Zuverſicht zu ſeiner Nähe ſchwinden,
Daß ihr im Fleh'n zu ihm nicht könnt Erleichterung finden,
Als kläng' es in den Wind hinaus?
Und dürft ihr nicht erglühn an ſeiner Liebesflamme,
Derweil die Sonne ſelbſt verklärend aus dem Schlamme
Zum Lichte zieht den Tropfen Thau's?

O ſahſt du nie ein Kind, das, Buch und Tafel laſſend,
Zur Gartenmauer ſchlich, des Pfirſichs Frucht erfaſſend,
Und nun Beſtrafung fürchten muß,
Zu ſeinem Vater fliehn und ſeinen Hals umarmen
Und mit dem zagen Blick ihn bitten um Erbarmen,
Daß er verzieh mit einem Kuß?

Darf nicht die Reue ſo zu Gott ihr Antlitz heben?
Iſt euer Vater dort unfroher im Vergeben,
Als hier des Menſchen Vaterherz?
Klein war des Kindes Schuld; doch dieſer gleich, der kleinen,
Muß einem Herrn der Welt die größte Schuld erſcheinen,
Die reuig flehet himmelwärts.

Du aber biſt ſo rein! Dein blaues Auge träumet
Licht wie der Alpenſee, von Tannen grün umſäumet;
Du wandelſt ſingend durch die Welt!
Doch wenn du ſtrauchelſt je, ſchlag' nur zu Gott die blauen
Gramfeuchten Augen auf! Es muß dir Gnade thauen,
Wie Himmelsthau in's Veilchen fällt.

## Sollt' ich mit dem Menſchenſtrome.

Sollt' ich mit dem Menſchenſtrome
Nach der düſtern Kirche ziehn?
Nein, zum grünen Buchendome
Ganz alleine laßt mich fliehn!

Statt vom reichen Glück der Erde
Hallt die Kanzel nur von Pein,
Von Entſagung, von Beſchwerde,
Und ich nicke ſchläfrig ein.

Aber dort im Waldesrauſchen
Geht mir wonnig auf das Herz,
Wenn ich ruh' in tiefem Lauſchen
Mit den Blicken wipfelwärts.

Wie die Kronen rings ſich ſchaukeln!
Drüber hoch der Wölkchen Lauf!
Und von Waldluft trunken gaukeln
Falter an den Stämmen auf.

Und der Vögel bunt Geſchmetter
Weckt das Lied in meiner Bruſt,
Und die Sonne, durch die Blätter
Schimmernd, ſegnet all die Luſt.

## O bleibe ſchön!

O bleibe ſchön!
Mag nie den Schimmer deiner Wangen
Der Jahre Flügelſchlag verwehen!
Sieh über jenen dunklen Höhn,
Ob alle Sterne rings vergehen,
Den Morgenſtern ſo golden prangen!
So bleibe ſchön!

O bleibe rein!
Wie vor dem Nebelhauch der Erde
Den Kelch verſchließt die Windenblüthe,
Ihn öffnend nur dem Sonnenſchein,
So, Kind, bewache dein Gemüthe,
Daß dieſe Blume nichts gefährde!
O bleibe rein!

O bleibe froh!
Mag nie die leiſeſte der Sorgen
Umwölken deine lichte Stirne!

Sieh dort! die Dämmerung entfloh,
Und ſilbern hebt des Berges Firne
Sich in den glänzend blauen Morgen.
So bleibe froh!

## Klage nicht!

Klage nicht! Zage nicht!
Laß verglühn der Sonne Licht!

Magſt du ziehn am goldnen Tage,
Wie ein Schatten folgt die Plage,
Doch erlöſend winkt die Nacht!
Leiſe ſingend naht der Schlummer,
Und da ſchweiget jeder Kummer —
Nur die Quellen murmeln ſacht.
Klage nicht! Zage nicht!
Laß verglühn des Lebens Licht!

Unter'm Moos in kühler Erde
Sucht dich nimmermehr Beſchwerde,
Sucht dich nimmer Qual und Noth:
Blumen ranken dicht darüber,
Und zu neuer Pein hinüber
Rufet dich kein Morgenroth!

## An ein Landmädchen.

Du biſt ein ſchlichtes Mädchen nur vom Lande,
Doch rein und froh,
Wie nur die Heckenroſ' am Waldesrande
Vom Zweige blickt, eh' vor des Sommers Brande
Der Kukuk floh.

Ernſt ward der Sinn mir wohl im Mißgeſchicke,
Doch nahſt du je,
Daß deine blonde Stirn mir freundlich nicke,
Dein braunes Auge mir in's Antlitz blicke,
Flieht Gram und Weh.

Jn's Land hinaus zieht leichtbeſchwingt mein Träumen,
Durch Korn und Strauch;
Mein Heimathdorf, ich ſeh's den Hügel ſäumen,
Und von den Dächern zwiſchen Blüthenbäumen
Steigt blau der Rauch!

Könnt' ich als Knabe wieder draußen wohnen,
Mit dir geſchwind
Eichhörnchen jagen unter Buchenkronen,
Die Heerden hüten und mit Anemonen
Dich kränzen, Kind!

Ein eitler Wunſch! Doch ob im Weltgetriebe
Nach Ruhm ich rang,
Du weckſt in meinem Herzen ſchlichte Liebe,
Daß gern in deiner Näh' ich ruhen bliebe
Nach Sturm und Drang.

Da Traum um Traum mich floh, wie ſcheue Tauben:
Glück, Himmel, Gott - -
Laß mich an deine Unſchuld fröhlich glauben!
Mag dieſen letzten Traum mir nimmer rauben
Herzloſer Spott!

Schließ' dieſes Kleinod ein im Herzensgrunde,
Und liebevoll
Wahr' dieſes Lied auch, das in trüber Stunde
Als Segensgruß von einem treuen Munde
Dir klingen ſoll!

O bleibe ſtets, du holde Maid vom Lande,
So rein und froh,
Wie nur die Heckenroſ' am Waldesrande
Vom Zweige nickt, eh' nach des Südens Strande
Der Kukuk floh!

## Fromm Wilhelms Gebet.

Frei nach dem Schottiſchen des Robert Burns.

„Gott, der des Weltreichs Scepter hält,
Der du, wie's eben dir gefällt,

Den Einen ſchickſt in's Himmelzelt
Und zehn zur Hölle,
Ob gut, ob ſchlimm auf dieſer Welt
Ihr Ruf erſchölle!

Preis deiner fleckenloſen Macht!
Ob Tauſend irren in der Nacht,
Ich wurde herrlich doch bedacht,
Als klare Leuchte,
Die rings im trüben Erdenſchacht
Das Dunkel ſcheuchte.

Wie nur verdient' ich ſolche Huld!
Der deine Liebe und Geduld
Schon hat verſcherzt durch Adams Schuld
Fünftauſend Jahre
Eh' mich ein Lied in Schlaf gelullt
Am Strand der Aare.

Als noch im Mutterſchooß ich war,
Der Taufe noch, der Gnade baar,
Du konnteſt mich mit Haut und Haar
Zur Hölle führen,
Wo ſchwarze Teufel immerdar
Das Feuer ſchüren.

Doch bin ich hier, ein lichter Stern,
Der deine Gnade kündet gern,
Ein ſtolzer Pfeiler in des Herrn
Erhabnem Tempel,
Für deine Heerde nah und fern
Ein Glanzexempel.

Den ird'ſchen Lüſten bleib ich taub;
Nur manchmal werd' ich faſt ein Raub
Der holden Lockung, wie ein Laub
Der Wind entführet;
Doch, Herr, du weißt, wir ſind ja Staub
Und leicht gerühret!

So jüngst — doch war's schon dunkle Nacht —
Klopft' ich an Lieschens Kammer sacht;
Doch, Herr, der Wein nur hat's gemacht,
Daß ich verirrt bin,
Da sonst ich immer voll Bedacht
Der Keuschheit Hirt bin.

Vielleicht auch nährst du Fleischeslust
In deines Knechtes treuer Brust,
Daß er sich nicht, des Werths bewußt,
Zu stolz geberde —
Dann nähre sie, bis Staub und Dust
Ich wieder werde!

Auch kennst du sonst mein zornroth Haupt,
Wenn Einer zecht, von Wein umlaubt,
Und Küsse gar und Rosen raubt,
Statt keuscher Dörner,
Und nicht an deine Ruthe glaubt
Und Satans Hörner.

O Herr, wenn meine fromme Wuth
Nicht zügelt ihren Frevelmuth,
Laß auf sie regnen Schwefelgluth
Des Nachts um zwölfe!
Vergiß nur keinen von der Brut
Der schlimmen Wölfe!

Triff sie zumal mit aller Macht,
Die mich, derweil ich nicht gewacht,
Um manches treue Schaf gebracht,
Das reif zur Schur war!
Wie weint' ich, Herr, wenn über Nacht
Beraubt die Flur war!

Vernichte sie mit Einem Streich,
Die — weh', wie zittr' ich schreckensbleich! —
Mit Jesu Liebe nur dein Reich
Begründen wollen

Und nicht der Wunder Zahl zugleich
Verkünden wollen!

Sie ſuchen ſchon auf ird'ſcher Flur
Des Himmelfriedens goldne Spur
Und ſchwärzen Chriſti Gottnatur,
Als wäre Norm er
Und lichtes Menſchenvorbild nur —
Triff die Reformer!

O Herr, was nützt ein Hirtenbrief?
Sie lachten; ja die Heerde lief
Zu ihnen erſt, je mehr ich rief:
„Der Wolf ſteht drüben!“
Verhagle ihnen grad und ſchief
Korn, Obſt und Rüben!

Mich aber und die Meinen all
Beſchirme, Herr, vor Noth und Fall,
Auf daß wie Sternenſchrift durch's All
Erglänzt mein Namen!
Dein ſei das Reich dann überall!
Herr, Amen, Amen!“

## Verkaufte Blumen.

Ich möchte weinen dieſe lange Nacht,
Doch hab' ich ſchon verweint die letzte Thräne;
Ich möchte grollen einer höhern Macht,
Ich kann es nicht und knirſche ſtumm die Zähne.

Ich ſah dich dieſen Abend vor mir ſtehn,
Als die Arkaden ich hinabgegangen;
Durch deine Locken gieng des Winters Wehn,
Die Gaslaterne ſchien auf deine Wangen.

Auf deine Wangen fiel der gelbe Glanz,
Doch weckt' er nicht der Kindheit Morgenröthe,
Und deine braunen Augen blinkten ganz,
Als ob dir Lieb' und Leid mein Anblick böte. —

Du warſt ein Kind; und wenn der Schnee zerrann,
So giengſt du baarfuß längs den Wieſenhecken
Und ſuchteſt Veilchen, die du ſchüchtern dann
Verkaufteſt, deine Blöße zu bedecken.

Und Mancher wies dich barſch und rauh zurück,
Und eine Thrän' im Auge giengſt du weiter;
Die frohen Zecher fühlten nur ihr Glück;
Ich aber wollt', auch du erſchieneſt heiter.

Die Aeſte reckten ſich im Sonnenſchein,
Es dehnte ſich das Herz in Lenzesluſt mir,
Und eine Maid kredenzte mir den Wein —
Dein Sträußchen nickte bald von ihrer Bruſt mir.

Drum kannt' ich keine Noth, als deine, Kind,
Und gab dir freudig, was ich geben konnte;
Da giengſt du heim zum Mütterlein geſchwind,
Daß ſich der matte Blick am Silber ſonnte.

Ich ſah dich ſchwinden durch des Gartens Thor
Und hörte, wie du jubelnd ſangſt und lachteſt;
Aus meinem Herzen quoll der Wunſch hervor:
„O blühe gleich den Veilchen, die du brachteſt!“ —

Und dann? Du pflückteſt keine Veilchen mehr,
Und deine flinke Nadel ließ euch darben;
Acht Jahre ſind's ſeit jenem Sonntag her —
Der Mutter Augen, deine Hüter, ſtarben.

Und nun der neunte Winter dir gedroht,
Da war erfüllt mein Wunſch — zu deinem Heil nun?
Den Veilchen gleich, die deine Hand einſt bot,
Erblühet, — bieteſt du dich ſelber feil nun!

Hätt' ich, ein Gott, dein flehend Aug' geſchaut —
Ein Strahl des Glücks entquoll des Himmels Thoren! —
Doch Lieb' und Treu' an einem Herde traut,
Den einz'gen Himmel haſt du nun verloren.

Drum möcht' ich weinen dieſe lange Nacht,
Doch hab' ich ſchon verweint die letzte Zähre;
Drum möcht' ich grollen einer höhern Macht —
Wenn nur ein Gott, die Welt zu lenken, wäre!

## Alles verſchwindet.

1865.

Stiller Mondſchein fällt in die Burgruine,
Nur der Wind durchirret die Säulengänge,
Und ein Käuzlein mahnt, um die Trümmer flatternd:
Alles verſchwindet!

Der du ſtolz auf ragender Zinne ſtandeſt,
Ruhmgekrönt dein hießeſt das Land im Umkreis,
Längſt verſank dein Thron und das Schwert zerbrach längſt!
Alles verſchwindet!

Ihr, der Burg holdſel'ge Bewohnerinnen,
Die den Reihn ihr tanztet mit ſchönen Rittern,
Abgeblüht ſind euere Reize längſt ſchon!
Alles verſchwindet!

Der du Nachts am Fuß der Altane ſangeſt,
Bis ſich aufſchloß leis der Geliebten Fenſter,
Fortgeweht iſt euer Geflüſter längſt ſchon!
Alles verſchwindet!

Alles ſinkt! Wie Blumen im Feld der Pflug knickt,
Rauſcht die Zeit, läßt Keinen im Glück verharren!
Aber Eins kann tröſten: ſie tilgt den Schmerz auch,
Alles verſchwindet!

## Am Meere.

Nach Edgar Allan Poe.

1866.

Ich ſchritt, der Seefluth lauſchend, die Dünen hin,
Und goldnen Meerſand hielt ich in feſter Hand;

Doch ſiehe, Korn auf Korn entwich mir
Zwiſchen den Fingern und fiel in's Waſſer.

So wollt' ich auch feſthalten ſo manchen Traum
Von goldnem Ruhm, von goldenem Liebesglück:
Es war umſonſt: ich ſeh' ſie fallen,
Fallen und fallen und wein' und weine!

## Ich denke dein in der Nacht.

Nach Thomas Heywood.

Ich denke dein in der Nacht,
Wenn der Kummer die Wimpern mir netzt,
Wenn der Mond aufgeht und in ſchweigender Pracht
Auf den einſamen Hügel ſich ſetzt;
Wenn der Wind wie ein leiſer Seufzer geht,
Und die Sterne träumen im Kreis,
Und vom Strom im Thal mir ein Schall herweht,
Als gäbſt du mir Antwort leis.

Ich denke dein bei Tag,
In dem lauten Gedränge der Welt,
Wo der Frohe lachen und ſingen mag,
Wo ſich Freunde beim Becher geſellt;
Ich ſehe dein Lächeln jung und rein
Und höre dein Flüſtern zu mir —
Mein Herz ja wäre ſo ganz allein
Ohne die Träume von dir!

## Ihr blauen Aeuglein.

Ihr blauen Aeuglein,
Ihr leuchtet ſo licht!
Sagt, welches Loos mir
Der Schimmer verſpricht!
Sagt, ſoll am Altan
Vorüber ich gehn?
Sagt, oder wag' ich's,
Zur Höhe zu ſehn?

Dem Schiffer graut es,
Je goldner entfacht
Die blaue Meerfluth
Durchleuchtet die Nacht;
Dann brauſen bald ja
Die Stürme heran,
Und eilig lenkt er
Zum Ufer den Kahn.

Ihr lichten Aeuglein,
Ihr ſchaffet mir Graun!
Soll eurem Glanz ich
Die Seele vertraun?
Wiegt ihr das Herz mir
In liebliche Ruh?
Sagt, oder führt ihr
Den Stürmen es zu?

## Laßt alle Wünsche ruhn!

Zur Ewigkeit ſich dehnend
Schlich dieſer Morgen fort!
An einer Säule lehnend
Saß ich im Münſter dort.

„Wollt ihr den Himmel erben,"
Rief dumpf der Prieſter nun,
„So eilt, der Welt zu ſterben!
„Laßt alle Wünſche ruhn!"

Doch meine Wünſche drängten
Hinaus ſich allzumal;
Vom Fenſter, vom verhängten,
Fiel hell ein Sonnenſtrahl.

Der ſpielt' um meine Wangen
Als wie ein lichter Gruß,
Und ſehnliches Verlangen
Durchzuckte mir den Fuß.

Nun endlich rauſchte nieder
Der Orgelklänge Strom;
In's Freie ſchritt es wieder —
Verlaſſen ſteht der Dom!

Doch drüberhin, da flieget
Ein weißer Taubenſchwarm,
Und hier die Liebſte wieget
Mein Haupt in weichem Arm.

Und ihre Locken fächeln
Tief fallend mein Geſicht,
Und ihre Lippen lächeln,
Ihr Auge glänzt ſo licht.

So hab' ich's doch erworben,
Daß alle Wünſche ruhn;
Ich bin der Welt geſtorben
Und bin im Himmel nun.

## So fern!

Mich faßt ein Träumen wunderbar,
Wenn ich am Fenſter ſteh';
Der helle Mond beleuchtet klar
Auf Flur und Tann den Schnee!
Horch, klingelnd fährt ein Schlitten dort —
Wie lauſch' ich da ſo gern!
Er fliegt heran — er brauſet fort —
Du biſt ſo fern, ſo fern!

Nun ſtäubt der Nord den Schnee dahin
Wohl über's weite Feld,
Und ſchwarze, ſchwere Wolken ziehn
Empor am Himmelszelt;
Dort funkelt noch mit trautem Schein
Ein golden ſchöner Stern!
Doch ach, die Wolke hüllt ihn ein —
Du biſt ſo fern, ſo fern!

Die Wetterfahne ſeufzt und girrt
Da drüben auf dem Thurm,
Schneeflocken wirbeln wild verwirrt,
Stets lauter heult der Sturm!
Du zogſt davon; ich ſtarrt', erwacht,
Dir nach als einem Stern –
Nun weint' ich wohl die lange Nacht,
Doch immer bleibſt du fern!

## Ueber's Meer.

Wie der Schiffe Wimpel ſchwanken
Ueber's Meer,
Ziehen meine Herzgedanken
Ueber's Meer.

Sprich, was zogſt du von des Jura
Blum'ger Alp,
Aus der Hütte trauten Schranken
Ueber's Meer?

Sprich, was zogſt du von dem Tannwald,
Wo wir uns
Selig Herz an Buſen ſanken,
Ueber's Meer?

Ach, ich weiß es, daß im ſchönſten
Prunkgemach
Deine Seufzer heimlich ranken
Ueber's Meer.

Nichts geblieben iſt uns Beiden,
Süßes Lieb,
Als im Traumeskahn zu wanken
Ueber's Meer.

## Ständchen.

Froh hält im Hafen Rast nun
Der meeresmüde Kiel;
Die Flagge grüßt vom Mast nun,
Des Blüthenwindes Spiel;
Ich suchte nur dein Fensterlein,
Das blinkt im letzten Mondenschein —
O heiß ersehntes Ziel!
Wie stürmische Wellen schäumen,
So mag ich warten kaum —
Was willst du länger säumen
In Träumen?
Wach' auf, o Lieb, zum schönsten Traum!

Ob jetzt der Schlaf dich wonnig
Zurück zum Städtchen bringt,
Deß altem Thore sonnig
Ein Wiesenpfad entspringt
Und nach dem trauten Hügel biegt,
An den sich die Kapelle schmiegt,
Von Linden grün umringt?
Lenzfalter wollt' ich fangen
Am blum'gen Hügelsaum;
Da kamst du still gegangen,
Mit Prangen —
Wach' auf, o Lieb, zum schönsten Traum!

O hätt' ich können beten
Zum Bild, das deinem gleicht,
Dann hätt' ich auch betreten
Die Stufen froh und leicht
Und in des Kirchleins Dämmernacht
Dir mit der Fingerspitze sacht
Weihwasser dargereicht;
Nun harrt' ich vor der Schwelle,
Wohl unterm Lindenbaum;
Die Falter spielten helle
Am Quelle —
Wach' auf, o Lieb, zum schönsten Traum!

Ob dann im Stadtgewimmel
Dein Tritt mir leicht verſcholl, —
Als ſtill zum Abendhimmel
Der Rauch der Dächer quoll,
Vernahm ich plötzlich deinen Sang,
Der durch ein offnes Fenſter klang
So ſüß und ſehnſuchtsvoll;
„Bei dir verweilt' ich gerne!"
So klang's, verklang es kaum, —
Da winkten dir die Sterne
Der Ferne —
Wach' auf, o Lieb, zum ſchönſten Traum!

Doch wie am Waldesſaume
Dein trauter Namenszug
Sich tiefer grub im Baume
Mit jeden Jahres Flug,
So prägte ſich nur feſter ein
Dein liebes Bild, das ich ſo rein
Und ſchön im Herzen trug!
Des Knaben Träumereien
Zerfloſſen nicht zu Schaum!
Nun kann ich dir mich weihen,
Dich freien —
Wach' auf, o Lieb, zum ſchönſten Traum!

Was ſoll ich einſam warten
In dieſem Paradies?
Schon glitzern durch den Garten
Smaragdne Colibris;
Weit duftend lockt am Silberbach
Des Tulpenbaumes Blüthendach
Und ſammtner Veilchen Vließ!
Wie ſtürmiſche Wellen ſchäumen,
So mag ich warten kaum!
Was willſt du länger ſäumen
In Träumen?
Wach' auf, o Lieb, zum ſchönſten Traum!

## Was zitterst du, mein süsses Weib?

Was zitterst du, mein süßes Weib? O laß
Den rauhen Nordwind im Kamine heulen,
Laß ihn die Flocken wirr an's Fenster jagen!
Komm, schmiege deine kalte Wange hier
An meine Brust!

Gedenkst du jenes Jahres?
Von einem fernen Paradiesesufer,
Allwo der sonnentrunkne Meereswind
Bald auf den blauen Wellen tanzt und bald,
Vom Lied des Purpurkardinals gelockt,
Mit tausend Colibris am Urwald hin
Um luftig blühende Lianen gaukelt—
Von einem fernen immergrünen Ufer
Warst du hieher gezogen in die Berge.

November war's; schrill pfeifend trieb der Nord
Die gelben Blätter längs dem öden Weg,
Wo nur ein armes Kind mit dürrem Reisig
Vom Walde heimschlich nach der grauen Stadt.

Wie aus den reifumstarrten Stoppeln da,
Vom Schwarm, der südwärts zog, zurückgeblieben,
Ein Buchfink zitternd vor ein Fenster flieht,
Erbebtest du beim ungeahnten Frost;
Und selbst erbebt' ich, vor dem Froste nicht,
Nein, weil du schon verlangtest, schnell zurück
Nach deiner Heimath Sonnenflur zu flüchten.

Ja, zitternd hob ich meinen Blick zu dir —
Ich liebte dich! Doch hatt' ich nicht den Muth,
Vor dich zu treten und zu flehn: O bleibe!

Da — wie geschah der wundersame Zauber?
Da plötzlich schwoll's und sprang's von Lenzesblüthen,
Da plötzlich quoll's und klang's von Lenzesliedern
In meiner Brust! Du neigtest dich, zu lauschen,
Und weiltest noch!

Und als du scheiden mußtest,
Von deines Vaters Auge heim ersehnt,
Und in des Dampfers Räderschläge lauschend

Zum immergrünen Sonnenſtrande glitteſt,
Da ſchien er dir ſo ſtumm und winteröde;
Durch weißbeflockte Baumwollfelder wandelnd
Gedachteſt du an unſre Berge nur
Und an das Herz, das hier für dich geglüht,
Wie an des Gletſchers eisumſtarrtem Fuße
Die Alpenroſe glühend ſich erſchließt.

Und Jahr um Jahr vergieng; doch nicht vergieng
Die Gluth in meinem Buſen, bis du jüngſt
Als meine Braut in unſre Berge kehrteſt.

Und wieder war es Herbſt; die Felder ſchwiegen,
Und aus dem Nebel, der am Tannwald hieng,
Klang nur der Krähe heiſrer Ruf herüber,
Und in den weißen Zelten ſchlummernd lag
Des Winters Heer ſchon auf den Hügeln rings.

Du bebteſt wieder, eine Tropenblume,
Die nach dem eiſigen Norden ward verpflanzt!

Ich aber preßte dich an meine Bruſt,
Und deine kalten Wangen glühten bald
In lichtem Roſenglanz; denn meine Bruſt
War voll von Sonnenſchein und jauchzte dir
Mailieder zu! — Ach ſieh, ein gütʼger Gott
Hat deiner Heimath ewigen Roſenlenz
Mit ſeinem Glanz und Duft und ſeinen Klängen
In meine Bruſt gezaubert, daß du hier
Mit deiner nächſten Nähe mich entzückeſt
Und doch in deiner ſonnigen Heimath ſeiſt!

## Annabel Lay.

Nach Edgar Allan Poe.

Ich kam vor manchem und manchem Jahr
In ein Königreich fern an der See,
Dort lebt' eine Maid, die ihr kennen mögt
An dem Namen Annabel Lay,

Und ſie lebte mit einem Gedanken nur, —
Mich zu lieben in Luſt und in Weh.

Ich war ein Kind und ſie war ein Kind
In dem Königreich fern an der See,
Doch mit mehr als mit Liebe liebten wir uns,
Ich und Annabel Lay,
Wir erfüllten die Engel im Himmel mit Neid,
Wie wir liebten in Luſt und in Weh.

Und dieß war der Grund, daß vor langer Zeit
In dem Königreich fern an der See
Aus einer Wolke der Wind herblies —
Da ſank meine Annabel Lay!
Und ihre hohe Verwandtſchaft kam
Und trug ſie aus meiner Näh',
Und trug ſie und ſchloß ſie tief in ein Grab
In dem Königreich fern an der See.

Die Engel, die waren nicht halb ſo beglückt
Als ich und Annabel Lay;
Ja, dieß war der Grund, — wie ein Jeder weiß
In dem Königreich fern an der See —
Daß Nachts aus der Wolke der Wind herfuhr —
Da verdarb und da ſtarb meine Annabel Lay.

Wir liebten mit ſtärkerer Liebe doch
Als Alle, die älter je,
Die weiſer ſich fühlten je,
Und ob alle die Engel im Himmel hoch,
Ob die Geiſter all unter der See
Mich ewig beneiden, ſie ſcheiden mich nie
Von der reizenden Annabel Lay.

Steigt der Mond über'm Hain, ſo gedenk' ich allein
Meiner reizenden Annabel Lay,
Und ſtrahlet ein Stern, o da blicket von fern
Meine reizende Annabel Lay,

Und allnächtlich umfang' ich mit glühendem Trieb
Mein theueres, theueres Leben und Lieb
In dem Grabe fern an der See,
In der Gruft an der rauſchenden See.

## Alalume.

Nach Edgar Allan Poe.

Herbſtnebel! Den Himmel umwob er;
Welk waren die Blätter und fahl,
Sie hiengen verdorret und fahl;
Nacht war es im öden Oktober,
In der Nacht meiner Nächte zumal!
Es zog ſich am Waldſee von Auber
Weir's ſchaurig umnebeltes Thal;
Es war an dem Schilfſee von Auber
In dem ſpukhaft bewaldeten Thal! —

Hier war's, nun ich wieder durch mächt'ge
Cypreſſen — wie rauſcht mir's im Ohr! —
In der Seele Begleit mich verlor,
Mich mit Pſyche, der Seele, verlor,
Als das Herz mir noch kochte, das nächt'ge,
Wie die Lava, die, ſchlummernd zuvor,
Nun ruhelos ſtöhnet empor
Und vom Yaanek die flammenträcht'ge
Fluth rollt in ein arktiſches Moor —
Die vom Yaanek die ſchauerlich prächt'ge
Gluth rollt in ein ſchneeiges Moor!

Und der Gram, wie ein Nebel umwob er
Den Sinn uns, doch welk war und fahl
Das Gedächtniß uns beiden zumal:
Wir mißkannten die Nacht im Oktober,
Die wieder geſunken auf's Thal —
Nie glänzt in ihr Grauen ein Strahl!
Fremd ſchien uns der Waldſee von Auber,
Wo wir vormals geſchritten durch's Thal;
Fremd ſchien uns am Schilfſee von Auber
Weir's ſpukhaft bewaldetes Thal.

Und nun, vor des Dunkels Entweichen,
Als Frühwinde kosten im Dorn,
Im entblätterten Rosendorn,
Da sahn wir zuerst einen bleichen
Lichtnebel am Waldsaum vorn —
Und jetzt einen strahlenreichen
Halbmond mit doppeltem Horn —
Astarte's demantenreichen
Halbmond mit dem doppelten Horn.

Und ich sprach: „Die da nahet in Treuen
Liebt mehr als Diana die Welt,*)
Sie lauschet den Seufzern der Welt;
Sie sah meine Augen von neuen,
Nie trocknenden Thränen geschwellt;
Sie zog durch die Sterne des Leuen,
Uns zu weisen zum Himmelsgezelt,
Zum Frieden im Himmelsgezelt —
Sie zitterte nicht vor dem Leuen,
Die strahlend den Pfad uns erhellt —
Sie stieg durch das Lager des Leuen,
Von Liebe die Augen erhellt!"

Doch Psyche, den Finger erhebend,
Sprach: „Schau nach dem Sterne nicht hin!
So bleich er auch, traust du auf ihn,
Meiner Hand, die dich hält, widerstrebend?
Komm! Fliehe! Wir müssen entfliehn!"
Und die Schwingen, sie sanken ihr bebend
Und rauschten im Staube dahin —
Sie schleiften ihr tödtlich erbebend
In den Blättern am Wege dahin,
Im verdorreten Laube dahin.

Doch ich sagte: „Was träumst du allimmer?
Laß uns wandeln beim zitternden Schein!
Laß uns baden im goldenen Schein!

*) Astarte (oder Venus) ist hier zugleich der Planet, der uns als Morgenstern erscheint, und die Göttin der Liebe; Diana der Mond und die Göttin der Jagd, die der Liebe abhold war.

Des Sterns ſibylliniſcher Glimmer
Umſtrahlt mir mit Hoffnung die Pein,
Wie die Nacht er durchflackert ſo rein!
O lauſche den Zweifeln du nimmer!
Er führet uns recht durch den Hain!
Vertrau' dich, o Schweſter, dem Schimmer!
Nur Glück kann ein Stern prophezein,
Der den Himmel durchfunkelt ſo rein!"

So ſprach ich voll Hoffen und heiter,
Daß ich Pſyche's Beſorgniß vertrieb,
Von der Stirn ihr die Wolken vertrieb;
Und wir wandelten weiter und weiter,
Bis am Thor einer Gruft ſie verblieb —
Vor der Grabſchrift ſtehen verblieb;
Und ich ſagte: „Was ziehſt du nicht weiter?
So lies, was der Gram hier ſchrieb!"
Und ſie rief: „Ulalume — dein Lieb!
Ulalume — dein verlorenes Lieb!"

Und mein Wahn, und mein Wahn, da zerſtob er!
Und dem Laub gleich, ſo welk und ſo fahl,
Verdorrte das Herz mir zumal!
Und ich rief: „Es iſt ſicher Oktober
— O der Nacht! — und ein Jahr nun zumal,
Seit hier in verſteinerter Qual
Einen Sarg ich geleitet durch's Thal —
Weß Sternes dämoniſcher Strahl
Verlockte mich heut in dies Thal?
Nun erkenn' ich den Waldſee von Auber
In dem ſchaurig umnebelten Thal —
Nun erkenn' ich am Schilfſee von Auber,
Weir's ſpukhaft bewaldetes Thal!"

# Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel.

Wackernagel ist Gelehrter und Dichter; wir haben es hier nicht mit jenem d. h. nicht mit dem ausgezeichneten Germanisten zu thun, nur mit dem Dichter, und dieser ist zu beurtheilen auf Grund der nach seinem Tod von einem Freunde besorgten Ausgabe des Besten aus seinen poetischen Erzeugnissen:

Gedichte von Wilhelm Wackernagel. Basel, bei Schweighauser, 1873.

Die Sammlung hat den Inhalt geordnet wie folgt: Breslau und Berlin 1826—32. Basel 1832—42. Weinbüchlein 1829—45. Zeitgedichte 1830—43. Familie 1837—69. Festgedichte 1840—69. Eine siebente und letzte Nummer ohne Aufschrift bringt Gedichte doppelter Art: Soldatenlieder, den Eindrücken unseres Schweizer Alpenlandes entnommen; dann Stimmungslieder mit ganz überwiegend religiösen Anklängen.

Das Weinbüchlein und Neue Weinbüchlein, die Zeitgedichte und Neuere Gedichte waren bereits vor Jahrzehnten für sich erschienen; das Uebrige findet sich in Zeitschriften und Almanachen. Die „Gedichte eines fahrenden Schülers" 1828 waren das erste frühe Zeugniß seines dichterischen Talentes.

Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel, der jüngere Bruder des durch vorzügliche Arbeiten übers deutsche Kirchenlied verdienten K. E. Philipp Wackernackel, ist am 23. April 1806 zu Berlin geboren, am 21. Dezember 1869 zu Basel, seiner eigentlichen Heimat, gestorben. Frühe wandte er sich den zwei Richtungen zu, in denen er bedeutend werden sollte: den altdeutschen Studien und der Dichtkunst; eben so früh lebte in dem jungen Manne, dem die Natur auch ein nicht geringes Talent fürs Zeichnen geschenkt hatte, die Liebe zur Kunst, der er bis ins Alter treue Neigung und tiefgehendes Verständniß bewahrt hat. 1824—1827 auf der Universität ward er insbesondere Schüler des großen Lachmann, welcher den nachhaltigsten Einfluß auf den empfänglichen Jüngling ausgeübt hat. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, in Preußen Stellung zu finden, folgte W. 1833 einem Rufe ans Gymnasium und Hochschule zu Basel, wo er zwei Jahre später zum Professor für deutsche Sprache und Literatur ernannt wurde. Basel ward und blieb der Wirkensplatz für sein unermüdliches Leben; der Mann, hier eingebürgert und voll eingelebt, ward ein guter Baseler und tüchtiger Schweizer, der sich neben seiner Wissenschaft in regem Interesse auch um die vaterländischen Verhältnisse kümmerte und mühte, seiner besondern Natur zufolge in erster Linie um die kirchlichen Fragen. Er hat seine Zeit genutzt und sein

Talent verwerthet. Einer anno 1849 durch Frankreich, Spanien und Italien unternommenen Reise haben wir zwei Reiseschriften zu verdanken. — Sein Studiengebiet und die daraus entspringende literarische Thätigkeit waren weit umfassend und gründlich; wir begegnen ihm nicht bloß auf dem Felde der Sprachforschung und der Literatur; Sitten- und Kunstgeschichte, vergleichende Mythologie, Theologie und Rechtswissenschaft zogen den vielseitigen Geist an und verdanken ihm theils umfassende Aufsätze, theils kleinere oder größere Spezialschriften. Seine Hauptwerke haben gleich sehr der Wissenschaft und dem Unterrichte gedient.

Der erste bedeutende Schüler, den Lachmann in Berlin gewann, erwies sich der junge Mann gleich in seinen ersten Arbeiten als scharfsinnig-umsichtigen Forscher, und es ist ein bester Grundkern in seinem Wesen geblieben, daß in Allem, was er begann und anfaßte, der immer gleiche Geist der Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Treue herrschend blieb. So macht er den Eindruck des Ganzen, des in sich Ruhenden, des naturgemäß mit einer bedeutenden Lebensaufgabe Verwachsenen, des nach Geist und Charakter Tüchtigen: freilich auch, das darf keineswegs geläugnet werden, des in mehreren Richtungen Einseitigen. Aber kurz, aus ihm ward ein tüchtiger Jugendlehrer und sehr verdienstvoller Gelehrter, daneben ein Dichter, dessen Tonart wir als das Sinnige bezeichnen müssen. Der Centralpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeiten bilden unbedingt die philologisch-literarischen über unsere Sprache und deren Schriftwerke, und hier wieder machen das Deutsche Lesebuch in Verbindung mit dem Wörterbuch und der Literaturgeschichte eine große Trias aus, die als hochbedeutende Schöpfung stehen bleibt. — Kritisch-philologische Schärfe, große Sorgfalt und Treue der Forschung, ein feiner Sinn für die Erscheinungen der Sprache und Literatur haben diesem Germanisten die Stelle in der Wissenschaft erworben, die er unangefochten einnimmt.

W. als Dichter.

Unser Sammler meint: „Wackernagels Dichtung, obwohl in viel engerem Kreis und ohne die wunderbare Fruchtbarkeit und Allseitigkeit, stehe doch der Dichtung Rückerts am nächsten, in der vorherrschenden Lyrik, in der durch Reichthum der Sprachkunde und Dichterkenntniß getragenen Beherrschung der Rede — doch ohne gesuchte und fremdartige Künstlichkeit —, in der Erschlossenheit des Geistes für alle Poesie der Welt, in ihrer reinen Wiedergabe und in dem tiefgeistigen Hintergrund, wie sie gerade die einfachsten und besten Gaben aus dem unerschöpflichen Füllhorn jenes Dichterfürsten zieren.“ Wir mögen diese Worte aufnehmen, aber mit Vorsicht und Restriktion, indem wir den Passus besonders anstreichen: „in viel engerem Kreis und ohne die wunderbare Fruchtbarkeit und Allseitigkeit jenes Dichterfürsten“. Daß

zwiſchen Wackernagel als Dichter und Rückert als Dichter immerhin eine gewaltige Kluft beſteht, muß auf den erſten Blick jeder Unbefangene zugeben, ohne daß dadurch im Geringſten der Bedeutung des von und als Objekt der Betrachtung gewählten Dichtergeiſtes zu nahe getreten würde. So viel iſt leicht zu erkennen, daß die beiden Geiſter gewiſſe Berührungspunkte bieten; ſie liegen ſchon in einer bei Beiden ſehr ſtarken Neigung zum Spruchton, bei Rückert mit ſtärkſter, bei Wackernagel mit ſchwächerer Anlehnung an die orientaliſche Weiſe; allgemein in dem Vorwiegen des Reflektirens, das ſich gern in jene Spruchweisheit zuſpitzt; ſie liegen in dem auffallenden Ueberwiegen des Sinnigen im Gemüthsleben; ſie liegen in der Fähigkeit und der Neigung, das Mannigfachſte, was aufſtößt, zum Lied und Liedchen zu geſtalten, auch das, was Andern Proſa bleibt, wonach wir auch bei Rückert ohne alles Bedenken von Gelegenheitsdichtung, allerdings in edlerem Sinne, ſprechen müßten.

Der nächſten innern und äußern Beſonderheiten, die uns des Weitern in Wackernagels Dichtermanier aufſtoßen, ſind zwei: Die Form betreffend, fällt ſofort eine außerordentliche Mannigfaltigkeit im Strophenbau auf, den der Dichter mit ſpielender Leichtigkeit behandelt, wie es ihm gerade dient und beifällt; wir erinnern uns kaum in einem einzigen Band Gedichte eines und desſelben Verfaſſers ſo viele, ſo mannigfach wechſelnde, ſo vielgeſtaltige, manchmal auch ſo ganz individuell geformte Strophen aufgefunden zu haben, wie bei Wackernagel; nach Länge der einzelnen Zeilen, die oft innerhalb der Strophe auffallend wechſelt, nach Zeilenzahl, Reimfolge ꝛc. ꝛc. Dieſer Reichthum der Formen wird noch auffallender dadurch, daß häufig im gleichen Gedichte die Strophengebilde wechſeln. So treffen wir alle möglichen Formen, von der einfachſten ächt deutſchen vierzeiligen Reimſtrophe bis auf die perſiſche Ghaſele. Innerlich aber fühlen wir eine Tonweiſe heraus, die uns entſchieden durchempfinden läßt, daß wir es mit dem in ſeinen Stoff vertieften Forſcher alt- und mittelhochdeutſcher Dichtung zu thun haben; es iſt, zuweilen in der Art des aufgegriffenen Stoffes, zuweilen in der Sprachweiſe, entſchieden ein Reflex zu konſtatiren aus der Manier unſrer alten Meiſter, ſei's der Minne- und Meiſterſänger, ſei's der Spruchdichter. Die weitaus beſten Töne nach dieſer Richtung finden ſich in den Gedichten nach dem altbretoniſchen feinen Stoffe der innig lieblichen Liebesſage von Triſtan und Iſolde, (Bruchſtücke aus jenem Drama der Liebe, pag. 41—55: „Das Goldhaar", „Die Brautwerbung", „Minnezauber", zum Schluß die vier Lieder auf „Triſtans und Iſoldens Tod").

Was Sprachbehandlung betrifft, ſo ſind Reinheit und Beſtimmtheit der Form die erſten nie fehlenden Eigenſchaften; daneben aber findet

sich nicht selten eine gewisse Keckheit in Formbildungen, die aber durchaus regelrecht und unantastbar bleiben. Man nehme z. B. gerade die allererste Strophe des Bandes, in dem Frühlingsliede „Laetare“:

Nun freue, Erde, freue dich!
Es grüßt des Himmels Bläue dich,
Es grüßt der goldne Sonnenstrahl:
Nun werde grün, du graues Feld!
Ihr Bäume laubet allzumal!

Wer will etwas einwenden gegen die ungewöhnliche Verbalform „laubet“? Besonders in den humoristischen Gelegenheitsgedichten springt er in voller Freiheit, aber auch in sprachbewußter Gesetzlichkeit mit der Form um. Im „Trinkspruch am Säcularfeste der Universität“ (1860) heißt es:

Ich heb' empor dies volle Glas
Des Jubelweins, von dem post festum
Wir bringen heut den letzten Rest um.

Und eben da:

Darauf denn und auf jeden, der
Empfangen hat und einquartiert,
Geistlich und weltlich musiziert,
Bahnhöfe metamorphosiert,
Häuser und Kirchen decoriert,
Inschriften dazu inventiert,
Collegien illuminiert,
Zur Ordnung Alle commandiert,
Mit Speis' und Trank uns regaliert,
Für den Commers das Bier studiert,
Protocolliert, correspondiert,
Kurz, irgend mit organisiert
Am Jubel, der noch jubiliert u. s. w.

Eben dieselbe Frische und Freiheit gebraucht er in Anwendung der Bilder und Figuren. So führt er uns im oben genannten Frühlingsliede den Lenz als kecken Jungen vor, der mit dem bissigen Alten, dem Winter, ficht:

Er leget Blumen auf die Fluth,
Er springt von der auf jene hin
Und ficht auf's Neu' mit keckem Muth.

Schneebällen hält er gar verwegen
Nur grüner Zweige Schirm entgegen;
Da bleiben sie im Laube hangen,
Und schämend sieht der Winter sie
Als weiße Blüthenbälle prangen.

Wer die besondre Eigenart in Wackernagels Auffassung, Gestaltung und Sprachart will kennen lernen, den verweisen wir auf folgende Nummern: „Alle Jahre Krieg", eines der tüchtigsten unter all' seinen Liedern, energisch mit der Strophe anhebend:

Das ist der Krieg, den die Erde führt
Alljährlich mit der Sonnen.
Ein heißer Strahl hat sie berührt:
Da ist der Kampf entbronnen.

„Frühlings-Kalligraphie": wie der Titel ausweist, humoristisch. Das bloß zweistrophige „Am Morgen", dessen erste Strophe charakteristisch so lautet:

Von rothem Mund ein rothes Wort
Das spricht: „Ich werde tagen."
Die Sonne kommt, sie kommt von dort,
Bereit, die Schlacht zu schlagen.

„Abendopfer" mit dem schönen Anfang:

Es kniet der Berg, der alte Riese,
Ein Föhrenhain sein wallend Haar,
Sein Mantel eine grüne Wiese,
Er kniet als Priester und Altar. U. s. w.

Eine der eigenthümlichsten Gestaltungen ist das „Neugriechische Wiegenlied".

Wer aber vollends in's Innere der Denkweise und Weltanschauung des Dichters, ganz speziell nach religiöser Seite, sich vertiefen will, für den ist schwerlich irgend eines unter allen Liedern unterrichtender, als das auffallend eigenartig gedachte, oder wenn man will, so empfundene „Aus dem Grafen Lucanor" mit den bereits auf einen seltsam berührenden Ton anklingenden Anfangsversen:

Seele, sprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willst du entrinnen?

Sollen wir übrigens kurz und knapp in wenigen Substantiven die Eigenschaften aufführen, welche die Muse dieses Dichters kennzeichnen, so sind es: Frische des Gefühls, Milde des Sinnes, natürlicher Humor, der Ausdruck einer unentwegten Thatkraft.

Wer die Frische und Milde zusammen in schönem Ausdruck gegeben finden will, der lese das treffliche „Soldatenlied".

Die Frische der Tonweise, schon in den kräftig anstürmenden jambisch-anapästischen Rhythmus und die keck ansetzende Strophe gelegt, spiegelt „Sturm und Stand", das anfängt:

Ein stürmend Heer
Mit ragendem Speer
In muthigem Lauf,
So dringen die Bäume den Berg hinauf.

Die Milde und Innigkeit liegen am reinsten ausgeprägt in „Frühling"; in dem auf altbekannten Märchenton gebauten gemüthswarmen und humorvollen „Der verreisten Hausfrau"; in dem „Abendlied", das ganz auffallend, selbst nach der unverändert aufgenommenen Strophenform, an das vielgepriesene Abendlied von Claudius erinnert:

Der Tag ist niedergangen,
Schon ist herabgehangen
Das Schattenreich der Nacht:
Doch bleibet ob uns allen
Ein Aug' in Himmelshallen,
Das ungesehen sieht und wacht.

Nun geht's zur Ruhestätte,
Nun mit dem Tag zu Bette
Geht auch des Tages Lust:
Die Lust, die uns erfreute
Und milde Wonne streute
In Vaterherz und Mutterbrust.

Wohl uns, wenn unser Scherzen,
Wenn Sang und Klang dem Herzen
Des Herren wohlgefiel!
Bei ihm sind ja nicht minder
Die Menschen alle Kinder,
Und all' ihr Thun ein Kinderspiel.

Ausdruck der selbstständigen Thatkraft sind: „Gottes Hilfe", eine Paraphrase des bekannten Spruchs: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Es ist dieselbe Meinung, die wir in einem mittelalterlichen Dichter noch kecker in poetischer Erzählungsform dargelegt finden. — „Noch immer jung" setzt recht manneskräftig mit dem Denkspruch ein:

Herr Gott, Vater, ich danke dir,
Daß noch fähig zu hadern
Haftet Mark in Beinen mir,
Rollet Blut in den Adern.

Und in „Die Redseligen" ruft er den modernen Völkern zu:

Soll's euch wohl gerathen,
Auf, versucht's mit Thaten:
Laßt einmal in Handeln
Sich das Wort verwandeln!

Denkt des Vaters und der Väter,
Macht's wie der und die:
Schlechte Redner waren sie,
Aber gute Thäter.

Die letzte der von uns angeführten Eigenschaften, der immer frische Humor, bricht in allen möglichen Situationen schalkhaft hervor. So in anziehendster Weise in dem Liedchen „Die Fischerin".

Ganz hübsch nimmt sich auch das mit „Cecideruut in profundum" anhebende und „Eine Klosterbibliothek" betitelte Weinlied aus zum Preise der ausgezeichnet fournirten Sammlung in den Klosterkellern. Das „Festgelübde der Buchdrucker und Buchhändler", das „Lied der Buchdrucker am Jubiläum der Universität", das Lied „Am Festessen der Basler naturforschenden Gesellschaft" noch aus dem Todesjahre des Dichters, und andre dieser Art sind voll heitrer Laune und gutmüthigen Witzes. Beim letzten Anlaß denkt sich der Dichter in den Saal der Segnatura im Vatikan zu Rom und legt die symbolischen Figuren der Künste und Wissenschaften aus, wobei die Medizin bedacht wird wie folgt:

Dort aber, ist Frau Medizina das?
Ich denke wohl, seht nur den Marsyas
Zu Füßen ihr, den man geschunden hat,
Das instruktivste Muskelpräparat! —

---

Es war ein Leben nur und nur ein Sterben
Und kam, auch eine Spur sich zu erwerben.

Ein bescheidenes Wort, das der zu Ende des Jahres 1869 Hingeschiedene einst unter sein Bild schrieb; ein bescheidenes Wort, in dem doch das vollberechtigte Bewußtsein angedeutet liegt, daß das Leben dessen, der wirkte und strebte, nicht spurlos verschwindet. Wie der in's Meer fallende Tropfen, auf den jener Dichterausspruch ursprünglich angewendet war, im Riesen-Ocean nicht verloren ist, sondern seine Kreise weiter und weiter zieht, so das Leben des gediegenen, kräftigen Mannes; es wirkt langehin nach, weit über die Spanne Zeit hinaus, da der Tag ihm scheint. Auch Wackernagel hat eine Spur hinterlassen, reich und unvergänglich. Für die Weltanschauung des Verstorbenen aber ist schwerlich ein Ausdruck bezeichnender, als jenes Briefwort, das die Schilderung einer frühen Morgenfahrt durch mondhelle Nacht in den werdenden Tag hinein abschließt, wie folgt: „Wie so das Licht des Tages immer voller in das Mondlicht hereinbrach und dies zuletzt völlig verschwand, schien mir das ein schöneres Bild für den Ausgang eines in Glauben und Liebe rein geführten Lebens, als das gewohnte vom Abendroth. Das Abendroth führt in die Nacht; uns jedoch soll der Tod in den vollen Tag hinüberleiten, und wir wandeln ja hienieden noch nicht

im Sonnenlicht, ſondern nur noch in einem Abglanz von der Sonne der Ewigkeit; wer aber recht ſeines Weges wandelt, dem fällt auf ſeine letzten Schritte ſchon das Dämmerlicht des Tages jenſeits". Wie wir auch denken und fühlen mögen, es iſt geboten, mit aller ſchonenden Achtung dieſer in ſich geklärten und beruhigten Lebensauffaſſung zu gedenken, die ſchon als poetiſches Bild eine freundliche Andeutung behauptet. Und eben ſo geboten iſt's, von aller eigenrichtig individuellen, von aller Parteianſchauung abzuſehen, wenn wir ein Leben vor uns haben, deſſen Träger uns unwillkürlich den Eindruck abnöthigt: Er war ein ganzer Mann; jedes bedeutende Seelenganze hat das Recht, daß es in ſeiner Beſonderheit, als ein Organismus für ſich, aufgefaßt und gewürdigt werde.

Wir wollen damit keineswegs läugnen oder verdecken, daß uns in Wackernagels Leben und Wirken eigenmächtig abgeſchloſſene Einſeitigkeiten aufſtoßen, die man muß zu verdauen wiſſen; ſo in ſeiner politiſchen Haltung, in der Stellung zu den kirchlich-religiöſen Fragen, endlich in einer eben dadurch bedingten Auffaſſung der Literatur, welche ihm nicht erlaubte, der modernen Phaſe derſelben irgendwie kritiſch gerecht zu werden. Man muß dergleichen in einer bedeutenden Perſönlichkeit hinnehmen. Tauſendmal beſſer als jene Halbnaturen, die nichts zeigen, auch keine Ecken und Eigenheiten, weil ſie nichts ſind, und noch tauſendmal beſſer als die liberaliſirenden Theaterhelden und Farceurs auf Kanzel und Rednerbühne, im Raths- und Hörſaal!

Es kann uns übrigens bei aller Anerkennung nicht einfallen, W. als einen Dichter von hohem Rang hinſtellen zu wollen; wir ſind im Gegentheil feſt überzeugt, daß er ſich ſelbſt nicht dafür anſah. Es iſt in ſeinen Produktionen denn doch allzuviel bloß Gelegentliches, das keinen bleibenden Werth behaupten kann; ſeien's Feſt- und Geſellſchaftslieder, ſeien's Stimmungsbildchen vorübergehender Natur. Es iſt da jene Reflexionsmanier, die auch ins Hausbackene hineinfällt. Allgemein herrſcht in dieſer Natur das Reflektirend-Dialektiſche vor, es iſt überwiegend Verſtandesthätigkeit, welche auch die Neigung zum Moraliſiren trägt. Das Gemüthsleben iſt rein und treu, nimmt aber ſelten einen kraftvollen Schwung; das ſicher geregelte und in ſeinen beſtimmt gezogenen Kreiſen ablaufende Leben gab ihm zu wenig große Anſtöße. Gutmüthiger Humor und vertrauend religiöſer Sinn, Ernſt und Scherz, heiterer klarer Einblick in's Leben und innige Naturempfindung verknüpfen ſich zu einer friedlich in ſich ruhenden Harmonie; das Sinnige iſt das rechte Element dieſes Geiſtes. Phantaſie und Geſtaltungskraft treten zurück. Ein geübter Blick findet leicht alle die Lieder heraus, die entweder unter der Druckpumpe eines innern oder äußern Antriebes ſekundärer Natur oder aber umgekehrt die unter dem ſpringquellartigen Triebe des dichteriſchen Genius entſtanden ſind. —

Wir möchten ſcharf reſümiren: W. iſt nicht Dichter, aber er beſitzt alle Kenntniß der Formen und Sprachgeſetze und die Sicherheit der abwägenden Reflexion in einem Grade, der da und dort ausreicht, um den mangelnden Springquell zu erſetzen.

Um an Größere zu erinnern, hat er viel von Platen'ſcher und etwas von Rückerts Weiſe an ſich.

## Soldatenlied.

„Die Trommel ruft zum Scheiden:
Ade, ade, mein Herz!
Ach Scheiden und ach Meiden!
Das macht mir bittern Schmerz,
Das macht mir Schmerz und Herzeleid.
Ich muß in die weite, weite Welt:
Ade, du ſchöne Maid!"

Ihr Vögel groß und kleine,
Wohlauf und fliegt zu ihr;
So ſitzt ſie wohl alleine
Und klagt und weint nach mir.
„Nein, weine nicht! er iſt dir nah,
Und kommt er auch heut und morgen nicht,
Er iſt balde, balde da."

Ich wollt, ich hätte Flügel,
Und wär' ein Vögelein:
Ihr Waſſer und ihr Hügel,
Ihr müßtet hinten ſein.
Ach hohe Berg'! ach tiefe Thal!
Ihr ſeid gemacht für bittres Leid,
Für Leid und Noth zumal.

## Die Fiſcherin.

Und höreſt du's nicht rauſchen
Im Waſſer, holdes Kind?
Ein Herze fährt ſo traurig
Durch Wogen und durch Wind.

Und höreſt du's nicht klingen
Im Schilf, im grünen Ried?
Da hab ich dir geſungen
Ein ſehnend Abendlied.

„Dein Liedlein und dein Herzlein
Behalt du fein für dich!
Fängt ſich heut nichts im Netze,
So denk dabei an mich.“

## Am Morgen.

Von rothem Mund ein rothes Wort
Das ſpricht: „Ich werde tagen.“
Die Sonne kommt, ſie kommt von dort,
Bereit die Schlacht zu ſchlagen.

Hoch über ihr der Morgenſtern
Schwebt als Signalrakete,
Und ſchmettern hör' ich ſchon von fern
Der Lerchen Feldtrompete.

## Wanderers Nachtlied.

Tropfen fallen von den Zweigen
Dunkler todesſtiller Bäume.
Auge ſprich, was ſoll dein Weinen?
„Ach in weite weite Ferne
Sanken meiner Sehnſucht Sterne,
Und voll Angſt ſuch ich ihr Scheinen.“

Bebend flieh ich vor den Schmerzen,
Die mich auf und nieder jagen,
Und ich zittre vor dem Schlagen
Meines lebensmüden Herzen.
Nieder, nieder, feige Träume!
Stolzes Herz, kannſt du nicht ſchweigen?

## Gottes Hilfe.

Bricht unter dir die Brücke,
Denk nicht, daß Gottes Hand
Dich aus dem Waſſer zücke
Und heb' ans trockne Land

Gott wollte ſich erbarmen,
Als er dir Arme gab:
Nun rudre mit den Armen
Dich ſelber aus dem Grab!

## Aus dem Griechen Lucanor.

Seele, ſprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willſt du entrinnen?

Wenn ein Weib dich, wenn nicht minder
Dich erfreuen ſchöne Kinder,
Schaue her: da ſtehn die beide
Dir zu ſüßer Augenweide.
Seele, ſprich, weßhalb von hinnen,
Ach! weshalb willſt du entrinnen?

Willſt Verwandte du und Freunde,
Deinethalb den Tod nicht ſcheu'nde,
Sieh da zehn und aber zehne,
Treue wackre angeſehne.
Seele, ſprich, weßhalb von hinnen,
Ach! weshalb willſt du entrinnen?

Magſt du auch an goldnen Schätzen,
An Juwelen dich ergötzen,
Schaue, wie ringsum in Truhen
Sie des Winks gewärtig ruhen.
Seele, ſprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willſt du entrinnen?

Willſt du kühnlich über Riffe
Tanzend ſchnelle Segelſchiffe,

Waaren bringend all und jede,
Schau hinab zur vollen Rhede!
Seele, ſprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willſt du entrinnen?

Lüſtet dich mit Luſtgefährten
Gangs und Sangs und Klangs in Gärten,
Schaue dort im Strahl der Sonnen
Baum und Blum' und Laub und Bronnen.
Seele, ſprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willſt du entrinnen?

Oder magſt auf ſchnellen Roſſen
Lieber du mit Waldgenoſſen
Friſch im grünen Walde jagen,
Da ſind Roſſe, dich zu tragen.
Seele, ſprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willſt du entrinnen?

Freu'n dich Haus und Saal und Zimmer,
All geſchmückt mit buntem Schimmer,
Sonnig das und jenes kühle,
Komm und ruh auf weichem Pfühle!
Seele, ſprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willſt du entrinnen?

Dieſ' und tauſend andre Güter
Nennen dich den Herrn und Hüter,
Dieſes alles, alles dieſes
Glück des Erdenparadieſes:
Seele, ſprich, weshalb von hinnen,
Ach! weshalb willſt du entrinnen?

Will das alles nichts verſchlagen,
Zageſt du dein Glück zu tragen,
Zieht dich's fort zum Unbekannten,
Unerſchaffnen, Ungenannten:
Nun wohlan, in Gottes Namen
Fahr von hinnen! Amen, Amen!

## Tactare!

Nun freue, Erde, freue dich!
Es grüßt des Himmels Bläue dich,
Es grüßt der goldne Sonnenſtrahl:
  Nun werde grün, du graues Feld!
Ihr Bäume laubet allzumal!

Und retten will der Winter ſich,
Wirft ab die Brücken hinter ſich,
Zerbricht am Bach den Eisesſteg —
Der Sieger findet doch den Weg:
Er leget Blumen auf die Fluth,
  Er ſpringt von der auf jene hin
Und ficht auf's neu mit keckem Muth.

Noch freut den Flüchtigen der Krieg,
Er gönnt dem Lenzen nicht den Sieg;
Doch wie er kämpft und wie ſich wehrt,
Der Sieger alles ihm verkehrt:
Schneebällen hält er gar verwegen
Nur grüner Zweige Schirm entgegen:
Da bleiben ſie im Laube hangen,
  Und ſchämend ſieht der Winter ſie
Als weiße Blüthenbälle prangen.

Und hinter ihm mit flinkem Flug
Schwärmt lärmend muntrer Vögel Zug,
Mit ihrer Siegeslieder Tönen
Den ſcheuen Flüchtling zu verhöhnen.
Dann ſchweben jubelnd ſie hernieder,
Und wie es war, ſo iſt es wieder.
„Grüß Gott dich, blumenreiche Haide!
Grüß Gott euch, Thal und Hügel beide,
Dich, klarer Quell, dich, grüner Baum,
  War denn des Winters Leid und Noth,
War Alles nur ein ſchwerer Traum?“

Gelaſſen hat der Feind das Feld,
Und Friede! klingt's durch alle Welt;

Am hohen Himmelsrunde ſpannt
Ein Friedensbogen ſich zur Hand,
Er ſenkt ſich nieder auf die Au,
Da weht im Wind ein reiches Heer
Von Blumen gelb und roth und blau.

## Sturm und Stand.

Ein ſtürmend Heer
Mit ragendem Speer
In muthigem Lauf,
So dringen die Bäume den Berg hinauf.

Nur zu! Und bald,
Friſch grünender Wald,
Biſt du ſiegend genaht
Dem eiſigen Gipfel, dem ſchneeigen Grat.

Wer hat, ein Held,
Sich entgegengeſtellt?
Sie halten ſtill,
Und Keiner iſt noch, der fürder will.

Im Sprung, im Schuß,
Ein Bach und ein Fluß;
Wer weiß die Zahl
Der Waſſer alle, die rennen zu Thal?

Und hinterdrein
Dem geſchleuderten Stein
Nachſetzend mit Haſt,
Der Lawine allzermalmende Laſt.

Nun hier, nun dort,
So taumeln ſie fort,
Bis hinab in das Land,
Hinab in der Seen ſtets durſtigen Sand.

Doch über all
Dem Sturm und Fall,

Den vergebenen Mühn,
Dem tobenden Waſſer, dem zagenden Grün:

Da throneſt du
In ſicherer Ruh
Und bekränzeſt, o Firn,
Mit ſonnigen Roſen die Königsſtirn

## Neugriechiſches Wiegenlied.

Komm, o Schlaf, und nimm mein Kindlein:
Dreie hüten meines Kinds;
Drei Beſchützer, drei Bewahrer,
Drei gewalt'ge Helden ſind's.

Auf dem Berge ſteht die Sonne,
Und der Adler ſteht im Feld;
Aber mitten auf dem Meere
Wachet Wind, der ſtarke Held.

Bis zu Bette geht die Sonne
Und der Adler ſchlummert ein,
Und der Wind, der friſche Knabe,
Geht zu ſeinem Mütterlein.

Fragt ſie ihn, warum ſo lange
Er von Haus geweſen iſt:
„Warſt du mit dem Morgenſterne
Oder mit dem Mond in Zwiſt?“

Spricht er: „Nein, ich war in Frieden
Mit dem lieben Mondenſchein,
Mit dem lieben Morgenſterne
Und den andern Sternelein.

Sieh, in einer Silberwiege
Lag und ſchlief ein goldnes Kind,
Und da mußte Wache halten
Auf dem Meer der ſtarke Wind.“

## Alle Jahre Krieg.

Das iſt der Krieg, den die Erde führt
  Alljährlich mit der Sonnen.
Ein heißer Strahl hat ſie berührt:
  Da iſt der Kampf entbronnen.

Ein heißer Strahl, der ſticht und flammt:
  Er wird ſie noch verzehren.
Erde, nun nimm die Kraft geſammt!
  Du mußt dein Leben wehren.

Da ſtellt ſie auf ein grünes Gras
  Mit hunderttauſend Spitzen!
Hei, wie die Halme thauesnaß
  So ſtreitbegierig blitzen!

Hie Eiſenhut, da Ritterſporn,
  Schwertlilien dort, wie muthig!
Es kämpft ſich ſelbſt an ihrem Dorn
  Die ſcheue Roſe blutig.

Und Büſche wehn und Fahnen viel.
  Da hält ſich auch gar wacker
Der Nachtigallen klingend Spiel,
  Der Lerchen über dem Acker.

So kämpfen gegen einander fort
  Die beiden lange, lange,
Mit Strahlen die Sonne, die Erde dort,
  Mit Laub und Blüthen und Klange.

Der Erde wächst der Muth je mehr,
  Von Woche mehr zu Wochen,
Bis endlich iſt an der ſcharfen Wehr
  Der Sonne Kraft gebrochen.

Bis ſie ganz matt und bleich und krank
  Anfängt zu parlementieren.
Die Vögel ſingen „Gott Lob und Dank!“
  Und ziehn nach den Winterquartieren.

## Eine Klosterbibliothek.

„Ceciderunt in profundum" —
Sehet euch im dunkeln Grund um,
Seht euch rund um,
In rotundum!
„Summus Aristoteles,
Plato et Euripides
Ceciderunt in profundum."

Für die Librei die Liebhaberei,
Woher sie wohl kommt? Mein Lieber, ei, ei!
Liber libri, die sind ja nicht hie:
Hier ist ja nur Liber Liberi.

Unsre Folianten und
Unsre Quartanten und
Unsre Taschen=
Ausgaben sind rund:
Tonnen und Fässer und Flaschen.

Schwache Augen haben die Herrn,
Und sind doch fleißige Leser;
Sie studieren gar zu gern:
Drum tragen sie allzeit Gläser.

Das Eine rühm' ich ganz besonders;
Ich hab's erprobt und denke deß:
Es sind die Bücher sammt und sonders
Editiones principes.

Und dorten gar die Incunabel,
Die sich von selber trunken wiegt,
Drin eine plauderhafte Fabel
Mit offnen Schelmenaugen liegt!

Lectionis varietas,
Die ist vor allem reichlich;
Hier ein kräftiges herbes Naß,
Dort eines süß und weichlich.

Lesarten wirst du auch, Gott helf!
Die besten nur entdecken;
Von der Lese des Jahres eh
Stehn Bücher an allen Ecken.

Der Stil ist klar und flüssig,
Und schön und deutlich die Lettern:
Man wird's nie überdrüssig
In solchen Büchern zu blättern.

Und les' ich den, meine Seele hüpft,
Weil der den blühenden Stil versteht:
So wie man nur den Zapfen lüpft,
Gleich springt hervor ein ganz Bouquet.

Hier möcht' ich ein Professor sein,
Und mit dem Capitel Jahr aus, Jahr ein
Paragraphos studieren:
Da würd' ich profitieren.

## Festgelübde der Buchdrucker und Buchhändler.

Die Neigen aus, ihr all in weiter Runde,
Und schenkt von frischem ein!
Es soll in dieser feierlichen Stunde
Ein Schwur geleistet sein.

Buchsetzer, -drucker, -händler, alle schwören
Wir bei der Presse dort;
Die ganze Welt und Nachwelt soll es hören,
Ost, West und Süd und Nord.

Ich Setzer will auch hier zuerst erheben
Die schwarze Hand und mich:
Druckfehler soll es fürder keine geben,
Setzfehler eigentlich.

Nur denkt, ihr Herrn und Steller neuer Schriften,
Hübsch an mich armen Mann:
Die Schuld ist nicht an mir und meinen Stiften,
Wenn ich's nicht lesen kann.

Dann will ich Drucker ſo die Formen ſchwärzen
Und preſſen ſo bedacht,
Daß Zeil' auf Zeile ſteht und Augenſchmerzen
Das Leſen Keinem macht.

Zuletzt ich Handelsmann ('s iſt keine Fabel,
Doch hat's Moral, ihr Herrn):
Ihr Herrn Autoren, ſeid nur honorabel,
Ich honorier' euch gern.

Dich aber, Publikum, ſoll's überraſchen,
Wie wohlfeil alles ſei:
Ich weiß, ihr habt auch ohne mich ſchon Taſchen-
Ausgaben allerlei.

Dann noch Rabatt, daß ihr euch ſelber wundert,
Im nächſten Januar!
Nur kaufet, kauft! und leſet nicht fünfhundert
An Einem Exemplar!

Beim Königsadler, der mit ſtarker Kralle
Dort den Tenakel zuckt,
So ſchwören wir, ſo ſchwören mit uns Alle,
Was ſchwärzt und preßt und druckt;

Die Typo-, Chalco-, Xylo-, Lithographen,
Die Grafen insgeſammt;
Und brechen wir's, ſo ſeien wir zu Strafen,
Den härteſten, verdammt.

So plagen uns von allerlei Gewürmen
Zumeiſt die Krebſe nur!
Und Ballen ſoll ſich rings auf Ballen thürmen,
Nichts als Maculatur.

Wie eine Pyramide ſteh der Haufen
Dereinſt ob unſerm Grab;
Wenn wir's nicht lieber centnerweis verkaufen:
So geht's doch reißend ab.

## Der rechte Krieg.

Als Gott das Eisen wachsen ließ, was sollte das? was meinte dies?
War's nur der Mord, wozu es Gott den dummen Menschen schmieden ließ?
Nur daß er's schärfte sich zum Schwert, nur daß er's spitzte sich zum Spieß?

O wehe dann, o weh dem Mann, deß Hand zuerst ein Schwert gewann!
Die Thräne, die vom Augenpaar der armen Waise niederrann,
Nach tausend langen Jahren hängt die bittre Thräne noch daran.

Dann ist das Eisen Lobes werth, wenn ruhig hängt am Herd das Schwert,
Und wenn im Winkel allgemach den Helm und Speer der Rost verzehrt,
Wenn Mann und Weib und Alt und Jung in Frieden seinen Becher leert.

Das ist des Eisens schönster Klang, wenn's munter klingt im Erntegang,
Und wenn's die üpp'ge Rebe kürzt und Trauben bricht am Bergeshang,
Daß alle Becher füllt der Wein, und alle Thale füllt Gesang.

Das ist die rechte Heldenschlacht, das ist die Nacht zum Sieg gemacht,
Wenn laut im Becher lacht der Wein und laut das Herz im Leibe lacht,
Daß von dem wunderbaren Lärm die Sonne vor der Zeit erwacht.

## Der verreisten Hausfrau.

Komm zurück! Seit du von hinnen,
Ist es todt in unserm Hause,
Todt wie dort im Märchenschlosse,
Da die junge Königstochter
War in Zauberschlaf gesunken.
Gleich mit ihr entschliefen alle
Herrn und Knechte, Fraun und Zofen.
Auch die Pferd' im Stall entschliefen
Sammt dem Hündlein vor der Stallthür.
Auf dem Herde selbst das Feuer,
Plötzlich kroch's in sich zusammen,
Während auch der Brunn im Hofe
Sich auf Einen Zug verschluckte.
An der Wand sogar die Fliege,
Die sich just das Köpfchen putzte,
Plötzlich schlief ihr ein das Beinchen.

Auf dem Dach die weiße Taube,
Setzte sich zurecht zum Schlafen,
Und das Schwälbchen unter'm Giebel
Schlummert ein im schönsten Lied.

Und so lagen, saßen, stunden,
Und so schliefen, schnarchten, träumten
Rings um ihre Königstochter
Herrn und Knechte, Fraun und Zofen,
Thier' und Vögel, Feur und Wasser
Viele hundert Jahre lang.

Komm zurück! und gleich ergeht es,
Wie's im Schlosse dort ergangen,
Als verwegen, unaufhaltsam
Durch die Dornen all, die ringsum
Thurm und Mauer überwachsen,
Als verwegen eingedrungen
Auf den Mund die Königstochter
Hat geküßt der Königssohn.

Komm zurück! und bei dem ersten
Kuß auf deine süßen Lippen,
Bei dem ersten, manch Jahrhundert
Schon entbehrten, süßen Kusse,
Wird die Magd aus trägem Schlummer
Neu erwacht zum Herde treten;
Wird das Feuer auf dem Herde
Wieder braten, kochen, sieden;
Wird der Brunnen wieder rauschen,
Topf und Kessel uns zu füllen;
Wird im wieder warmen Zimmer
Auch die Fliege wieder summen,
Gern gehegt den Winter über,
Und verhaßt allein des Sommers.
Kammerherrn und Kammerfrauen
Sammt den Pferden auch im Stalle,
Diese mögen unsertwegen
Noch ein paar Jahrhundert schlafen:

Dafür heimlich überm Dache
Kreiſet neu die Friedenstaube,
Und das Schwälblein unterm Giebel
Singt gar aus ſein halbes Lied.

## Abendopfer.

Es kniet der Berg, der alte Rieſe,
Ein Föhrenhain ſein wallend Haar,
Sein Mantel eine grüne Wieſe,
Er kniet als Prieſter und Altar,
Und bringt mit ſtill gefaltnen Händen
Von Wieſ' und Feld und Wald die Spenden
Dem Herrn als Abendopfer dar.

Und ſieh! in ſeinem ſchönſten Strahle
Iſt auch der Mond daher gelenkt,
Und hat als goldenrothe Schale
Dem Prieſter ſich auf's Haupt geſenkt;
Sie ſchwebt und ſtrahlt vom Glanz der Sonnen,
Und ſtrahlt vom Glanz der Erdenwonnen,
Und tropft, vom Erdenweh getränkt.

Der Prieſter kniet, und Blumendüfte
Sind ſeines Opfers ſüßer Rauch;
Und wir, im Schatten ſeiner Hüfte,
So knien auch wir und beten auch
Und opfern, während rings von Kerzen
Der Himmel flammt, aus vollem Herzen
Gebetesduft und Liederhauch.

Total anders als mit dem Letztbehandelten ſteht es mit

## Heinrich Leuthold,

(Siehe Band III, Seite 720.)

einer geborenen Dichternatur erſten Rangs. — Geboren im Jahr 1827 zu Wetzikon (Kanton Zürich), beſuchte der bereits für Poeſie

begeisterte Knabe die Sekundarschule daselbst, dann nach wechselvollen Schicksalen und einer unter dem Drucke materieller Sorge mühsam erworbenen Vorbildung nach einander die drei schweizerischen Hochschulen, das Recht als Brodstudium wählend, daneben über alle ihm zugänglichen philosophisch-literarischen Kollegien besuchend. Ludwig Seeger, Wackernagel und Jakob Burckhardt wirkten sehr anregend auf den jungen Mann ein. Eine pädagogische Stellung gab ihm durch längern Aufenthalt in der franz. Schweiz, Südfrankreich und Italien Gelegenheit, sich mit der franz. und ital. Literatur vertraut zu machen. 1857 begab er sich nach München, um sich ganz der literarischen Laufbahn zu widmen. Hier traf er im Münchner Dichterkreis eine Anzahl von Koriphäen unserer Literatur, und vor Allem wirkten auf ihn anregend und fördernd der Umgang mit Paul Heyse und die intimen Beziehungen zu Emanuel Geibel. Fortwährend mit materiellen Sorgen kämpfend, war L. gehindert sein Talent in Produktionen großen Styls (Dramen) zu entfalten, ward gegen seine Neigung zur kritischen Richtung hingezogen und lebte längere Zeit ausschließlich von literarischen Besprechungen, Theater- und Kunstkritiken u. dergl. Daneben diente er mit ausdauernder Treue und Aufopferung der national gesinnten Parthei in Deutschland, trat im Jahr 1860 an das erste große süddeutsche Organ dieser Parthei „Die Süddeutsche Zeitung", folgte derselben auch in ihren Wanderungen und Wandlungen nach Frankfurt. Das tragische Ende eines in München verunglückten theuren Halbbruders wirkte im Spätherbst 1862 so erschütternd auf L., daß er seine Stelle aufgab und mitten im Winter eine Fußreise nach der Schweiz machte, auf welcher der Keim zur Lungenkrankheit sich bedenklich ausbildete. Eine Stellung an der neugegründeten „Schwäbischen Zeitung" in Stuttgart hielt L. 1864 nur vorübergehend inne, um gleich im nächsten Jahre nach München zurückzukehren, zunächst sehr abgezogen dem Studium der Alten und dem dadurch angeregten poetischen Schaffen zugekehrt. Während des preußisch-österreichischen und des deutsch-französischen Krieges wurde er natürlicher Weise nochmals veranlaßt den öffentlichen Zuständen in Deutschland eifrigere Aufmerksamkeit zuzuwenden, griff aber gleichwohl nicht mehr in die publizistische Thätigkeit ein.

Wir sehen mit Bangen dem schließlichen Schicksale dieses eminenten Talentes und seinen zum starken Theil entweder gar nicht gedruckten oder dann weit zerstreut liegenden und nie gesammelten Arbeiten entgegen; Vieles, nur mit Bleistift niedergeworfen, liegt noch in seiner Mappe. Diese Sachen müßten ins Reine geschrieben, gesichtet, zusammengestellt und, wo nöthig, durchcorrigirt werden. Ob der Autor je Zeit und Stimmung zu dieser Arbeit finde, steht zu bezweifeln. Es hängt das wesentlich von seinen Gesundheitsverhältnissen ab, die sich in

letzten Zeiten so ungünstig gestaltet haben, daß er oft Wochen lang arbeitsunfähig und kaum im Stande war, die nothwendigsten Existenzmittel zu erwerben. Gänzliche oder wenigstens relative Heilung seiner Lungenkrankheit in der Weise, daß ihre Fortentwicklung gehemmt würde, wäre nach dem Urtheile sachkundiger Aerzte nur von einem längern Aufenthalt im Süden, namentlich in Egypten, zu hoffen. Zur Zeit, da wir das Vorliegende niederschreiben, sind die Versuche, einen solchen zu ermöglichen, noch erfolglos.

Der Verfasser vorliegenden Bandes schätzt sich glücklich, durch die Güte des Dichters selbst, der sonst bis dahin constant alle Aufforderungen zu Mittheilungen biographisch-literarischen Inhaltes ablehnte, die ersten und einzigen ausreichenden Angaben über diese interessante Laufbahn in Händen zu haben. Wir können uns bei diesem Anlaß nicht die gemüthliche Befriedigung versagen, einer kurzen Jugendfreundschaft mit dem eben so edel als bedeutend angelegten Manne zu gedenken; kurz, weil das Schicksal uns bald in weite Fernen aus einander warf.

Zu Leuthold's Werken.

Die ersten Schöpfungen L's. führen uns zurück in die Zeit seines Aufenthalts auf südfranzösisch-italienischem Boden Damals entstanden jene Uebersetzungen aus dem Französischen, von denen nur ein Theil in die seither mit Emanuel Geibel herausgegebenen „Fünf Bücher französischer Lyrik" aufgenommen worden ist; verschiedene Uebertragungen aus dem Italienischen; zahlreiche eigne — vorzugsweise lyrische — Gedichte, fast alle aus Genua und von der Riviera und meist noch ungedruckt. Was jene „Fünf Bücher" betrifft, so rührt die Arbeit, was Auswahl und Uebertragung der einzelnen Nummern betrifft, zum stärksten Theile von Leuthold her.

Unter dem Einflusse des später energisch wieder aufgegriffenen Studiums der Alten sind im Winter 1865—66 entstanden die zwei epischen Dichtungen

Penthesilea und

Hannibal.

Die beiden großen Kriege und ihre politischen Folgen riefen einer Reihe meist ungedruckt gebliebener Gedichte als Ausdruck einerseits begeistert sympathischer Stimmung, anderseits aber auch der Verbitterung über allerlei Kleinlichkeiten und Ungerechtigkeiten, die den großen Ereignissen zur Seite liefen. Es sind: ein rhapsodisches Gedicht „Winkelried", verschiedene liederartige lyrische Erzeugnisse und eine größere Anzahl sapphischer und alkäischer Oden politischen Inhalts, dazu eine Fülle von Distichen, Epigrammen und Zeitgedichten, in welchen der polemisch-epigrammatische Ton anschlägt.

Unter dem Vorrath an noch ungedruckten poetischen Erzeugnissen

hat der Autor außer einigen größern Arbeiten, welche durch die Ungunst der Verhältnisse Fragment geblieben sind, zum Theil gesammelt und druckfertig, zum Theil noch zerstreut und der retouche bedürftig im Pulte liegen: das epische Gedicht „Penthesilea", den Rhapsodiencyclus „Hannibal", das rhapsodische Gedicht „Winkelried"; an lyrischen Gedichten — je nach mehr oder weniger strenger Wahl — einen größern oder zwei kleinere Bände, ferner ein Bändchen Oden, Epigramme und Zeitgedichte, endlich eine größere Anzahl freier Nachbildungen und Uebertragungen aus alten und neuen Sprachen.

Außer jenen „Fünf Büchern franz. Lyrik" hat L. überhaupt noch keine besondere Sammlung herausgegeben, wohl aber sind eine große Anzahl zerstreuter Gedichte in Zeitschriften, Album's, Almanachen und Anthologien zu finden

Prosaarbeiten. Eine sehr starke Zahl größerer politischer Aufsätze und Leitartitel über wichtige Zeitfragen, Abhandlungen über hervorragende Erscheinungen der neuern deutschen und französischen Literatur, kritische Erörterungen, Biographien und Essays über einzelne Vertreter der romantischen Schule in Frankreich, Bücherbesprechungen, literarische, Theater- und Kunstkritiken ꝛc.

Dazu kommen Vorarbeiten zu einer Geschichte Genuas, begonnen während des zweijährigen Aufenthaltes in dieser Stadt unter Benutzung der dortigen Bibliotheken und Archive und besonders zuverlässiger Privatquellen.

Eine Sammlung oder Auswahl hat der Verfasser trotz wiederholter Aufforderung nicht veranstaltet, zum Theil aus übertrieben bescheidenem Bedenken über den Werth dieser Einzelarbeiten. L. hat überhaupt das seltene Verdienst mit seinen Publikationen sehr rückhaltend zu sein und das Publikum ja nicht mit unreifen oder unfertigen Erzeugnissen zu behelligen.

L's. poetische Arbeiten sind durchweg aus Bedürfniß und Neigung entstanden, nie aber aus dem Verlangen dieselben drucken zu lassen. Daher auch die oberwähnte Zurückhaltung, ein Gefühl der Delikatesse, das er entschieden zu weit getrieben hat, da ganz gewiß die weitaus überwiegende Zahl seiner dichterischen Erzeugnisse eigenartiger und werthvoller sind als die Durchschnittsleistungen unsrer modernen Eintagspoeten. L. hat die bei Fachgenossen leider! so gewöhnlich gewordenen kleinen Mittel sich vielgenannt und volksthümlich zu machen beharrlich verschmäht, alles Reklamenwesen vermieden und namentlich seit vielen Jahren die öftern Aufforderungen zu poetischen Beiträgen für Zeitschriften und Sammelwerke, zur Einsendung von Selbstbiographien ꝛc. beharrlich abgelehnt. Es ist die rechte spartane Dichterkraft, die in ihm waltete, wenn er z. B. unter den packendsten und fast wörtlich in seinem Gedächtnisse

haften gebliebenen Stellen der Ilias an die Schöpfung der „Pentheſilea“ ging und von dieſer Dichterarbeit behaupten darf, daß ſie für ihn ganz Genuß war und ihn (wie keine andere) gewiſſermaßen in einem fortwährenden poetiſchen Rauſche hielt. Das Gebiet der Novelle und der ſogen. Unterhaltungsliteratur hat L. nie betreten, nicht weil er ſich etwa keine Fähigkeit zugetraut hätte, ſondern weil nach ſeiner Anſchauung dieſe Gattung der Schriftſtellerei (mit wenigen rühmlichen Ausnahmen) am meiſten zum Verfall der Literatur, zum Dilettantismus und jener Verflachung des Geſchmacks beigetragen, welche unſre Zeit kennzeichnet, und gegen welche er redlich und mannhaft angekämpft hat, ſo lang er die Feder führte. Dagegen entwickelte ſich ſchon früh in München ſeine kritiſche Anlage in unverhältnißmäßig raſcher und — wie er ſchließt — ſeiner rein produktiven Thätigkeit nachtheiliger Weiſe, was übrigens mit den Lebensverhältniſſen und dem Bildungsgange genau zuſammenhängt. Entſprechend der oberwähnten Anſchauung war er in den vom Momente gebotenen Leiſtungen vorwiegend kritiſch thätig, wie ſehr auch dieſes Fach in jeder Beziehung undankbar und namentlich nach ſeiten des materiellen Erfolges weit weniger ergiebig iſt, als die ſeichteſte Unterhaltungsſchriftſtellerei. Das ganze geiſtige Streben und Arbeiten wendete ſich — vielleicht im Widerſpruch mit der urſprünglichen Begabung, ſicher gegen die eigne Neigung — vorzugsweiſe der kritiſchen Richtung zu.

Zu einzelnen Erzeugniſſen:

Die Uebertragungen aus der franz. Lyrik haben bei allen kritiſchen Stimmen von Beruf einmüthige und beſtbegründete Anerkennung gefunden; die Eleganz der Form und Meiſterſchaft der Sprache, die feine dichteriſche Intuition, welche unbeſchadet der Treue gegen das Original der frei ſchaffenden Phantaſie und dem Gemüthsausdrucke vollen Raum gibt, erheben dieſe Uebertragungen nicht gewöhnlicher Art zum Werthe von Originalſchöpfungen.

Zum Lieblingsgedichte „Pentheſilea“ ſtellt ſich der Autor wie folgt: Er nahm die von mehreren ältern und neuern Dichtern — beſonders ausführlich von Quintus von Smyrna — behandelte Sage von der Amazonenkönigin in ſehr freie und ſelbſtändige Behandlung, wählte durchaus moderne Form mit gereimten Verſen und Strophenbau, hielt ſich aber, was Bilder, Ort und Zeit betrifft, mit möglichſtem Ausſchluſſe der mythologiſchen Ausführungen rückhaltlos an Homer.

L. iſt in Wahrheit ein Dichter von der Muſe Gnaden, von jeher nach dem Höchſten und Reinſten auf dieſem Felde greifend. Wenn die poetiſche Weihe über ihn kommt, arbeitet er eben ſo leicht als ſchwungvoll. Die elegante Vollendung der Form, getragen vom feinſten Gefühl für alles Schöne geht bei ihm in's Ausgeſuchte, und die anmuthsvolle Sprache, derjenigen E. Geibels verwandt, entfaltet zuweilen bezaubernde

Weichheit, ohne aber der Kraft zu entbehren. Bilder und ſpannende Gemälde, die er vor uns abrollt, umfangen uns mit ganz eigenem Reize, ſie ſpinnen uns ein wie Wellengeſäuſel am Meeresſtrand (man vergleiche die folgende Stelle aus „Hannibal“) Er faßt ſein Objekt mit innerlichſter Intimität des Verſtändniſſes, und eine reiche Phantaſie trägt ihn in jene idealen Höhen, die ſich nur den wenigen auserleſenen Geiſtern erſchließen. Uns ſcheint, es liege in dieſem Geiſtesweſen etwas Südliches, als wäre ſeine innere Naturbeſtimmung geweſen an der Reinheit helleniſchen Himmels ſich zu erſchließen.

L. iſt eine eben ſo feinſinnige als feinfühlige Natur.

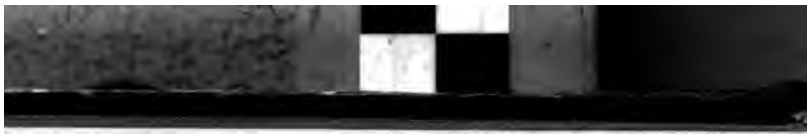
## Aus „Hannibal“.

### Vor Capua.

Hinzog an rauhen Küſten
Längs dem Tyrrbrenermeer —
Schwelgend in allen Lüſten —
Das ſiegberauſchte Heer.
Es ſtieß auf fette Weide
Und Freunde allerwärts;
Es ruhte in der Scheide
Die Schneide
Des ſattgewordnen Schwerts.

Nun trat mit den Karthagern
Auch Capua in Bund; . . .
Die wilden Horden lagern
Im waſſerreichen Grund;
Sie ſtecken ab die Räume
Für Führer, Heer und Troß,
Sie hängen an die Bäume
Die Zäume,
Den Schild und das Geſchoß.

Hier fördern ſie mit Beilen
Das Werk des Hüttenbau's,
Dort ſpannen ſie an Seilen
Geſtreiftes Zelttuch aus;





Hier graben ſie die Schanzen
Zum Schutz vor Ueberfall;
Sie fegen Schwert und Lanzen,
Und pflanzen
Heerzeichen auf den Wall.

Die Lämmerheerden blöcken,
In engen Pferch gebannt;
Es ſcharren an den Pflöcken
Kameel und Elephant;
Es weiden rings die Stuten
Im hohen Ufergras; . . .
An des Bulturnus Fluten,
Da ruhten
Die Völker Afrika's.

Auf Pardelfellen kauernd,
Um's Haupt den Purpurbund,
Mit Blicken falſch und lauernd,
Mit wulſtig-rohem Mund,
Mit dunkelbärtigen Wangen,
Mit Stirnen flach und eng,
Den braunen Arm umfangen
Von Spangen,
Im Ohr Metallgehäng . . .

So lagerten, von Narben
Entſtellt aus mancher Schlacht,
Vor Zelten zebrafarben,
In niegeſeh'ner Tracht,
Mit eh'rnem Panzerſchuppen,
Mit buntem Schlangenhemd,
In maleriſchen Gruppen
Die Truppen —
Ein Anblick wild und fremd.

Sie löſen die Sandalen
Vom wegemüden Fuß;
In goldgetrieb'nen Schaalen
Schäumt Wein von Syrakus;

Es rollt auf Römerſchilden
Der Würfel . . . und vom Duft
Der Roſen in den milden
Gefilden
Campagnien's troſ die Luft.

Getreide, Oel, Getränke,
Thunfiſche aus dem Meer,
Und ſelt'ne Gaſtgeſchenke
Schickt Capua dem Heer,
Und, auf dem Haupt Amphoren,
Mit Leibern ſchlank und braun,
Im Tanzſchritt nah'n, wie Horen,
Den Thoren
Des Lagers ſchöne Frau'n.

Als hielten Mars in Lauben
Der Kypris Arme feſt,
Als bauten ihre Tauben
In ſeinem Helm das Neſt,
So ſchwieg des Krieges Schrecken . . .
Zuweilen nur gelind
Schlugen in Myrthenhecken
Die Becken
Und Waffen an im Wind.

## Aus „Penthesilea".

### Kassandra.

(Die Frauen von Troja, von den kriegeriſchen Erfolgen der Penthesilea ermuthigt, verſehen ſich, in Abweſenheit ihrer Gatten und Väter, mit Waffen und wollen ſich ebenfalls am Kampfe betheiligen. Die weiſe Theano warnt ſie, und mitten im Freudentaumel, den der Wahn des Siegs erzeugt, tritt Kaſſandra auf.)

Und Viele, im Wahn, daß die Feinde beſiegt,
Mit Liebreiz umgürtet, in Anmuth gewiegt
Umſchwärmten den Kranz
Der iliſchen Zinnen mit Reigen und Tanz.

Die Sinne betäubt der balſamiſche Duft
Der Narden; berauſchend durchzittert die Luft
Der Flöten Getön
Und Cymbeln . . . Doch langſam von Pergamo's Höh'n

Herabſteigt, — den blendenden Nacken umrauſcht
Vom Haar, dem gelösten, in Falten gebauſcht
Das lange Gewand —
Den lorbeerumwundenen Stab in der Hand,

Und unter die Schaar, die im Reigengeſang
Aufjauchzte . . . . erhaben in Haltung und Gang,
Tieffeierlich tritt
Kaſſandra mit langſam gemeſſenem Schritt.

Aufſtöhnt ſie: „Weh euch, mit Erinnyen ſchlingt
Ihr feſtlich den Reih'n, vom Verderben umringt;
Ihr jubelt und lärmt,
So nah' ſchon von Keren des Todes umſchwärmt!“

Verſtummt war die Menge; ſie horchte geſpannt,
Vom Blick des ſtarroffenen Auges gebannt,
Das niemals ſich ſchloß
Und niemals die Gabe des Schlafes genoß.

Und wieder in zuckendem Schmerze bewegt
Der blühende Mund ſich, vom Gotte erregt . . .
Und weitum erſcholl
Der Seherin Stimme tieftönend und voll:

„Einſt wird, wenn die Saat des Verderbens gereift,
Die göttergegründete Troja geſchleift,
Verwüſtet der Grund,
D'rauf Aſia's mächtige Heerſcherin ſtund.

„Dann liegen die Gärten verödet und welk,
Die prangenden Gaſſen bedeckt vom Gebälk
Und Porphyrgeſims
Der Hofburg, ein Werk des achäiſchen Grimms.

„Die Urnen erbrochen, die Aſche verweht,
Die Tempel in Schutt und das heil'ge Geräth
Den Feinden ein Raub,
Der Götter Altäre entweiht und in Staub.

„Die Brunnen vertrocknen, die Quelle verſiegt;
Wo ſcheu an die Mutter der Säugling ſich ſchmiegt,
Da reißt ihn der Mord
Von Brüſten, die jählings im Kummer verdorrt.

„Hohläugiger Hunger, Raub, Elend und Noth
Umſchleichen die Trümmer; vertilgt ſind und todt
Die Tapfern des Heer's,
Die Knaben und Frau'n eine Beute des Speer's.

„Taghell ſind die Nächte, wenn Meerflut und Land
Im Umkreis beleuchtend der doriſche Brand
Die Giebel umleckt
Und weithin die aſiſchen Völker erſchreckt.

„Rothaufſtrahlt der quellige Ida umher;
Die thrakiſche Samos wirft fern über's Meer
Den Abglanz der Glut,
Ein rieſiger Leuchtthurm dem Segler der Flut.

„Dann gellt um verſinkendes Tempelgeſäul
Der Schrei der Verzweiflung, das Jammergeheul,
Das nimmer den Tag
Fluchwürdiger Knechtſchaft zu wenden vermag.

„Wohl Jedem, dem dann die lethäiſche Flut
Zu trinken vergönnt iſt, den, eh' er das Gut
Der Freiheit verlor
Mitleidig die Moira zum Opfer erkor!

„Wohl Jedem, dem, eh' ihn entehrte das Joch,
Die marmornen Trümmer, die ſtürzenden, noch
Ein Grab im Bereich
Der Heimat gewährt . . . und ein Grabmal zugleich!

„Denn Mancher erleidet mit Sklavengeduld
Noch grau'nvolle Sühne für Anderer Schuld
Und endet zuletzt
Durch Frevel, vor denen das Herz sich entsetzt.

„Es schleppen, bis lauernder Mord sie erlöst,
Selbst fürstliche Frauen, vom Purpur entblößt,
Die Ketten der Schmach
Durch endlose Gräuel den Danaern nach.

„So wird, wenn die Saat des Verderbens gereift,
Vertilgt dies Geschlecht und sein Wohnsitz geschleift;
Es schwindet vom Raum
Der nährenden Erde hinweg wie ein Traum.

„Und wenn einst der Sänger, vom Gotte beseelt,
Den spätern Geschlechtern ihr Schicksal erzählt,
Dann zweifelt sogar
Die Nachwelt daran, daß einst Ilios war.

„Es war! . . . doch die Stätte, vom Ruhme verwaist,
Umspinnt einst die Sage nur; einsam umkreist
Das öde Gestein
Der Fittig wehklagender Trauer allein."

So sprach, vom thymbräischen Gotte erfüllt
Den Geist, dem der Schleier der Zukunft enthüllt,
Kassandra . . . und jäh
Erschüttert den Aether ihr dreifaches: „Weh!"

Und feierlich — langsam, wie in sich gekehrt
Den Blick, der noch eben vom Gotte verklärt,
Wie müde, das Amt
Zu üben, zu dem sie das Schicksal verdammt,

Durchschritt den verstummten bacchantischen Schwarm,
Gemessenen Schrittes, das Antlitz voll Harm,
Die Priesterin sacht,
Gesloh'n von den Frau'n, von der Menge verlacht,

Und lang noch ertönten Gelächter und Droh'n
Und Stimmen des Mitleids und wiehernder Hohn,
Als ſchon die Geſtalt
Der Seherin ſchwand und ihr Wehruf verhallt.

## Am Meere.

Der Hauch, der die ſchäumende
Meerflut bewegt,
O wie er das träumende
Herz mir bewegt!
Es wälzen ſich Hügel
Von Wogen daher;
O wüchſen mir Flügel,
Ich flög' über Meer.

Zuerſt durch ſolch toſendes
Branden der Flut
Hört' ich dein liebkoſendes
„Biſt du mir gut?"
Und denk ich der Zeiten,
So fühl' ich gerührt
Die klagendſten Saiten
Der Seele berührt.

Schon glüh'n über'm dunkelnden
Ufer entfacht,
Hoch oben die funkelnden
Leuchten der Nacht;
Dort ſtrahlt im Gewimmel
Der glänzendſte Stern . . .
Doch du und der Himmel,
Wie ſeid ihr ſo fern!

## Sonette.

(Aus einem größern Sonetten-Cyclus „Genua".)

I.

### Das alte Genua.

Als einſt zum Sturm Jeruſalems der Glaube
Europa wappnete, da war dein Sohn,
Der Sarazenen Schreck, ein Führer ſchon
Dem frommen Ritter mit der Eiſenhaube.

Doch ſpäter, unermeßlich reich vom Raube,
Den Franken ſprachſt du, ſprachſt Venedig Hohn,
Dem Griechenkaiſer gabſt du ſeinen Thron,
Und Piſa lag durch deine Hand im Staube.

Du herrſchteſt über die Tyrrhenerflut,
Im Oſten blühten deine Colonien,
Chios und Cypern zalten dir Tribut.

Was du auch unternommen, war gediehen;
Und ſtrahlend, im Geleit von Macht und Gut,
Sahſt du den Ruhm durch goldne Thore ziehen.

II.

Gern mag ich, wenn ſie Abends ſich beleben,
Die Strada nova hin und Balbi ſchreiten,
Wo, wie ein Lenz der Kunſt, auf beiden Seiten
Die prunkenden Paläſte ſich erheben.

Und gerne laß' ich euch vorüberſchweben
Im Glanze längſterblichner Herrlichkeiten,
Ihr ſtolzen Nobili der alten Zeiten,
Und euer üppig reichbewegtes Leben.

Hier wehten Perlenfächer, gold'ne Schleppen
Durchrauſchten dieſe pompgeſchmückten Säle,
Und Fürſten harrten auf den Marmortreppen;

Indeſſen trugen keuchende Kameele
Euch Aſien's Reichthum her durch ferne Steppen,
Und auf dem Mittelmeer gabt ihr Befehle.

## Ständchen.

(Von der Riviera.)

Schweigen rings; im Garten der Villa plaudert
Nur der Springquell; zwiſchen verſchlafenen Büſchen
Lauſchen Marmorgötter, und überm Meere
Zittert das Mondlicht.

Reiz und Anmuth theilen allein dein heimlich
Lager nun, und über den blendendweißen
Nacken ſtromfallähnlich ergießt dein dunkel
Flutendes Haar ſich.

Schlaf umfängt dein zauberverbreitend Antlitz,
Deiner Glieder griechiſch geformten Bau nun,
Und in's Herz dir träufelt der holde Traumgott
Sanftes Vergeſſen.

## Im Süden.

Was Großes hier dem Geiſt gelang zu bauen,
Und was dem Fleiße, Dauerndes zu ſtiften,
Füllt mehr als alle Weisheit trock'ner Schriften
Die Seele mir mit Muth und Selbſtvertrauen.

Doch dies gewaltige Meer, die gold'nen Auen,
Die Kunſt mit Meißel und mit Farbenſtiften,
Nichts ſtillt mein Heimweh nach den Alpentriften,
Nach all den theuren, wohlbekannten Gauen.

Im Hochland ſiehſt du dort noch ſtets die derben
Urenkel Tell's; das reiche Land der Tiefe
Bewohnt ein Volk mit blühenden Gewerben,

Ein Volk, wenn heut' das Horn von Uri rieſe,
Noch fähig, mit dem Herzblut aufzufärben
Die blaſſe Schrift der alten Freiheitsbriefe.

## Ode.

### Am Genfersee.

Wem zur Laſt geworden die Welt, er ſtreife
Hier entlang die blühenden Seegeſtade,
Daß am Zauber dieſer Natur das kranke
Herz ihm geneſe.

Ringsum wohnt ein emſiges Volk von Winzern
Freien Sinnes, glücklich und wohlgemuthet,
Denn die buſenförmigen Hügel alle
Triefen vom Segen

Gold'nen Wein's . . . Die ew'gen Alpen ſchützen
Dieſes Land, und ſüdliche Lüfte buhlen
Um die Buchten; drüben erhebt Savoyen's
Fernes Gebirg ſich

Aetherklar . . . ein lachender Himmel ſpiegelt
Sich im See; ſein leuchtendes Sonnenauge
Ruht auf dir mit ſichtlichem Wohlgefallen,
Eden der Freiheit.

### Trinklied.

Greift zum Becher und laßt das Schelten! . . .
Die Welt iſt blind . . . .
Sie frägt, was die Menſchen gelten,
Nicht was ſie ſind.

Uns aber laßt zechen . . und krönen
Mit Laubgewind
Die Stirnen Derer, die noch dem Schönen
Ergeben ſind.

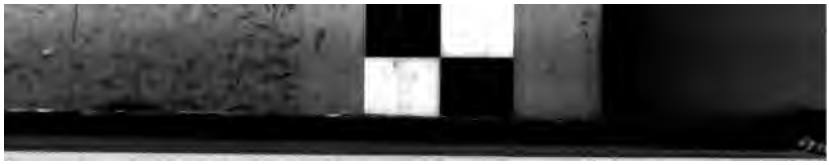
Und bei den Poſaunenſtößen,
Die eitel Wind,
Laßt uns lachen über Größen,
Die keine ſind.

## Trinklied eines fahrenden Landsknechts.

Das Land in hellen Haufen
Durchzieh'n wir wohlgemuth
Mit Balgen und mit Raufen;
Nach Beiden ſchmeckt das Saufen,
Saufen, Saufen
Uns noch ein Mal ſo gut.
Den Gang zur Kirche lenke
Der Heuchler und der Thor,
Es zieht den Weg zur Schenke
Ein frommer Landsknecht vor . . .
Schließt auf, Herr Wirth, die Küche
Und auch das Kellerthor!

Viel lieber ſind dem Zecher,
Als Kelch und als Monſtranz,
Das Huhn am Spieß, der Becher . . .
Drei Würfel ſind dem Zecher,
Zecher, Zecher
Der wahre Roſenkranz.
Kein Pfaffe macht indeſſen
Uns mit der Hölle ſchwer;
Wir leſen ſelber Meſſen
Und halten Chriſtenlehr' . . . .
Herr Wirth, noch eine Kanne,
Noch eine Kanne her!

Sprach Chriſtus nicht zum Reichen:
„Verkaufe, was du haſt;
Das ſei des Heils ein Zeichen" . . .
Ich ſelber denk' desgleichen,
Gleichen, gleichen:
„Verſaufe, was du haſt!"
Es kommt des Reichen Seele
In's Himmelreich ſo ſchwer,
Als wie ein Trupp Kameele
Durch einer Nadel Oehr' . . .
Herr Wirth, noch eine Kanne,
Noch eine Kanne her!





Im Glaubensſtreit befehden
Sich jetzt um Alt und Neu
Der Kaiſer nun die Schweden,
Indeß ich ſelbſt mich jeden,
Jeden, jeden,
Mich jeden Jahrgang's freu'.
Wenn Andre, treu dem Alten
In grimmem Lutherhaß
Zur Mutterkirche halten,
Halt' ich am Mutterfaß . . .
Herr Wirth, noch eine Kanne,
Von dieſem edlen Naß!

Beneidenswerthen Looſes
Im wohnlichen Gebiet
Des kühlen Wellenſchooſes
Blieb Pharao, als Moſes,
Moſes, Moſes
Auf's Trockene gerieth.
Wär dies Geſchick doch meines,
Und wär' das rothe Meer
Ein Meer voll rothen Weines,
Ich ſöff' es tapfer leer . . . .
Herr Wirth, noch eine Kanne,
Noch eine Kanne her!

Den Glauben muß ich ſchätzen,
Mit dem ein jedes Kind
Selbſt Berge kann verſetzen . . .
Das Wunder muß man ſchätzen,
Schätzen, ſchätzen,
Wenn es W e i n berge ſind.
O frommer Wunderglaube,
Laß wachſen mir zur Stund'
Die Kananitertraube
Wohl in den durſtigen Mund . . .
Wein her, Herr Wirth, die Kanne
Iſt leer bis auf den Grund!

## Den Kindern des Glücks.

Euch wog, ihr Sonntagskinder, die Gunst des Glücks
Mit Titeln, Gold und Orden die Lieder auf;
Und sorgenlos in voller, schöner Muße,
Könnt ihr wie Priester den Musen dienen.

Mir aber waren früh die Gedanken wohl,
Doch nie die tagwerkpflichtigen Hände frei,
Denn wenn die Rechte schlug die Saiten,
Kämpfte die Linke den Kampf um's Leben.

Und mancher Stümper wies auf die Schwielenhand,
Mit der ich spielte, daß ihn der Neid erfüllt,
Und sprach: „Wie kommt der Mann der Arbeit
Unter die Gilde der Kunstgenossen?"

Und Mancher meinte, während er selber doch
Den tiefen Ton zu treffen umsonst versucht,
Es seien undeutsch diese Weisen
Meines plebeischen Saitenspieles.

So bleibt mir denn als Lohn der Entbehrungen
Und all des Undanks, den ich mit Stolz ertrug,
Ein einzig Recht: in Haß und Liebe
Darf ich dem Zuge des Herzens folgen.

Ich achte Schönes hoch und Erhabenes
Und freu' mich jeder geistig gesunden Kraft;
Doch beug' ich mich vor keinem Hut, noch
Kronen und Kränzen um leere Stirnen.

## Auf den Tod.

(Nach Vincenzo Monti's: „Sulla Morte".)

Wer bist du, Tod? Dein denkt mit Furchtgezitter,
Wem Schuld und Feigheit das Gemüth umspannen,
Der Himmel, der allmächtige, rächend tritt er
Mit deinem Fuß den Nacken des Tyrannen;

Doch der Gebeugte, dem das Leben bitter,
Dem alle seine Hoffnungen zerrannen,
Ihm bist du ein ersehnt willkommner Schnitter,
Er lächelt, wenn du mild ihn führst von dannen.

Der Krieger brennt, entgegen dir zu eilen
Und trotzt im Kampfe deinen Schreckgewalten,
Der Weiſe harrt gelaſſen deinen Pfeilen.

Wer biſt du, Tod? . . . Ein Schatten nur, gehalten
Für gut, für böſ' wie ſich dein Bild jeweilen
Nach unſerm eig'nen Innern mag geſtalten.

## Diſtichen.

### Klaſſiſche Kunſt im Norden.

1.

Karg nur gedeiht hier der Kunſt Südfrucht; es erſetzen der Hofgunſt
Ordens ſ t e r n e dich nicht, ſtrahlende S o n n e Homer's.

2.

. . . Nicht zu verblüffen ſtrebe der Dichter; ſein höchſter Beruf ſei,
Allempfund'nem zuerſt Flügel des Wort's zu verleihn.

3.

„Bloß Volksdichter?" das heißt: was Sophokles einſt und Homer war,
Dante und Arioſt, wähnſt du, o Stümper, zu ſein?

### Neueſte Poeſie.

4.

Glückliche Zeit der Maſchinen! . . . ſogar an poetiſchem Luxus
Liefert dir billig und raſch, was du bedarfſt, die Fabrik.

### Reziprozität.

5.

„Selbſtzweck ſei ſich die Kunſt . . . die göttliche diene der Zeit nicht!"
Leider verlangt ja die Zeit auch von der göttlichen nichts.

### Politik und Poeſie.

6.

Fragen des Tages zu löſen, iſt freilich des Dichters Beruf nicht;
Aber auf Ewiges ſinnt nimmer ein knechtiſch Gemüth.

### Tendenzpoeſie.

7.

Hochverrath und Tendenz liegt ſelbſt im Getriller der Lerche;
Wendet die Schuldige doch ſingend dem Lichte ſich zu.

## Sprüche und Epigramme

1.

Die größte Unbescheidenheit
Ist der Anspruch auf Unsterblichkeit,
Die Zumuthung an die Natur,
Diese dürftige Menschenkreatur
Selbst in den mißlungensten Exemplaren
Für ewige Zeiten aufzubewahren.

### Auf einen Fürsten.

2.

Das ist ein Fürst, der das Talent
Huldvoll verschont; wem keins geworden,
Dem deckt er gnädig und decent
Die Lücke zu mit einem Orden.

3.

Die sich berufen meinen,
Die Welt zu beglücken,
Steh'n selbst nicht auf eig'nen Beinen;
Auf Stelzen geh'n die Einen,
Die Andern an Krücken.

4.

Was schiltst du immer auf die Welt,
Da Alles doch so wohl bestellt:
Dem Einen ward Tugend, dem Andern Wissen,
Dem großen Haufen das Gewissen,
Und wer nicht achtet auf diese drei,
Der verfällt der himmlischen Polizei.

5.

Ist wirklich die Welt so schadenfroh,
Wie du sie schilderst in großen Zügen,
Was ärgerst du ihretwegen dich so
Und machst ihr dadurch so viel Vergnügen?

6.

Verzicht' auf Dank und thu' im Stillen
Das Gute um des Guten willen!

7.

Den eig'nen Frieden dir nicht zu stören
Und stets in der Achtung der Menschen zu sein,
Habe den Muth, die Wahrheit zu hören,
Und die Klugheit, sie zu verschweigen.

8.

Ein Grund nur findet sich, einer,
Bei Menschen auszuharren:
Die Zahl der Verbrecher ist kleiner,
Als die der Narren.

9.

## Auf einen Volksrepräsentanten.

Du hast einen vielzugeschmeidigen Rücken,
Mein Freund, um die Menschheit zu beglücken;
Die Zeit will Männer, die sich erheben,
Nicht solche, die sich mit Anstand bücken.

10.

Nun hat er endlich doch den Orden,
Ist Ordinarius sogar . . .
Und ist dadurch nicht feiner worden,
Noch ordinärer, als er war.

11.

## Dichterloos.

Uns blüht im Leben mancher Trost,
Unser Loos ist zu beneiden;
Von Frau'n und Verlegern wird man liebkost,
Und dann — verkauft von Beiden.

## Der Waldsee.

Wie bist du schön, du tiefer, blauer See,
Es zagt der laue West, dich anzuhauchen,
Und nur der Wasserlilie reiner Schnee
Wagt schüchtern aus der stillen Flut zu tauchen.

Hier wirft kein Fiſcher ſeine Angelſchnur!
Kein Nachen wird auf deinem Spiegel gleiten!
Wie Chorgeſang der feiernden Natur
Rauſcht nur der Wald in dieſen Einſamkeiten!

Wildroſen ſtreu'n dir ihren Weihrauch aus
Und würzige Tannen, die dich rings umragen,
Und die wie Säulen eines Tempelbaus
Das wolkenloſe Blau des Himmels tragen.

Einſt kannt' ich eine Seele, ernſt, voll Ruh,
Die ſich der Welt verſchloß mit ſieben Siegeln,
Die, rein und tief, geſchaffen ſchien wie du,
Nur um den Himmel in ſich abzuſpiegeln.

## Waldeinſamkeit.

Deine ſüßen, ſüßen Schauer,
O Waldesruh,
In meine Seele hauche
Und träufle du!
Laß mich träumen die Träume
Der Jugendzeit!
O Frieden, o Ruh', komm über mich!
Wie lieb ich dich, lieb ich dich,
Waldeinſamkeit!

Märzveilchen blühen, es treibt in den Bäumen,
Der Frühling kam;
Es zwitſchern die Vögel, die Wipfel rauſchen
So wunderſam;
O Schöpfungsodem, der die Bruſt mir
Bezaubert und feyt,
O Frieden, o Ruh', komm über mich!
Wie lieb ich dich, lieb ich dich,
Waldeinſamkeit!

Feierlich ſonntägliche Stille
Und Frühlingszeit;
Kein Laut, keine Seele
Weit und breit!

Nur ein leiſer, leiſer Kummer
Iſt mein Geleit —
O Frieden, o Ruh', komm' über mich;
Wie lieb ich dich, lieb ich dich,
Waldeinſamkeit!

## Liederfrühling.

Der Lenz iſt da,
Und fern und nah
Gibt's neue Weiſen und Lieder;
Wie einſt Merlin,
So lauſch' ich hin,
Und Alles ſchreib' ich nieder.

Hoch in der Luft
Was die Lerche ruft,
Was die Droſſel klagt im Hollunder,
Was den Roſen all
Flötet die Nachtigall,
Die lieblichſten Sagen und Wunder.

Was die Schlange klug
Ihre Kinder frug,
Die im Sonnenlichte ſchillern,
Was Hänfling und Fink
Im Fluge flink
Einander zwitſchern und trillern.

Was die Vögel gewußt,
Die voll Wanderluſt
Aus dem Süden erſt gekommen,
Was im Walde tief
An Märchen ſchlief,
Hab' Alles, Alles vernommen!

Hab' es abgelauſcht,
Was lenzberauſcht
Die Glockenblumen läuten; —
Lieder und Melodien
Wie Merlin
Kann ich ſie deuten.

## Tigurisches Volkslied.

Mein Liebſter keck iſt ein Matroſ',
Er kämpft mit Wind und Waſſerhoſ'
Und knüpft, was unſre Herzen band,
Gleich ſeinem Schiffstau los.

Ich zöge gern mit Herz und Hand
Das flüchtige Schiff zurück zum Strand,
Doch meine Sehnſucht treibt es nur;
Es flieht ſchon weit vom Land.

Mein Liebſter ſpannt das Segel quer;
Wie rauſcht ſein Kiel durch's wilde Meer!
Ich weiß nicht, bringt ihn wiederum
Ein guter Wind mir her.

Was baut' ich auch, ein thöricht Kind,
Auf Häuſer, die entführt der Wind;
Nun wein' ich mir die Wangen blaß
Und meine Augen blind.

Mein Liebſter ſteuert mittagwärts,
Die Flut empfindet nicht den Schmerz;
Er führt ſo kräft'gen Ruderſchlag,
Und Jeder trifft mein Herz.

Schlag' er das Meer nur immerhin,
Das treulos iſt und falſch von Sinn;
Doch warum ſchlägt er auch dies Herz,
Das nichts geliebt als ihn!

## Auf hoher See.

Ein unſichtbares Ungethüm
Herblies der Miſtral ſchneidend ſcharf,
Der Schaum und Flut mit Ungeſtüm
An Corſika's Geſtade warf.
In dunkeln Wirbeln ſchnob der Dampf
Ohnmächtig brauſend aus dem Schlot;
Das eine Rad war außer Kampf,
Und auf der Seite lag das Boot.

Das war ein namenloſer Schreck,
Ein Fluchen, Klagen und Geſchrei!
Ich aber ſtand auf dem Verdeck
Und bot die Bruſt dem Sturme frei.
Das Leben gibt — fühlt' ich zur Stund —
Mein zahlungsfähig Ich nicht hin,
So lang ich für ſo manches Pfund
Saumſelig noch ſein Schuldner bin.

## Das Mädchen von Nerco.

Dort ſtand die herrliche Geſtalt am Strand;
Dem Schleier gleich, der Land und Meer umwob,
War der Bizotto, der ſie leicht umwand,
Ein Duftgewand,
Das kecken Spiels die Tramontana hob.

Hinzog ein Schiff. Ein Jüngling ſtand am Maſt,
Er jubelte und ſchaute kaum zurück;
Es ſchien, als fühlt' er ſich erleichtert faſt
Von einer Laſt,
Als dächt' er einzig an ein künftig Glück.

Sie aber wandte haſtig ſich, ſie kam;
Welch ſchlanker, welch harmoniſch ſchöner Leib!
Auf ihrem Antlitz miſchten wunderſam
Sich Zorn und Scham,
Halb war ſie Kind noch, halb ſchon blühend Weib.

Fern trieb ſein Schiff. Vor ſeinem Auge ſtand
Die reiche Welt, ein täuſchend Farbenſpiel.
Indeß hier eine Perl' aus ſeiner Hand
Ihm in den Sand,
Vielleicht die einzige ſeines Lebens, fiel.

Es dunkelte; die Brandung jauchzte wild.
Am fremden Strande ſchritt ich ſinnend hin;
Mein trotziger Sinn ward weich geſtimmt und mild
Von dieſem Bild;
Mir war's, mein eigen Leben ſäh' ich d'rin.

## Die Kunst.

Geſegnet biſt du Kunſt, du kannſt das Sinnen,
Das ſchöpf'riſche des Weltengeiſts belauſchen,
Die großen Völkerſtröme hörſt du rauſchen
Und hörſt den Quell im Einzelherzen rinnen.

Doch wie des Menſchen Daſein und Beginnen
Ein kurzes Träumen, Hoffen, Sichberauſchen,
So muß in ewigem Vergeh'n und Tauſchen
Das Größte ſelbſt, das Herrlichſte von hinnen.

Du aber mit melodiſchen Gewalten
Vermagſt in Maß und Wort, in Farb' und Tönen
Vergang'nes neu und dauernd zu geſtalten.

Geſegnet biſt du, Prieſterhand des Schönen!
Dir gab ein Gott, das Flüchtige feſtzuhalten,
Und mit dem Tod das Leben zu verſöhnen.

## An einem Grabe.

Dem Armen, der gebeugt vom Jammer,
Dem Reichen in der gold'nen Kammer,
Uns allen naht der Tod und ſchwingt
Den Hammer,
Und was im Herzen klagt und ſingt
Verklingt.

Was Großes auch der Menſch empfinde,
Was er erſtrebe, was er finde,
Sein Thun und Denken ſind nur Rauch
Im Winde; —
Der höchſte Ruhm, was iſt er auch?
Ein Hauch!

Will ich damit den Schmerz vergleichen,
Die Noth, der Hoffnung früh Verbleichen,
Fühl' ich den Muth zum Leben faſt
Entweichen;
Dann wünſch' ich oft von ſo viel Laſt
Mir Raſt.

Wohl dem, der mit den Spielgenoſſen,
Den Roſen, deren Duft zerfloſſen,
Sobald der Lenz das Augenlid
Geſchloſſen,
Im erſten Kuß, beim erſten Lied
Verſchied!

## Entsagung.

Faſt ward mit jedem Tag, den ich erlebte,
Ein Wunſch ein Hoffen von mir abgetrennt;
Die Seele, die melodiſch einſt erbebte,
Ward ein verſtimmt entſaitet Inſtrument.
Doch wie der Gram, mein täglicher Begleiter,
Mir auch die Stirn geſurcht mit ſeinem Pflug,
Ich ſchau zurück, ein Mann, und lächle heiter,
Verlangend Herz, ſei du dir ſelbſt genug!

Zwar iſt es nicht das Land der Hottentotten,
Wo einſt die Wiege meiner Jugend ſtand,
Doch theilnahmloſer faſt als jene Rotten
Empfing mich mein gefeiert Vaterland.
Und dennoch hemm' ich nicht das heiße Lodern
Der Bruſt, die immer für die Heimath ſchlug;
Gib ihr, doch lerne Nichts von ihr zu fodern!
Verlangend Herz, ſei du dir ſelbſt genug!

O Ruhm! Wie lange hab' ich ohn' Ermatten
All meine Sinne nur auf dich gewandt!
Das volle Leben tauſcht' ich an den Schatten,
Den ich als weſenlos zu ſpät erkannt,
Wen e i n mal nur allmächt'gen Flügelſchlages
Die Weihe des Geſangs nach Oben trug.
Der kann verſchmähn die Kränze eines Tages,
Verlangend Herz, ſei du dir ſelbſt genug!

Die Liebe, die mich früh ſchon angezogen
Mit allem Zauber, dieſe Schmeichlerin,
Sie hat mich um mein beſtes Selbſt betrogen,
Und meine ſchönſte Jugend nahm ſie hin.

Doch Kenntniß auch vom innerſten Gemüthe
Verlieh mir dieſer liebliche Betrug;
Mir blieb die Frucht, fahr hin, du welke Blüthe!
Verlangend Herz, ſei du dir ſelbſt genug!

Wo iſt das Glück? Mir ward es nie beſchieden,
Und nie hab' ich gebuhlt um ſeinen Kuß,
Und nie gekannt die Weisheit, die zufrieden
Mit träger Ruh und flüchtigem Genuß.
Sie klebt am Stoff, mir aber wurden Schwingen,
Ihr ward die Luſt am Daſein, mir ein Zug
Des Geiſtes, der einſt Odem gab den Dingen —
Verlangend Herz, ſei du dir ſelbſt genug!

Sei mir auf's Neu', o Einſamkeit, willkommen!
Du zogſt mich groß; durch dich ward ich geſund.
Der Trieb zum Höchſten blieb mir unbenommen,
In deinen Armen wuchern ſoll dies Pfund.
Weit werf' ich weg das klagende Erinnern
An eine Welt, die mir nur Wunden ſchlug:
Trag' ich nicht ſelber eine Welt im Innern?
Verlangend Herz, ſei du dir ſelbſt genug!

## Aus „Fünf Bücher franzöſiſcher Lyrik".

### Die Zigeuner.

(Béranger.)

Wahrſager, Gaukler, Gauner ihr!
Landesplage,
Trüber Reſt verſcholl'ner Tage,
Wahrſager, Gaukler, Gauner ihr!
Zigeuner, ſagt, woher kommt ihr?

Wir wiſſen nicht, woher wir ſind;
Sagt, wo waren
Winters eure Schwalbenſchaaren?
Wir wiſſen nicht, woher wir ſind,
Wir gehn und kommen wie der Wind.

Gesetzlos, heimath-, herrenlos
Zum Beneiden
Leben wir in Wald und Heiden:
Gesetzlos, heimath-, herrenlos,
So fällt das Glück uns in den Schooß.

Geboren ohne Polizei,
Weiß der Hause
Nichts von Kirche noch von Taufe,
Geboren ohne Polizei
Bei Cymbelklang und Beckenschrei.

Und haben wir das Ei gesprengt,
Welch Vergnügen!
Stehlen, hexen und betrügen!
Und haben wir das Ei gesprengt,
Hält uns kein Vorurtheil beengt.

So lang das Volk noch Wunder will,
Spuck und Zeichen,
Heil'ge, Hexen und dergleichen,
So lang das Volk noch Wunder will,
Steht unser Handwerk nimmer still.

Doch treffen wir ein gastlich Haus,
Hält die Bande
Auch das Betteln nicht für Schande:
Doch treffen wir ein gastlich Haus,
Die Hände streckt man singend aus.

Wo Gott die Vögel leben läßt,
Vor den Schergen
Der Kultur uns zu verbergen,
Wo Gott die Vögel leben läßt,
Im tiefen Wald hängt unser Nest.

Und wenn auch Nachts die Liebe zwei,
Wie sich's findet,
Blindlings an den Wagen bindet,
Und wenn auch Nachts die Liebe zwei
Unterjocht, sie bleiben frei.

Du, Eintagsphiloſoph! wirſt traun,
Von den Phraſen
Todter Bücher aufgeblaſen,
Du, Eintagsphiloſoph! wirſt traun
Nie deinen Kirchthurm überſchaun.

Doch Seh'n heißt Haben. Fern und nah
Sind uns eigen
Berg und Thal und Waldesſchweigen;
Und Seh'n heißt Haben. Fern und nah
Alles hat, wer Alles ſah.

Doch hört der Menſch von Pol zu Pol,
Ob er raſte
Unterm Stroh, ob im Palaſte,
Doch hört der Menſch von Pol zu Pol:
„Du kommſt, grüß Gott! Du ſtirbſt, leb wohl!“

Und ſterben wir, Mann oder Weib,
Greis und Knaben,
Möge Gott die Seele haben,
Und ſterben wir Mann oder Weib,
Verkaufen wir vorher den Leib.

So brauchen wir Jahr aus, Jahr ein,
Freigeboren,
Nie durch ein Geſetz geſchoren,
So brauchen wir Jahr aus, Jahr ein,
Nicht Wiege, Dach, noch Todtenſchrein.

Euch aber lehrt dies leichte Blut,
Knecht und Pächter,
Ueberwachte oder Wächter,
Euch aber lehrt dies leichte Blut:
Die Freiheit iſt das höchſte Gut.

Ja, lernt von unſerm leichten Blut,
Knecht und Pächter,
Ueberwachte oder Wächter,
Ja, lernt von unſerm leichten Blut:
Die Freiheit iſt das höchſte Gut.

## Der Sklave.

(Chateaubriand.)

Jetzt, da vom Minaret die weiche Nacht der Tropen
Aufschreckend zum Gebet der strenge Derwisch ruft,
Jagt der Sahara Leu die scheuen Antilopen;
Doch meine Seele lechzt nach einer Rose Duft.
Schwarzäugig Kind des Bey, mag mich sein Aga strafen,
Wenn du musikberauscht mit meinen Locken spielst,
O Herrin, wessen Loos ist süß wie das des Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst!

An der Galeere Bord verging ich einst vor Sehnen,
Und wenn mein Ruder sonst die träge Flut getheilt,
So war es feucht vom Meer und feucht von meinen Thränen;
Nun bannt ein Zauber mich, der all mein Weh geheilt.
Nun lieb' ich Golf und Strand und Leuchtthurm über'm Hafen,
Denn daß du lauschend dich aus den Gemächern stiehlst,
Ist seine Leuchte ja ein Zeichen stets dem Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst.

Und o wie prangst du reich im Schmucke seinethalben,
Wenn dein Gefang'ner Nachts zum Harem zagend schleicht,
Wenn er, berauscht vom Duft des Ambra's und der Salben,
Aus frischen Bädern taucht, die ihm ein Nubier reicht!
Welch süß gefahrvoll Glück, wenn dann, anstatt zu schlafen,
In üpp'ger Fülle du in seine Arme fielst,
Und dir am Halsschmuck klirrt der Kettenring des Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst!

Wie dicht der Flugsand sei, ich kenne schon von ferne
Am leichten, sichern Schritt dein weißes Dromedar,
Und wenn du dann erscheinst, gleichst du dem schönsten Sterne,
Der jemals Nachts zur See ein Trost dem Schiffer war.
So labt kein Wüstenquell, den Mekkapilger trafen,
Wie wenn du durch den Flor des Schleiers nach mir schielst:
O keines Sultans Stolz gleicht dann dem Stolz des Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst!

Nun ſchwellt mir um das Land, dem grauſam ich entriſſen,
Kein Seufzer mehr die Bruſt, wie lieb es einſt mir war:
Ich kann den Jugendherd, die Mutter kann ich miſſen,
Und bringt ein Prieſter je mein Löſegeld dir dar,
O gieb mich niemals los! Was ſoll der Heimat Hafen,
Was Welt und Freiheit dem, dem du allein gefielſt! —
Mit weißem, nacktem Fuß tritt auf den Hals des Sklaven,
Dem du befiehlſt, dem du befiehlſt!

## Meine Seele weilt anderswo.

(Henri Durand.)

Den ungeſtümen Bergſtrom hört' ich rauſchen
Und ließ mich nieder auf der Raſenflur;
Ein Abend war's, ſo ganz um abzulauſchen
Ihr heimlichſtes Geheimniß der Natur;
In Gold, wie einſt, ſah ich die Alpen glimmen,
Noch brauſten Flut und Wälder ebenſo;
Doch meine fiel nicht ein in dieſe Stimmen,
Denn meine Seele weilte anderswo.

Und wieder ſaß ich, wo am trauten Herde
Der Hirte mit den Seinen pflag der Raſt;
Die Tochter mit anmuthiger Geberde
Bewirthete mit Milch den ſpäten Gaſt.
Die Zither nahm ſie, lockt' aus ihren Saiten
Ein Lied, bei dem der Abend raſch entfloh;
Doch mochte nicht mein Sang ihr Spiel begleiten,
Denn meine Seele weilte anderswo.

Am Morgen ſtieg ich zu den Felſenkuppen
Auf ſteilem Pfad, den nur der Jäger geht;
Wie ſtaunt' ich jene eisumſtarrten Gruppen
Der Gletſcher an in ihrer Majeſtät!
Im Frühlingsſchmuck ſah ich die Thäler prunken,
Die Gipfel glühn in Flammen lichterloh;
Doch blieb in tiefes Schweigen ich verſunken,
Denn meine Seele weilte anderswo.

Und doch, bei unſern Feſten, in den Kreiſen,
Wo Luſt der Jugend Schwingen leiht zum Flug,

Troff einſt mein Mund von reichen Liederweiſen,
Die weit das Echo durch die Thäler trug
Ja — einſt! Der junge Lenz, ein luſtiger Reigen,
Wald, Flut und Berge ſtimmten einſt mich froh;
Der Ernſt des Lebens aber hieß mich ſchweigen,
Und meine Seele weilt jetzt anderswo.

# Frau Meta Heußer, geb. Schweizer.

(Siehe Band II. Seite 437—441.)

Sehr namhaft als geiſtliche Liederdichterin mit etwas pietiſtiſcher Richtung.

Ihre Gedichte, zuerſt einzeln erſchienen in verſchiedenen Jahrgängen von A. Knapp's „Chriſtoterpe", ſind dann geſammelt und von eben dieſem herausgegeben worden unter dem Titel

Lieder einer Verborgenen. Leipzig, bei Otto Holtze, 1858; zweite vermehrte Auflage ebenda 1863 unter dem Namen der Dichterin und von A. Knapp bevorwortet.

Es ſind vier Abſchnitte, welche den poetiſchen Geſichtskreis der Dichterin umſchreiben: Naturanſchauungen. Inneres Leben. Mutterworte. Gelegenheitsgedichte. Dazu kommen:

Gedichte, zweite Sammlung. Ebenda, 1867.

Der Lebenslauf dieſer Frau iſt höchſt einfach und eng umgrenzt. Meta iſt den 6. April 1797 zu Hirzel im Kanton Zürich geboren, Tochter des Pfarrers daſelbſt, bei ſehr mangelhaftem Unterrichte, der ſich auf Leſen, Schreiben und Rechnen beſchränkte, aufgewachſen, durch Klopſtock und einzelne Lieder, durch's fleißige Bibelleſen und die Eindrücke der herrlichen Gebirgsnatur frühe ſchon gedrängt worden, ihren Empfindungen im Liede Ausdruck zu geben. Selten und nur auf kurze Zeit kam ſie aus ihrem Heimatdorfe heraus und verheirathete ſich da mit einem geachteten Arzte. Sie lebte noch hochbetagt in jener einſamen Berggegend, in welcher ſie als Tochter, Frau und Wittwe gewirkt hat.

Enge Kreiſe, welche nicht gerade angethan ſcheinen mochten, Geiſt und Gemüt zu weiten. Aber die Dichterin beſaß und übte die Gabe einer genauen Beobachtung der ſie umgebenden Menſchen, wurde durch ihren Vater, nachher durch den tüchtigen Gatten und zeitweiſe durch den Umgang mit einzelnen trefflichen Perſonen, endlich im Verlaufe durch die

Bekanntschaft mit den besten deutschen Dichtern in Welt und Leben eingeführt; ein größerer Horizont that sich ihr auf, ihr poetisches Talent erhielt Nahrung und Anregung.

Die Dichterin ist im Januar 1876 gestorben.

Wir acceptiren das Urtheil von Heinrich Kurz über sie, welches sagt: Meta Heußer-Schweizer ist eine der bedeutendsten Dichterinnen geistlicher Lieder; sie verbindet die größte Einfachheit mit der tiefsten und wahrsten Empfindung. Ihre Dichtungen sind der ungetrübteste Erguß ihres schönen, liebevollen Herzens; nirgends begegnet man gesuchten oder unwahren Gedanken. Wenn auch alle Lieder mild und oft selbst weich sind, auch eine gewisse pietistische Färbung nicht fehlt, so ist doch weder Krankhaftes, noch selbst Sentimentales in ihnen zu finden; vielmehr zeugen sie von dem gesunden Geist und Gefühl: sie sind der treueste Spiegel einer echt weiblichen Seele und einer echt weiblichen Kraft."

Einiges Nähere: M. H.-Schw. hat zunächst den zweifellos für ihr Geistes- und Gemütsleben bedeutenden Vorzug eine absolut harmonisch in sich abgeschlossene, mit sich und ihrem Gott einige Gestalt zu sein; für die Dichterin hat das freilich die Gefährde, und sie ist von ihr eben so wenig vermieden worden als von den andern ihres Kreises, daß die immer gleichartige Denk- und Gemütsweise, die aus ihrem eng umschriebenen Centrum nicht heraus kann, auch im Ausdrucke schließlich etwas Monotones annimmt. Wie dem übrigens sei, M. H.-Schw. ist eine der vorzüglichsten geistlichen Liederdichterinnen unsrer modernen Zeit, und vor den sonst nahe liegenden Gefahren des etwas mystischen Versenkens in Gott bewahrt sie eine individuelle Geisteskraft. Dazu kommt sorgsame Reinheit der Form und eine Sprache, die in den gelungensten dieser Lieder geradezu als gewählt zu bezeichnen ist.

Ohne allen Zweifel haben die von früher Jugend an auf Sinn und Gemüt wirkenden Eindrücke einer großartigen Gebirgsnatur in diesem Geiste die stärksten Reflexe hinterlassen, und ihnen ist eine sonst bei dieser Richtung schwer zu findende Klarheit der Anschauung zuzuschreiben; es sind weit von den besten Liedern jene, welche der geistigen Welt die Natureindrücke als Folie unterlegen. Das ist der Anschauungskreis, in den uns mit Schwung gleich das zweite ihrer Lieder einführt „Die Berge", und es ist da eine ganz feine Variation des Gedankens, daß die Berge der Gottheit heilig sind, und das in tieferem Sinne genommen, als der darin liegt, daß die verschiedensten Völker ihren Göttern die Berggipfel weihten oder diese als die eigentlichen Götterſitze erklärten. Derselbe Geist liegt anders nüancirt in „Berg Tabor". Eben so fein ist anderswo das zertretene Saatfeld als Sinnbild benutzt.

Es liegt etwas Traulich-Fesselndes, weil von fast kindlicher Naivetät und Hingebung und von dem tiefen Frieden einer gottergebenen

Das war ein namenloſer Schreck,
Ein Fluchen, Klagen und Geſchrei!
Ich aber ſtand auf dem Verdeck
Und bot die Bruſt dem Sturme frei.
Das Leben gibt — fühlt' ich zur Stund —
Mein zahlungsfähig Ich nicht hin,
So lang ich für ſo manches Pfund
Saumſelig noch ſein Schuldner bin.

## Das Mädchen von Recco.

Dort ſtand die herrliche Geſtalt am Strand;
Dem Schleier gleich, der Land und Meer umwob,
War der Bizotto, der ſie leicht umwand,
Ein Duftgewand,
Das kecken Spiels die Tramontana hob.

Hinzog ein Schiff. Ein Jüngling ſtand am Maſt,
Er jubelte und ſchaute kaum zurück;
Es ſchien, als fühlt' er ſich erleichtert faſt
Von einer Laſt,
Als dächt' er einzig an ein künftig Glück.

Sie aber wandte haſtig ſich, ſie kam;
Welch ſchlanker, welch harmoniſch ſchöner Leib!
Auf ihrem Antlitz miſchten wunderſam
Sich Zorn und Scham,
Halb war ſie Kind noch, halb ſchon blühend Weib.

Fern trieb ſein Schiff. Vor ſeinem Auge ſtand
Die reiche Welt, ein täuſchend Farbenſpiel.
Indeß hier eine Perl' aus ſeiner Hand
Ihm in den Sand,
Vielleicht die einzige ſeines Lebens, fiel.

Es dunkelte; die Brandung jauchzte wild.
Am fremden Strande ſchritt ich ſinnend hin;
Mein trotziger Sinn ward weich geſtimmt und mild
Von dieſem Bild;
Mir war's, mein eigen Leben ſäh' ich d'rin.

## Die Kunst.

Geſegnet biſt du Kunſt, du kannſt das Sinnen,
Das ſchöpf'riſche des Weltengeiſts belauſchen,
Die großen Völkerſtröme hörſt du rauſchen
Und hörſt den Quell im Einzelherzen rinnen.

Doch wie des Menſchen Daſein und Beginnen
Ein kurzes Träumen, Hoffen, Sichberauſchen,
So muß in ewigem Vergeh'n und Tauſchen
Das Größte ſelbſt, das Herrlichſte von hinnen.

Du aber mit melodiſchen Gewalten
Vermagſt in Maß und Wort, in Farb' und Tönen
Vergang'nes neu und dauernd zu geſtalten.

Geſegnet biſt du, Prieſterhand des Schönen!
Dir gab ein Gott, das Flüchtige feſtzuhalten,
Und mit dem Tod das Leben zu verſöhnen.

## An einem Grabe.

Dem Armen, der gebeugt vom Jammer,
Dem Reichen in der gold'nen Kammer,
Uns allen naht der Tod und ſchwingt
Den Hammer,
Und was im Herzen klagt und ſingt
Verklingt.

Was Großes auch der Menſch empfinde,
Was er erſtrebe, was er finde,
Sein Thun und Denken ſind nur Rauch
Im Winde; —
Der höchſte Ruhm, was iſt er auch?
Ein Hauch!

Will ich damit den Schmerz vergleichen,
Die Noth, der Hoffnung früh Verbleichen,
Fühl' ich den Muth zum Leben faſt
Entweichen;
Dann wünſch' ich oft von ſo viel Laſt
Mir Raſt.

Wohl dem, der mit den Spielgenoſſen,
Den Roſen, deren Duft zerfloſſen,
Sobald der Lenz das Augenlid
Geſchloſſen,
Im erſten Kuß, beim erſten Lied
Verſchied!

## Entsagung.

Faſt ward mit jedem Tag, den ich erlebte,
Ein Wunſch ein Hoffen von mir abgetrennt;
Die Seele, die melodiſch einſt erbebte,
Ward ein verſtimmt entſaitet Inſtrument.
Doch wie der Gram, mein täglicher Begleiter,
Mir auch die Stirn gefurcht mit ſeinem Pflug,
Ich ſchau zurück, ein Mann, und lächle heiter,
Verlangend Herz, ſei du dir ſelbſt genug!

Zwar iſt es nicht das Land der Hottentotten,
Wo einſt die Wiege meiner Jugend ſtand,
Doch theilnahmloſer faſt als jene Rotten
Empfing mich mein gefeiert Vaterland.
Und dennoch hemm' ich nicht das heiße Lodern
Der Bruſt, die immer für die Heimath ſchlug;
Gib ihr, doch lerne Nichts von ihr zu fodern!
Verlangend Herz, ſei du dir ſelbſt genug!

O Ruhm! Wie lange hab' ich ohn' Ermatten
All meine Sinne nur auf dich gewandt!
Das volle Leben tauſcht' ich an den Schatten,
Den ich als weſenlos zu ſpät erkannt,
Wen ein mal nur allmächt'gen Flügelſchlages
Die Weihe des Geſangs nach Oben trug.
Der kann verſchmähn die Kränze eines Tages,
Verlangend Herz, ſei du dir ſelbſt genug!

Die Liebe, die mich früh ſchon angezogen
Mit allem Zauber, dieſe Schmeichlerin,
Sie hat mich um mein beſtes Selbſt betrogen,
Und meine ſchönſte Jugend nahm ſie hin.

Doch Kenntniß auch vom innerſten Gemüthe
Verlieh mir dieſer liebliche Betrug;
Mir blieb die Frucht, fahr hin, du welke Blüthe!
Verlangend Herz, ſei du dir ſelbſt genug!

Wo iſt das Glück? Mir ward es nie beſchieden,
Und nie hab' ich gebuhlt um ſeinen Kuß,
Und nie gekannt die Weisheit, die zufrieden
Mit träger Ruh und flüchtigem Genuß.
Sie klebt am Stoff, mir aber wurden Schwingen,
Ihr ward die Luſt am Daſein, mir ein Zug
Des Geiſtes, der einſt Odem gab den Dingen —
Verlangend Herz, ſei du dir ſelbſt genug!

Sei mir auf's Neu', o Einſamkeit, willkommen!
Du zogſt mich groß; durch dich ward ich geſund.
Der Trieb zum Höchſten blieb mir unbenommen,
In deinen Armen wuchern ſoll dies Pfund.
Weit werf' ich weg das klagende Erinnern
An eine Welt, die mir nur Wunden ſchlug:
Trag' ich nicht ſelber eine Welt im Innern?
Verlangend Herz, ſei du dir ſelbſt genug!

## Aus „Fünf Bücher franzöſiſcher Lyrik".

### Die Zigeuner.

(Béranger.)

Wahrſager, Gaukler, Gauner ihr!
Landesplage,
Trüber Reſt verſcholl'ner Tage,
Wahrſager, Gaukler, Gauner ihr!
Zigeuner, ſagt, woher kommt ihr?

Wir wiſſen nicht, woher wir ſind;
Sagt, wo waren
Winters eure Schwalbenſchaaren?
Wir wiſſen nicht, woher wir ſind,
Wir gehn und kommen wie der Wind.

Geſetzlos, heimath-, herrenlos
Zum Beneiden
Leben wir in Wald und Heiden:
Geſetzlos, heimath-, herrenlos,
So fällt das Glück uns in den Schooß.

Geboren ohne Polizei,
Weiß der Hauſe
Nichts von Kirche noch von Taufe,
Geboren ohne Polizei
Bei Cymbelklang und Beckenſchrei.

Und haben wir das Ei geſprengt,
Welch Vergnügen!
Stehlen, hexen und betrügen!
Und haben wir das Ei geſprengt,
Hält uns kein Vorurtheil beengt.

So lang das Volk noch Wunder will,
Spuck und Zeichen,
Heil'ge, Hexen und dergleichen,
So lang das Volk noch Wunder will,
Steht unſer Handwerk nimmer ſtill.

Doch treffen wir ein gaſtlich Haus,
Hält die Bande
Auch das Betteln nicht für Schande:
Doch treffen wir ein gaſtlich Haus,
Die Hände ſtreckt man ſingend aus.

Wo Gott die Vögel leben läßt,
Vor den Schergen
Der Kultur uns zu verbergen,
Wo Gott die Vögel leben läßt,
Im tiefen Wald hängt unſer Neſt.

Und wenn auch Nachts die Liebe zwei,
Wie ſich's findet,
Blindlings an den Wagen bindet,
Und wenn auch Nachts die Liebe zwei
Unterjocht, ſie bleiben frei.

Du, Eintagsphiloſoph! wirſt traun,
Von den Phraſen
Todter Bücher aufgeblaſen,
Du, Eintagsphiloſoph! wirſt traun
Nie deinen Kirchthurm überſchaun.

Doch Seh'n heißt Haben. Fern und nah
Sind uns eigen
Berg und Thal und Waldesſchweigen;
Und Seh'n heißt Haben. Fern und nah
Alles hat, wer Alles ſah.

Doch hört der Menſch von Pol zu Pol,
Ob er raſte
Unterm Stroh, ob im Palaſte,
Doch hört der Menſch von Pol zu Pol:
„Du kommſt, grüß Gott! Du ſtirbſt, leb wohl!"

Und ſterben wir, Mann oder Weib,
Greis und Knaben,
Möge Gott die Seele haben,
Und ſterben wir Mann oder Weib,
Verkaufen wir vorher den Leib.

So brauchen wir Jahr aus, Jahr ein,
Freigeboren,
Nie durch ein Geſetz geſchoren,
So brauchen wir Jahr aus, Jahr ein,
Nicht Wiege, Dach, noch Todtenſchrein.

Euch aber lehrt dies leichte Blut,
Knecht und Pächter,
Ueberwachte oder Wächter,
Euch aber lehrt dies leichte Blut:
Die Freiheit iſt das höchſte Gut.

Ja, lernt von unſerm leichten Blut,
Knecht und Pächter,
Ueberwachte oder Wächter,
Ja, lernt von unſerm leichten Blut:
Die Freiheit iſt das höchſte Gut.

## Der Sklave.

(Chateaubriand.)

Jetzt, da vom Minaret die weiche Nacht der Tropen
Aufschreckend zum Gebet der strenge Derwisch ruft,
Jagt der Sahara Leu die scheuen Antilopen;
Doch meine Seele lechzt nach einer Rose Duft.
Schwarzäugig Kind des Bey, mag mich sein Aga strafen,
Wenn du musikberauscht mit meinen Locken spielst,
O Herrin, wessen Loos ist süß wie das des Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst!

An der Galeere Bord verging ich einst vor Sehnen,
Und wenn mein Ruder sonst die träge Flut getheilt,
So war es feucht vom Meer und feucht von meinen Thränen;
Nun bannt ein Zauber mich, der all mein Weh geheilt.
Nun lieb' ich Golf und Strand und Leuchtthurm über'm Hafen,
Denn daß du lauschend dich aus den Gemächern stiehlst,
Ist seine Leuchte ja ein Zeichen stets dem Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst.

Und o wie prangst du reich im Schmucke seinethalben,
Wenn dein Gefang'ner Nachts zum Harem zagend schleicht,
Wenn er, berauscht vom Duft des Ambra's und der Salben,
Aus frischen Bädern taucht, die ihm ein Nubier reicht!
Welch süß gefahrvoll Glück, wenn dann, anstatt zu schlafen,
In üpp'ger Fülle du in seine Arme fielst,
Und dir am Halsschmuck klirrt der Kettenring des Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst!

Wie dicht der Flugsand sei, ich kenne schon von ferne
Am leichten, sichern Schritt dein weißes Dromedar,
Und wenn du dann erscheinst, gleichst du dem schönsten Sterne,
Der jemals Nachts zur See ein Trost dem Schiffer war.
So labt kein Wüstenquell, den Mekkapilger trafen,
Wie wenn du durch den Flor des Schleiers nach mir schielst:
O keines Sultans Stolz gleicht dann dem Stolz des Sklaven,
Dem du befiehlst, dem du befiehlst!

Nun ſchwellt mir um das Land, dem grauſam ich entriſſen,
Kein Seufzer mehr die Bruſt, wie lieb es einſt mir war:
Ich kann den Jugendherd, die Mutter kann ich miſſen,
Und bringt ein Prieſter je mein Löſegeld dir dar,
O gieb mich niemals los! Was ſoll der Heimat Hafen,
Was Welt und Freiheit dem, dem du allein gefielſt! —
Mit weißem, nacktem Fuß tritt auf den Hals des Sklaven,
Dem du befiehlſt, dem du befiehlſt!

## Meine Seele weilt anderswo.

(Henri Durand.)

Den ungeſtümen Bergſtrom hört' ich rauſchen
Und ließ mich nieder auf der Raſenflur;
Ein Abend war's, ſo ganz um abzulauſchen
Ihr heimlichſtes Geheimniß der Natur;
In Gold, wie einſt, ſah ich die Alpen glimmen,
Noch brauſten Flut und Wälder ebenſo;
Doch meine fiel nicht ein in dieſe Stimmen,
Denn meine Seele weilte anderswo.

Und wieder ſaß ich, wo am trauten Herde
Der Hirte mit den Seinen pflag der Raſt;
Die Tochter mit anmuthiger Geberde
Bewirthete mit Milch den ſpäten Gaſt.
Die Zither nahm ſie, lockt' aus ihren Saiten
Ein Lied, bei dem der Abend raſch entfloh;
Doch mochte nicht mein Sang ihr Spiel begleiten,
Denn meine Seele weilte anderswo.

Am Morgen ſtieg ich zu den Felſenkuppen
Auf ſteilem Pfad, den nur der Jäger geht;
Wie ſtaunt' ich jene eisumſtarrten Gruppen
Der Gletſcher an in ihrer Majeſtät!
Im Frühlingsſchmuck ſah ich die Thäler prunken,
Die Gipfel glühn in Flammen lichterloh;
Doch blieb in tiefes Schweigen ich verſunken,
Denn meine Seele weilte anderswo.

Und doch, bei unſern Feſten, in den Kreiſen,
Wo Luſt der Jugend Schwingen leiht zum Flug,

Troff einſt mein Mund von reichen Liederweiſen,
Die weit das Echo durch die Thäler trug
Ja — einſt! Der junge Lenz, ein luſtiger Reigen,
Wald, Flut und Berge ſtimmten einſt mich froh;
Der Ernſt des Lebens aber hieß mich ſchweigen,
Und meine Seele weilt jetzt anderswo.

## Frau Meta Heußer, geb. Schweizer.

(Siehe Band II. Seite 437—441.)

Sehr namhaft als geiſtliche Liederdichterin mit etwas pietiſtiſcher Richtung.

Ihre Gedichte, zuerſt einzeln erſchienen in verſchiedenen Jahrgängen von A. Knapp's „Chriſtoterpe", ſind dann geſammelt und von eben dieſem herausgegeben worden unter dem Titel

Lieder einer Verborgenen. Leipzig, bei Otto Holtze, 1858; zweite vermehrte Auflage ebenda 1863 unter dem Namen der Dichterin und von A. Knapp bevorwortet.

Es ſind vier Abſchnitte, welche den poetiſchen Geſichtskreis der Dichterin umſchreiben: Naturanſchauungen. Inneres Leben. Mutterworte. Gelegenheitsgedichte. Dazu kommen:

Gedichte, zweite Sammlung. Ebenda, 1867.

Der Lebenslauf dieſer Frau iſt höchſt einfach und eng umgrenzt. Meta iſt den 6. April 1797 zu Hirzel im Kanton Zürich geboren, Tochter des Pfarrers daſelbſt, bei ſehr mangelhaftem Unterrichte, der ſich auf Leſen, Schreiben und Rechnen beſchränkte, aufgewachſen, durch Klopſtock und einzelne Lieder, durch's fleißige Bibelleſen und die Eindrücke der herrlichen Gebirgsnatur frühe ſchon gedrängt worden, ihren Empfindungen im Liede Ausdruck zu geben. Selten und nur auf kurze Zeit kam ſie aus ihrem Heimatdorfe heraus und verheirathete ſich da mit einem geachteten Arzte. Sie lebte noch hochbetagt in jener einſamen Berggegend, in welcher ſie als Tochter, Frau und Wittwe gewirkt hat.

Enge Kreiſe, welche nicht gerade angethan ſcheinen mochten, Geiſt und Gemüt zu weiten. Aber die Dichterin beſaß und übte die Gabe einer genauen Beobachtung der ſie umgebenden Menſchen, wurde durch ihren Vater, nachher durch den tüchtigen Gatten und zeitweiſe durch den Umgang mit einzelnen trefflichen Perſonen, endlich im Verlaufe durch die

Bekanntschaft mit den besten deutschen Dichtern in Welt und Leben eingeführt; ein größerer Horizont that sich ihr auf, ihr poetisches Talent erhielt Nahrung und Anregung.

Die Dichterin ist im Januar 1876 gestorben.

Wir acceptiren das Urtheil von Heinrich Kurz über sie, welches sagt: Meta Heußer-Schweizer ist eine der bedeutendsten Dichterinnen geistlicher Lieder; sie verbindet die größte Einfachheit mit der tiefsten und wahrsten Empfindung. Ihre Dichtungen sind der ungetrübteste Erguß ihres schönen, liebevollen Herzens; nirgends begegnet man gesuchten oder unwahren Gedanken. Wenn auch alle Lieder mild und oft selbst weich sind, auch eine gewisse pietistische Färbung nicht fehlt, so ist doch weder Krankhaftes, noch selbst Sentimentales in ihnen zu finden; vielmehr zeugen sie von dem gesunden Geist und Gefühl: sie sind der treueste Spiegel einer echt weiblichen Seele und einer echt weiblichen Kraft."

Einiges Nähere: M. H.-Schw. hat zunächst den zweifellos für ihr Geistes- und Gemütsleben bedeutenden Vorzug eine absolut harmonisch in sich abgeschlossene, mit sich und ihrem Gott einige Gestalt zu sein; für die Dichterin hat das freilich die Gefährde, und sie ist von ihr eben so wenig vermieden worden als von den andern ihres Kreises, daß die immer gleichartige Denk- und Gemütsweise, die aus ihrem eng umschriebenen Centrum nicht heraus kann, auch im Ausdrucke schließlich etwas Monotones annimmt. Wie dem übrigens sei, M. H.-Schw. ist eine der vorzüglichsten geistlichen Liederdichterinnen unsrer modernen Zeit, und vor den sonst nahe liegenden Gefahren des etwas mystischen Versenkens in Gott bewahrt sie eine individuelle Geisteskraft. Dazu kommt sorgsame Reinheit der Form und eine Sprache, die in den gelungensten dieser Lieder geradezu als gewählt zu bezeichnen ist.

Ohne allen Zweifel haben die von früher Jugend an auf Sinn und Gemüt wirkenden Eindrücke einer großartigen Gebirgsnatur in diesem Geiste die stärksten Reflexe hinterlassen, und ihnen ist eine sonst bei dieser Richtung schwer zu findende Klarheit der Anschauung zuzuschreiben; es sind weit von den besten Liedern jene, welche der geistigen Welt die Natureindrücke als Folie unterlegen. Das ist der Anschauungskreis, in den uns mit Schwung gleich das zweite ihrer Lieder einführt „Die Berge", und es ist da eine ganz feine Variation des Gedankens, daß die Berge der Gottheit heilig sind, und das in tieferem Sinne genommen, als der darin liegt, daß die verschiedensten Völker ihren Göttern die Berggipfel weihten oder diese als die eigentlichen Götterſitze erklärten. Derselbe Geist liegt anders nüancirt in „Berg Tabor". Eben so fein ist anderswo das zertretene Saatfeld als Sinnbild benutzt.

Es liegt etwas Traulich-Fesselndes, weil von fast kindlicher Naivetät und Hingebung und von dem tiefen Frieden einer gottergebenen

Seele in ungesuchter Treue zeugend, darin, daß die kleinsten Züge im Leben der Natur und des Herzens mit Liebe erfaßt sind. So wenn es an einem Orte heißt:

Das Tüchlein, das die Schwester nähte,
Die Thränen trocknet es so gut;
Die Blumen, die die Mutter säte,
Sie blühn in schönrer Farbenglut.

Wol den innigsten Ausdruck nimmt in diesem Klein- und Stillleben, dem Alles, was wir sonst im Geräusch des Tages übersehen und überhören, Bedeutung gewinnt, die Sprache treuester Mutterliebe und Mutterſorge („Um Mitternacht"). — Selten rührender und einfacher, fast photographisch treu nach dem unmittelbaren Lebenseindrucke gezeichnet und doch poetisch geklärt, erscheint in dem „Bild aus der Wirklichkeit" das Thema variirt von vergangner Herrlichkeit und schwarzem Elend.

Form und Sprache. Ueberraschende Mannigfaltigkeit in den Strophenformen und zweifellose Gewandtheit in ihrer Behandlung treten uns auffallend entgegen. Es sind die verschiedensten Varianten angebracht von dem einfachsten Strophenbau des einfachen Liedchens bis hinein in die kunstvoll verschlungenen oden- und hymnenartigen, von der kurzen Spruchform bis zu der für die große lyrische Composition passenden. Die mannigfaltigsten Gestaltungen stellen sich her durch ungleich lange Verse, vielfachen Rhythmenwechsel, die verschiedenen Reimformen ꝛc. Da laufen durch einander: die 8-zeilige Strophe und Oktave, oft und verschiedenartig; die 5-zeilige mit einer Waise an der Spitze (um die treffende mittelalterliche Bezeichnung aufzunehmen), oder dann mit durchgehendem Reim; die 2-, 3-, 6-zeilige Strophe; antike Formen; 10- und 12-zeilige Strophen; unstrophische Abschnitte von wechselnder Länge; die neuhochdeutsche 4zeilige Reimstrophe natürlich in einer reichen Reihe von Varianten; das Sonett; zuweilen treten gar die Doppelstrophe auf und refrainartige Formen. Hymnenartig feine und schwunghafte Gebilde; so im „Loblied".

Hör' ich euch wieder, ihr Töne des Frühlings, erklingen,
Jubelnde Stimmen des Preises sich himmelwärts schwingen?
Tief in der Brust
Regt sich die Lust
Mit euch ein Loblied zu singen.

Aehnlich in „Ueber ein Kleines".

Nur zur Seltenheit geht sie ohne Reim vor, und das ist gut; ganz zweifellos ist der Reim für den ästhetisch organischen Ausdruck des intimen Gemütslebens mehr als ein blos umgehängtes Kleid, er ist der schöne Leib des Geistes, und ferner missen wir ihn nur ungern in den religiösen Liedern, die uns doch mehr oder weniger an den Kirchenge-

sang erinnern und jedenfalls bestimmt sind die Melodie zu pflegen. Und die Dichterin braucht ihn mit tadelloser Reinheit, mit feiner Wahl und Variation in der Art und in der Folge.

Es begegnet ihr selten, daß sie sich in der Form vergreift und verirrt, wie in folgender Stelle:

Quellen der Liebe vertrocknen nicht.
Ob auch die Sonne des Mittags sticht.
Scheinen versiegt sie im Felsengrab,
Brauchet den himmlischen Wanderstab.

Wir verstehen das nicht.

Dagegen werden wir's schwerlich angreifen dürfen, wenn sie sich etwa eine ungewohnte und kecke Form erlaubt, wenn sich deren zwei unmittelbar im gleichen Gedichte folgen:

Er wird den Weg vor dir bereiten,
— Ob auch nicht so, wie wir's gedacht —,
Und dich mit seinen Augen leiten
Bis zu dem seligen Vollbracht.

Es ist ein Ruhetag verheißen,
Da sammelt sich von nah' und fern
Nach Kampfesblut und Arbeitsschweißen
Das Gottesvolk um seinen Herrn.

Das Substantiv: Das Vollbracht und der Plural von Schweiß fallen allerdings auf; wir halten die Formen für tadellos.

Zum Schlusse können wir uns nicht enthalten, einen Spezialpunkt zu berühren. Wenn irgend etwas uns diese religiösen Lieder von vornherein verleiden könnte, so wären es die unglücklichen (freilich kurzen) zwei Vorworte von Albert Knapp. Da ist jener sentimentale, pietistisch süßliche, gezierte, breitgezogene Ton, der jedem reinen Geschmacke schon mit dem ersten Satz unausstehlich wird; jener „geistliche Flötenton", das „Geheimnißvoll-Offenbarsein", die „geistliche Morgenröthe" und „geistliche Freiheitsluft" (sic!) widern uns an.

Das zweite Bändchen ihrer Gedichte ist ganz bedenklich schwächer als das erste; sie hat an Ursprünglichkeit verloren und damit ihr Bestes eingebüßt.

## Die Berge.

Wie stehn sie da, der ew'gen Allmacht Zeugen,
Die Berge Gottes hoch und hehr!
Wem sie in ihrer Herrlichkeit erschienen,
Der sehnt sich leise hin, als ob von ihnen
Nur noch ein Schritt zum Himmel wär'!

Früh, wenn der Kranz von Morgenrosen
Ihr lilienweißes Haupt umkränzt,
Und spät, wenn alle Thäler dunkeln,
An ihrer Stirne, bis die Sterne funkeln,
Der Sonne Abschiedslächeln glänzt, —

Dann wallt das Herz und wünscht sich Taubenflügel;
Es will hinauf, es will empor,
Wo goldne Wölkchen an den Bergen blühen,
Die Felsen schimmern und die Gletscher glühen,
Bis an des ew'gen Himmels Thor.

Was ist das wohl? was ist das mächt'ge Sehnen,
Das in der Berge Anschaun reger glüht?
Es ist das Etwas, das im Menschenherzen
Mit tiefer Ahnung süßen Schmerzen
Empor, empor von niedrer Erde zieht.

Die Gottesmenschen liebten früh die Berge,
Seit am Gebirge Ararat
Den Oelzweig pflückte Noah's fromme Taube,
Seit das Gesetz, das Licht und Recht im Staube
Vom Sinai der Herr verkündigt hat.

Mit Moses sprach Er dort als seinem Freunde,
Vom Nebo rief er ihn zu sich hinan:
Von Bergen sang der hohe Gottvertraute,
Der seine Burg auf Zions Felsen baute,
Und auf Gilboa fiel sein Jonathan.

Auf dir, Moriah, glänzte Gottes Tempel!
Zum Horeb rief den Gottesmann der Herr,
In sanftem Säuseln sich zu offenbaren;
Und sie, die für die Welt zu köstlich waren,
In Bergen irrten sie verfolgt umher.

Und himmlischer, als vom Gesetzesberge,
Erglänzte Gottes Herrlichkeit
Auf Tabor, als in Menschenhülle
Verkläret war der ew'gen Gottheit Fülle,
Und der Versöhnung Seligkeit.

Auf Galiläas Bergen ging zu beten
Der Menſchenſohn in ſtiller Nacht;
Dort ſprach Er aus ſein Selig und ſein Wehe;
Am Oelberg, in des bittern Kelches Nähe
Hat Er der Kämpfe heiligſten vollbracht.

Den großen Tod, durch den die Sünder leben,
Starb Er am Hügel Golgatha;
Und als Er heimging zu des Vaters Rechten,
Des Lebens Fürſt, verklärt aus Todesnächten,
Von lichter Höhe ſchied Er da.

„Um Salem her ſind Berge!“ ſprach der Seher. —
Auf ihren Auen ſollen wir
Das Lamm, das für uns blutete, einſt ſehen,
Und klarer dann der Sehnſucht Trieb verſtehen,
Der aufwärts ſtrebte für und für.

So ſeid mir denn in eurer Himmelsnähe,
Ihr Berge Gottes, ſeid gegrüßt!
Ihr ſtummen Zeugen, daß die Frommen,
Die Pilger einſt zum Berge Zion kommen,
Wo alles Heimwehs Heimath iſt!

## Abendeinſamkeit.

Still, verwaiſt und allein
Wall' ich durch Flur und Hain,
Sehnend im Dämmerlicht.

Die ich liebe, ſind fern, —
Morgen- und Abendſtern
Hören mein Sehnen nicht.

Lieder und Freudenſchall,
Lieb und Luſt überall, —
Und ſo zerriſſen mein Sein!

Einſam will ſein der Schmerz; —
Könnte verſtehn mich ein Herz,
Müßt' es ein leidendes ſein.

Welch ein bekanntes Bild,
Leidend, liebend und mild
Tritt vor die Seele mir da?

Kannſt du vergeſſen den Freund,
Innig dem Schmerze vereint,
Ewig der Sehnſucht nah?

„Namen nennen ihn nicht!“
Himmliſcher Liebe Licht
Barg Er in irdiſchem Leid.

Seelen, bang und allein,
Läßt nicht Waiſen Er ſein,
Frieden bringt Er dem Streit.

Still, doch nimmer allein
Wall' ich durch Flur und Hain;
Hauch der Liebe weht hier,

Morgen- und Abendſtern
Scheinen mir nimmer ſo fern,
Loben den Einen mit mir.

## Berg Tabor.

Da blüht in ſammtnem Grün die Alpenflur,
Und weiter, weiter lockt der Sehnſucht Spur,
Durch Höh'n und Tiefen, Weiden, Waldesduft,
Wo Vogelſang und Heerdenglöcklein ruft,
Am Waſſerfall, am Lerchenhain vorbei,
Durch's Dörfchen mit der gaſtlichen Abtei.

Hinauf, hinaus aus enger, tiefer Kluft!
Es winkt die blaue, weite Himmelsluft.
Verjüngten Schrittes hebt der Fuß ſich leicht
Am Pfad, der ſchwindelnd über Felſen ſteigt.
Durch dichter Buchen Dämmrung bricht herein
Hell leuchtend ſchon der Gletſcher Silberſchein.

Auf dieſer Taborshöhe will ich ſtehn,
Natur, und dir in Herz und Auge ſehn!

In Wehmuth eingetauchte Herrlichkeit
Blüht in des Thales Gründen weit und breit,
Wo rings von alten Burgen ſtumm belauſcht
Der Rhein die trübe Jugend wild durchrauſcht.

In lichter Hoheit ſtehn die Pfeiler da
Des Gottestempels, — Berge fern und nah;
Still, mächtig lockend des Verlangens Flug;
So ſchön iſt's hier — und doch nicht ſchön genug!
Schwimmt Alles gleich in Duft und Glanz nnd Licht,
Noch iſt es doch der rechte Tabor nicht.

Und könnteſt du auf Engelsflügeln ziehn
Von Firn zu Firn, zur fernſten Höhe hin,
Doch wäre nicht des Sehnens Ziel erreicht;
Auch dort iſt's Erde, — Schimmer, der verbleicht,
Und neue Ferne winkt dem Herzen dort,
Das endlos weiter ſtrebt von Ort zu Ort.

Wo wird es ſtill? — vielleicht im Morgenland,
Wo Zions Burg und Gottes Tempel ſtand?
An jenen Stätten, wo der Heiland ging,
Und Gottes Huld in ihm die Welt umfing?
Vielleicht legt auf des erſten Tabors Höh'
Zur Ruhe ſich das niegeſtillte Weh?

Wohl winkt das heil'ge Land, wohl war es ſchön,
An Schuberts Seite horchend mitzugehn
Am Seegeſtade, das einſt Er durchzog,
Dem ſich gehorſam Sturm und Welle bog,
Auf Berge, wo Er betend einſt gewacht, —
Zum Hügel, wo Er rief: es iſt vollbracht!

Wo bleibſt du meiner Seele ſtets verwandt,
Du meines Gottes auserwähltes Land!
Und dich umweht, wie ew'ge Frühlingsluft,
Der heiligſten Erinnrung Hauch und Duft!
Doch das erſehnte Ziel, — Verklärungslicht
Des rechten Tabor's, — iſt hienieden nicht.

Auch dort iſt's Erde nur, und Gottes Sohn
Weilt nun verklärt auf ſeines Vaters Thron.
Nach Ihm verlangt der ew'ge Schmerzensruf
Des Herzens, das er für ſein Lieben ſchuf;
Und die Natur durchſchimmert klar und mild
Der Himmelsheimath ahnungsvolles Bild.

Doch ließ der Liebende uns nicht allein;
Er hat verheißen: „Bei euch will ich ſein!"
Vernahmeſt du's, und glaubſt du deinem Herrn?
In keinem dunkeln Thalgrund iſt Er fern.
In trüben Kammern, wo man Thränen ſä't,
Sein Athem wie um Roſenlauben weht.

Und der Verklärung erſter Strahl umfließt
Das Herz, das ſich in Demuth Ihm erſchließt,
Von Schwachheit noch umhüllt und Erdennoth,
Einſt offenbar im Himmelsmorgenroth.
Durch Kreuzespfade, Nacht und Grabesruh'
Geht es den ew'gen Taborsfreuden zu.

Nicht mag ich mehr hienieden Hütten baun,
Seit Du dein Heil die Sehnſucht ließeſt ſchaun.
Viel theure Seelen gingen, Dir vertraut,
Schon ein zur Stadt, die Du für uns gebaut;
O nimm auch mich zur ew'gen Sabbathruh'
Mit ihnen auf, verklärer Heiland Du!

## Zur Passionszeit.

Der kalte, ſtarre Winter iſt verlitten;
In hellen Tropfen thaun die Eisgebilde,
Es hebt das Leichentuch von dem Gefilde
Der Frühling, ſtill genaht mit leiſen Schritten.

Der Stürme wilder Kampf iſt ausgeſtritten;
Die Sonne hat geſiegt in ſtarker Milde.
Du ſiegſt, o ew'ge Lieb', in ihrem Bilde!
Mein Herz wacht auf zu warmen Frühlingsbitten:

Sieh, Herr, wie alles Harte ſchmilzt und thauet;
Nur Menſchen können ſich dem Lenz verſchließen? —
Der Sonne Blick mag Eis zu Quellen löſen!

O wenn Dein Blick in Winterſeelen ſchauet,
Muß endlich, endlich nicht ihr Eis zerfließen?
Dein iſt die Kraft, — erlöſ' uns von dem Böſen!

## Abendtraum.

O laßt die Lichter draußen bleiben!
Ich muß des Tages Sterben ſehn;
Noch ſchaut er durch die kleinen Scheiben
Und ruht auf jenen fernen Höh'n,
Doch immer bleicher wird ſein Lächeln,
Schon dunkler färbt ſich Baum und Strauch,
Und kühler wird der Lüfte Fächeln,
Wie ahnungvoller Todeshauch.

Die Roſenkränze, die den Firnen
Des Tages letzten Gruß gebracht,
Erblichen an den hohen Stirnen
Vor ſeiner Siegerin, der Nacht.
Nun ſtehn die Berge bleich und ſehen
Dem hingeſchiednen Freunde nach,
Indeß von ſel'gem Auferſtehen
Ein Wort die Abendglocke ſprach.

Des Tages Sterben iſt ein Wandern
Zu unſern Lieben über'm Meer.
Er geht von einer Welt zur andern,
Um uns nur ward es ſtill und leer.
Doch ſtrömt ein wunderbarer Friede
Durch dieſe dunkle Abendluft,
Wie einſt aus heil'gem Glaubensliede
An meiner Lieben offner Gruft.

## Die Mutter am Weihnachtsabend.

Einſam im düſtern Kämmerlein
Die arme Mutter wacht;
Sie möchte gerne fröhlich ſein
Wohl in der heil'gen Nacht.

Sie würde gern den grünen Baum,
Wie jede Mutter thut,
Erglänzen ſehn im dunkeln Raum
Mit Gaben ſchön und gut.

Sie ſann und ſuchte hin und her,
Ob wohl aus beſſ'rer Zeit
Nicht etwas noch zu finden wär',
Was Kinderchen erfreut.

Umſonſt, umſonſt! ihr preßt die Bruſt
Der harte Druck der Welt,
Der ſelbſt der Weihnacht heil'ge Luſt
So bitter ihr vergällt.

Sie bettete die Kindlein gern
Im Leben weich und gut;
Doch keiner ird'ſchen Hoffnung Stern
Auf ihren Pfaden ruht. —

O weine nicht, du Mutterherz,
Am Weihnachtsabend nicht!
Heut' glänzt auf armer Mütter Schmerz
Ein wunderbares Licht.

Die Mutter unſers lieben Herrn,
So reich und doch ſo arm,
Sie hätte wohl ihr Kindlein gern
Gebettet weich und warm.

Die kalte Krippe nahm es auf,
Es blieb die Welt ihm hart,
Bis es nach ernſtem Heldenlauf
Am Kreuz geopfert ward.

Doch jenes Kindleins hartes Loos
Vom Kripplein bis zum Grab
Macht seine Brüder reich und groß,
Wischt ihre Thränen ab.

Das adelt nun des Lebens Pein
Und jeder Mutter Leid,
Die ihr verlass'nes Kämmerlein
Mit Thränen betend weiht.

Daß ew'ge Füll' und reine Lust
Aus tiefster Armuth kam:
Das sei dir heute tief bewußt,
Du Mutterherz voll Gram!

Dann hebe froh die Augen auf,
Und mit der Engel Heer
Sing' in dein Vaterhaus hinauf:
„Gott in der Höh' sei Ehr'!"

## Sei still!

Schweige still,
Herz, in deines Kummers Nächten!
Beuge dich, anstatt zu rechten!
Geht dir's doch, wie Gott es will. —
Schweige still!

Schweige still!
Deine Worte sind vergebens,
Bis zum Räthsel deines Lebens
Gottes Wort ertönen will.
Schweige still!

Halte still!
Thut des Vaters Zucht dir wehe:
Schließ dich fest an Seine Nähe,
Der dich richtend retten will.
Halte still!

Halte still!
Schneidet manche blut'ge Wunde
Dir dein Arzt, auf daß gesunde,
Was vernarbend sterben will:
Halte still!

Herr, mein Gott!
Gib mir Gnade, still zu schweigen,
Still zu halten, mich zu beugen
Deiner Führung Machtgebot,
Herr, mein Gott!

Herr, mein Hirt,
Reiche mir aus deiner Fülle
Glaubenskräfte, Glaubensstille,
Bis die Nacht zum Tage wird, —
Herr, mein Hirt!

## Was auf Herz sich reimt.

Wohl jeder Dichter reimt auf Herz;
Der eine freudig lächelnd: Scherz,
Der andre leis' erseufzend: Schmerz;
Was aber reimst du dir, mein Herz?
„Ich war ein Kind und reimte: Scherz, —
Nicht lang, da lehrte mich der Schmerz
Den besten Schlußreim: Himmelwärts!"

## Vom Hirtenknaben.

Nach einer mündlichen Erzählung J. M. Sailer's.

Der Hirtenknab' am Alpensee
Inmitten seiner Heerde
Spricht auf den Knien das ABC
Mit betender Geberde.
Ihm naht der Pfarrer ungesehn:
„Was, Kind, soll das bedeuten?" —
„„O Herr, ich hör' auf allen Höhn
Zur Abendandacht läuten.

Da möcht' auch ich den Antheil mein
An all' der Andacht haben.““ —
„Doch, Knabe, ſoll dies Beten ſein?
Du lallſt ja nur Buchſtaben!“ —
„„Ich weiß nicht, wie ich beten ſoll,
Da bring' ich meine Sachen
Dem lieben Gott, — der weiß ja wohl
Draus ein Gebet zu machen.““

## Um Mitternacht.

Zwiſchen den Bettchen der Kinder.

Dunkel iſt's! Des Lebens laute Töne
Sind verſtummt in tiefer Mitternacht;
Sterne wandeln dort in lichter Schöne, —
Alles ſchlummert, nur die Liebe wacht.

Mutterliebe hier in dunkler Tiefe,
Mutterliebe dort im Himmelslicht!
Ruhe, Herz! Wenn deine Lieb' entſchliefe:
Jene Liebe ſchläft noch ſchlummert nicht.

Auch an euch, ihr Blumen meines Lebens,
Meine Kindlein, hat ſie längſt gedacht; —
Schlummert nur, es halten nicht vergebens
Eure Engel hier die ſtille Wacht:

Hier iſt Bethel, hier die Himmelsleiter;
Boten Gottes ſteigen auf und ab,
Die der Herr als ſchützende Begleiter
Seinen Kleinen mit ins Leben gab.

Fühl' ich ihrer Flügel lindes Wehen?
Gilt ihr leiſer Gruß der Mutter auch?
O noch mehr begehrt des Glaubens Flehen,
Als der Engelnähe Friedenshauch.

Tritt herein mit deinem reichen Segen,
Du, der Mütter hört und Kinder liebt,
Die durchgrabne Hand auf ſie zu legen,
Die uns jede Himmelsgabe gibt!

Dein ſind ſie! Du haſt ſie mir gegeben, —
Wieder leg' ich ſie an deine Bruſt;
Da verſiegle ſie zum ew'gen Leben,
Mache deiner Liebe ſie bewußt!

Wäreſt Du nicht mein, Du Troſt der Sünder, —
Schaut' ich dieſes Lebens Klippen an:
Thränen hätt' ich nur für meine Kinder;
Doch Du lebſt und nimmſt dich unſer an.

Birg ſie, Herr, in Deinen treuen Armen, —
Heile Du der Sünde frühen Schmerz!
Leite ihren Gang durch dein Erbarmen; —
Weißt ja um das arme Menſchenherz!

War der Eltern Irrſal und Verderben
Mit dem erſten Herzensſchlag ihr Theil,
O ſo laß von Dir ſie Andres erben, —
Deiner Unſchuld bluterrungnes Heil:

Schreib' ins Buch des Lebens ihre Namen,
Jene neuen, die die Welt nicht kennt;
Halt' im heil'gen Bunde ſie zuſammen,
Binde Du, wenn je die Welt ſie trennt!

Soll es auch für ſie durch Nächte gehen,
Rührt ihr Klagen ſchmerzlich einſt mein Ohr:
O ſo führe aus den bittern Wehen
Schöner Deines Lebens Sieg hervor!

Weide Deine Schafe! Laß mich ſchauen,
Daß ſie nie auf fremder Weide gehn,
Und in Deines Paradieſes Auen
Freudig einſt um ihren Hirten ſtehn!

Schlummert denn in eures Hirten Namen
Kindlein, der ſein Reich Euch zugeſagt!
Sein Verheißen bleibet Ja und Amen; —
Nächte flieh'n, der ew'ge Aufgang tagt!

## Des Knaben erster Schulgang.

Da gehſt du nun, — es iſt der erſte Schritt
In deine Welt! es öffnen ſich die Thüren
Des Wiſſens dir; — o nimm den Segen mit
Der Mutter, die dich ferner nicht kann führen!

Ich hieß dich gehn; ſtill löst' ich auf das Band,
Das dich an Mutterhand ſo ſüß geſchloſſen. —
So ſteht die Mutter wohl am Meeresrand,
Und ſieht des Sohnes Kahn vom Ufer ſtoßen.

Von nun an, — o wie manches Meiſters Hand
Wirſt du ergreifen, wie hindurch dich ſchlagen
Durch Schul' um Schule, bis dein Schifflein Land
Gefunden, und die Antwort deiner Fragen!

O daß in eines Meiſters Schule nur
Ich dich am Ende deiner Schulen finde!
Sein iſt der Wahrheit Reich, — auf ſeiner Spur
Wird Sohn und Mutter wieder froh zum Kinde.

## See von Lowerz.

Wie leuchten doch die Augen der Alpen klar und rein,
Die tiefen, blauen Seen im lichten Sonnenſchein!
Nur du biſt immer trübe, du ſtiller Lowerzſee,
Wie wenn im Menſchenauge liegt ein unendlich Weh.

„Einſt hab' auch ich geleuchtet wie blauen Auges Strahl,
Als mir zur Seite blühte mein holdes Alpenthal.
Doch an dem grauſen Tage, als dort mein Volk erlag,
Da hat auch mich getroffen in's Herz ein Todesſchlag.

Und als nach Todesſchrecken ich bang um mich geſchaut,
Da war an meiner Seite ein Felsgebirg' erbaut;
Das deckte meine Freuden, kein Goldau blühte mehr,
Mein Völklein war erſchlagen — da weint' ich, ach ſo ſehr.

Und habe fortgeweinet, bis all mein Licht erblich;
So weint am theuern Grabe die Liebe bitterlich,

Nun leuchten wohl die Augen der Alpen wunderbar,
Doch mein verweintes Auge wird nimmer wieder klar.

Bis an dem letzten Tage die Todten auferſteh'n
Und der Erneuung Düfte auch über Goldau weh'n,
Wenn Thränen ſich verklären zu hellem Lebensthau,
Dann werd' ich wiederſtrahlen des ew'gen Himmels Blau."

## Alpenglöckchen.

Glöcklein der Alpen, was läuteſt du?
„Hör' ich im Thale läuten
Größere Glocken zur Andacht und Ruh,
Möcht' ich es leiſ' hier bedeuten
Einſam wandernden Leuten."

## Schneeglöckchen.

Die Glocken rufen zum Gotteshaus.
Das Amt iſt den Glocken vertrauet.
Du rufſt in die Frühlingswelt hinaus,
Wo mitten in Winters Froſt und Graus
Gott ſich einen Tempel erbauet.

## Aus dem „goldenen A-B-C".

R.

Roſe und Dorn —
Liebe und Zorn —
Licht und Flammen
So nah' beiſammen!
Selig, wer ohne Unruh' und Haſt
Roſe und Liebe und Licht erfaßt.

## Am ſpäten Abend.

Bleibe bei mir, guter Hirt!
Es will dunkel werden.
Hat der Tag mich viel verwirrt,
Bin ich fremd auf Erden:

Hat mir doch die ſtille Nacht
Deinen Heimathgruß gebracht.

Schweigt, des Tages Wogen, ſchweigt!
Rede Du von oben,
Wo Dein Kind vor Dir ſich beugt,
Selig doch gehoben,
Wenn es ſpät, auf leiſer Flucht
Vor der Welt Dein Antlitz ſucht.

Löſe ſanft des Tages Streit
Auf in Deinen Frieden!
Deine ſtille Ewigkeit
Iſt mir ja beſchieden.
Ruht' ich ſchon, der Sünde los,
Ewig Dir im Mutterſchooß!

Sie mit mir, die Lieb' und Schmerz
Innig mir verkettet;
Du, der Seelen heimathwärts
Aus der Fremde rettet,
Nimm Dich Du, der retten kann,
Meiner armen Heerde an!

Laß in keinem Kampfe mich,
Herr, mein Gott, alleine!
Deine Blicke neigen ſich
Ja auf's Arme, Kleine,
Morgenſtern, verkläre Du
Meine Nacht zur Sabbathruh'!

## Meine Gräber.

1861.

Sie haben meine Hügel weggegraben
Und eine Straße drüber hin gebauet.
Die Erde, der mein Liebſtes anvertrauet,
Darf mich mit keinem Frühlingsgrün mehr laben.

An eurer Seite werd' ich nicht begraben
— Wohin ich ſonſt in Hoffnung ausgeſchauet —

Ihr Herzen, denen Gott mich angetrauet,
Und deren Gräber sie zertreten haben.

Ihr waret Fremde schon und Pilger immer
In dieser Welt, die euer letztes Bette
Zerstörend, nimmer kennet eure Stätte.

Doch Einer kennt sie, denn mit Sternenschimmer,
Besiegelt von der Lieb' allmächt'gem Amen,
Schrieb er in's Buch des Lebens eure Namen.

## Ein Bild aus der Wirklichkeit.

„Nun ist sie todt, die arme fremde Frau,
Die gestern Abend mit der Post gekommen.
Dort geht der Doktor schon zur Leichenschau.
Vielleicht hat man noch was von ihr vernommen,
Woher sie kam — aus weiter Ferne ja;
Sie sah so seltsam aus, als bleich und bebend
Der Kutscher sie, da er sie sterbend sah,
Zur Herberg' eintrug, kaum noch lebend."

So geht's von Mund zu Mund das Dorf entlang,
Mich hat die Nachbarin zu sich entboten, —
Des Wirthes Wittwe, unbeholfen, bang, —
Ihr beizustehen bei der fremden Todten.
Es hat der Arzt, zu dem sie früh gesandt,
Mit ernstem Blick den Ausspruch schon gegeben,
Nachdem er seine Kunst umsonst verwandt:
„Ja, das ist ein erlosch'nes Leben."

Auf hartes Stroh gebettet liegt sie hier,
Die unbekannte, gramentstellte Leiche;
Trug dieses Antlitz einst der Schönheit Zier?
Ach, ihre Trümmer trägt es noch, das bleiche.
Wer war sie? wohin ging der Reise Zug?
„Zur nächsten Stadt weist ihre Reisekarte,
Sonst wußt' er nichts, der mir in's Haus sie trug,
Sie selbst sprach nicht, die Schmerzerstarrte."

Und langſam, mit bedächtig wicht'gem Schritt
Erſcheinen nach und nach die Dorfregenten.
„Die große Kiſte dort, die kam ja mit,
Sie wird uns Licht in dieſer Sache ſpenden!"
Sie wird geöffnet, eilig Stück für Stück
Entgleitet den neugierig thät'gen Händen,
Ich aber mußte bald den naßen Blick
Von dem enthüllten Jammer wenden.

Wohl Manches hat mein Auge ſchon geſchaut,
Das mir das Herz im Leibe machte beben,
Doch ſah ich nie, wovor mir mehr gegraut,
Als dieſen Nachlaß aus verblichnem Leben.
So reich, ſo arm! Vergang'ne Herrlichkeit
Und ſchwarzes Elend! Wie im Nachtgeſichte
Stieg vor mir auf viel tiefes Herzeleid
In einer nächtlichen Geſchichte.

Manch ſeidnes Kleid — erloſchen Farb' und Glanz,
Und bis zu dünnen Fetzen ausgetragen,
Daneben arme Lumpen — nichts mehr ganz,
Und redend doch von andern, beſſern Tagen.
Hier Tücher — mit dem einen deckten wir
Die Todte zu — vom allerfeinſten Linnen,
Das Stroh verhüllend und das Tuch, das ihr
Erſt unterlegt die Nachbarinnen.

Und aus dem Grund der Kiſte trägt herbei
Ein ſeid'nes Taſchentuch der Männer einer;
Zerriſſen iſt die Perlenſtickerei,
Und doch ſo zart, ſo ſchön! erſt wagt es keiner
Es aufzuthun, doch jener ſpricht es aus:
Wer weiß, hier finden wir der Wahrheit Spiegel."
Geſagt, gethan — es fällt ein Brief heraus,
Ein gräflich Wappen iſt ſein Siegel.

Das zarte Blättchen in der rauhen Hand
Hat nun des Dorfes Schreiber laut geleſen:
„Geliebte Tochter, endlich, endlich fand
Ich eine Spur von deinem Sein und Weſen.

O daß du deinem Vater nicht vertraut!
Nie hätt' ich dich im Elend schmachten lassen,
Ob auch dein Unglück — von dir selbst gebaut —
Mich niederbeugte ohne Maßen.

„O Kind, verirrte Liebe lockte dich
Zur Flucht aus deines Vaterhauses Frieden;
Wir weinten um dich — lang und bitterlich —
Doch deine Mutter weint nicht mehr hienieden.
Kehr' um, kehr' um, verirrtes theures Herz,
In's reiche Vaterhaus! mein Kind, erbarme
Dich über deines alten Vaters Schmerz
Und komm in seine offnen Arme!"

Da eilt' ich fort. Ob auf der Heimathfahrt
Zum Vater sie erlag dem langen Kummer,
Ob etwas noch von ihr erfahren ward —
Ich weiß es nicht; doch wachend und im Schlummer
Seh' ich dies Jammerbild. Am dunkeln Rand
Des Gottesackers, wo ihr Plätzchen haben,
Die hier gestorben fremd und unbekannt,
Da liegt das Grafenkind begraben.

Und wenn ich jene Trümmer vor mir seh'. —
Sie zu vergessen müh' ich mich vergebens —
Wacht in mir auf ein unnennbares Weh:
Ist das der Inhalt eines Menschenlebens?
O, jene Grafentochter nicht allein
Trug hoher Abkunft Spur im Bettlerkleide,
Verlorne Schönheit, tief verirrtes Sein,
Statt Heimathglück der Träber Weide.

Ein heimlich Wort ist Allen nah' gelegt:
„Kehr' um, kehr' um, was willst du elend bleiben?" —
Das unsers Vaters Königssiegel trägt
Und heimwärts ruft aus all' dem irren Treiben.
O, warum wird der Heimathbrief verkannt?
Was bleibt das Fürstenkind, das tief verkehrte
— Die Menschheit — lieber fern in Noth gebannt,
Als daß es heim zum Vater kehrte!

Geduld! Geduld! Er trägt in starker Hand
Doch all' die armen, weit verirrten Kinder.
Sein eigen Herz hat Er uns nachgesandt,
Der Sünde und des Todes Ueberwinder;
Der Menschensohn, der allen Jammer trug,
Als wär' er selbst, den Andern gleich, gefallen,
Läßt einst ein göttliches: „Es ist genug!"
In die erlöst'te Menschheit schallen.

# Johann Jakob Rietmann

(Siehe Band III. Seite 712—713.)

ist den 13. Oktober 1815 zu St. Gallen geboren, als Pfarrer in Lichtensteig (Toggenburg) den 4. April 1867 im 52. Altersjahr in Folge eines Gehirnschlages gestorben.

Den Eltern verdankte er ein reiches geistiges Erbe, das dann unter sorgsamer Obhut eines Pflegevaters, der den talentvollen Knaben behufs der Vorbereitung zur wissenschaftlichen Laufbahn zu sich genommen, trefflich gedieh. Frühe beschäftigten ihn neben den Schulfächern die neueren Literaturen, die er auch auf der Universität zu Jena neben dem Studium der Theologie eifrig pflegte. 1838 ordinirt, ward er auf $4^1/_2$ Jahre Pfarrer zu Nußbaumen (Thurgau), dann zu Rapperswyl-Jona, siedelte sich nach Kurzem in seiner Vaterstadt an, mit dem Gedanken, einzig seinen Studien zu leben, erhielt aber das Seelsorgeramt an der dortigen Strafanstalt übertragen. Vom Januar 1847 an hat er 20 Jahre lang als Pfarrer der Gemeinde Lichtensteig eifrig gewirkt, ohne sich durch anderweitige Berufungen abziehen zu lassen; die Gemeinde schenkte ihm das Ehrenbürgerrecht. Im Jahr 1862 wählte ihn die neu constituirte Synode in den Kirchenrath, dessen Mitglied er ohne Unterbruch blieb.

R. wirkte in seinen Kreisen vielseitig und mit Auszeichnung, als geistreicher Prediger, als warmer Freund der Schulen und Lehrer, als Berather vieler Familien, als Vereinsvorstand endlich auch als ein von Geist und Witz übersprudelnder Gesellschafter. — Seine reiche Muße benutzte er zum umfassenden Studium der Literaturen, in denen er nicht gewöhnliche Kenntnisse erwarb. Als selbständiger Schriftsteller trat er schon während seines ersten Pfarramtes auf. R. war kein Theologe im gewöhnlichen Sinn, kein Dogmatiker und kein kirchlicher Parteimann, aber ein idealer und religiöser Mensch. Es trifft ganz auf ihn, wenn

er in seiner selbstverfaßten kurzen Lebensskizze bei Anlaß des „Faust“ sagt: „Er war es, der mir die Schuppen theologischer Vornirtheit von den Augen nahm. Durch ihn ward ich des großen Unterschiedes von Theologie und Religion bewußt, und nur um künftig die letztere zu kennen und zu fördern blieb ich dem Studium der erstern getreu, was ich bis jetzt nicht bereut und wonach ich auch redlich mein amtliches und privates Leben gerichtet habe.“

Wie intim er sich mit dem großen britischen Dichterfürsten beschäftigt, das beweist seine literaturgeschichtliche Arbeit über Shakespeare's religiöse und ethische Bedeutung.

In den „Sozialistischen Träumen“ gab er seinem Ideale vom Reiche Gottes, d. h. von einer wahrhaft freien, auf die Grundsätze des ächten Christenthums basirten Gesellschaft beredten und glänzenden Ausdruck; „Träume“ hat er's mit bewußter Absicht betitelt.

Für unsern Standpunkt sind die poetische Bearbeitung des Buches Hiob und die „Predigten in Liedern“ das Wesentliche. — Er hat daneben noch Mancherlei gedichtet, diese Sachen aber, verhindert durch den plötzlichen Tod, nicht abgeschlossen, und die zurückgelassenen Manuscripte scheinen nicht druckfähig zu sein.

Wenn man sich versucht finden mag dem Manne als einer abgeschlossen in sich gefesteten Gestalt ein Denkmal zu setzen, so wird und muß man von seinem Gesammtwirken ausgehen; das spezifisch poetische Arbeiten ist ihm eben doch bloß ein Nebensächliches und nicht Selbständiges, R. ist nicht Dichter.

Die „Predigten in Liedern“ haben natürlich mehr vom Predigerton an sich als von eigentlich poetischem Gehalt; es ist Reflexionsdichtung, an welcher Einzelnes des Gedankengehaltes wegen auszuzeichnen wäre; ihre Bedeutung liegt mehr nach seiten der Klärung seiner theologischen Stellung.

Zum Buch Hiob mit Rücksicht auf die eigenthümliche Form der Uebertragung in Oktaven bemerkt der Verfasser selbst: Diese Form ist allerdings für den ersten Anblick eine sonderbare Erscheinung, aber hoffentlich auch nur für den ersten Anblick; denn genauer besehen ist dieses Buch zwar ein Lehrgedicht, abr kein reines, sondern es berührt gleich nahe das Drama wie das Epos, und das dramatische Element mußte auch berücksichtigt werden. War es nun irrthümlich die Oktave zum Vereinigungsglied aller drei Momente zu machen? Zudem wurde für die rein lyrischen Punkte, wie die Klagen Hiobs sind, die stets eine elegische Spitze bilden, ein eignes lyrisches Versmaß gewählt und im Besondern zur Unterbrechung der allfälligen Monotonie des Ganzen bestimmt. — Ein Gedanke, der sich auffallend mit einer anderwärts von uns erwähnten Wahrnehmung berührt. Im Uebrigen muß auch bei die-

ſer Dichtung mehr auf den Gedankenwerth als auf den rein dichteriſchen abgeſtellt werden.

Seine Reflexionen über den Geſellſchaftszuſtand und die geſchichtlichen Erſcheinungen des Sozialismus und eben ſo ſeine Gedanken über Shakeſpeare, dem er ein Lieblingsſtudium zuwandte, geben Zeugniß von einer ausgeprägten Individualität.

## Eingang zu „Hiob".

„Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er". Hebr. 12, 6.

Im Lande Utz da war vor grauen Jahren
Ein Mann mit Namen Hiob, fromm und gut,
Der hatte es an Hab und Haus erfahren,
Was Gottesfurcht und frommer Wandel thut,
Und ſieben Söhne, ſieben Töchter waren
Des Hauſes Stütze und der Heerden Hut,
Und viel Geſinde eilt vom frühen Morgen,
Sein zahllos Vieh und Land ihm zu beſorgen.

Die Kinder aber, nicht ſo ſtreng von Sitte,
Verzehrten, was der Vater groß gemacht,
Sie freuten ſich in luſt'ger Zecher Mitte
Und ſchwelgten manchen Tag und manche Nacht;
Dann ward vom Vater in der ſtillen Hütte
In Buße und Gebet die Zeit verbracht;
Wenn ſie gefrevelt, wenn geſündigt hätten,
Büßt er für ſie, will er ſtatt ihrer beten.

Zur Zeit verſammelte der Herr im Himmel
Der Engel Schaaren; — ſiehe da erſchien
Auch Satan unter'm fröhlichen Gewimmel,
(Denn ſolche Ehre war ihm noch verlie'hn)
Und aus dem feſtlich wogenden Getümmel
Erſah der Herr der Schaaren g'rade ihn.
„Wo kommſt du", fragt er ihn, „denn hergezogen?"
„„Ich habe eben erſt die Welt durchflogen.""

„Sah'ſt du nach Hiob? Auf dem Erdenrunde
Iſt Keiner wohl, der ihm an Tugend glich'."

„„Gewiß, von dieſem hab' ich gute Kunde,
Der iſt's, den du begabt ſo königlich;
Doch glaube mir, nimm ihm zu dieſer Stunde
Sein Hab' und Gut, — er flucht und läſtert dich;
Denn wahrlich bei ſo viel und großen Gaben
Iſt's leicht, ein wenig Gottesfurcht zu haben.““

„Es ſei", ſprach Gott zu Satan, „geh, erfahre,
Was einer frommen Seele tiefſter Sinn,
Nimm, was er hat an Hab' und Gut und ſpare
Von ſeinen Schätzen keinen, außer ihn;
An Leib und Leben aber ihn bewahre,
Und dann betrachte deines Thuns Gewinn,
Und ſchamvoll wirſt du hernach es erkennen:
Kein Unglück kann von Gott den Frommen trennen."

Und Satan that's. Am lauten Feſtgelage
War Hiobs Haus, und ſchmauste, trank und ſang;
Da kam, der erſte an dem Unglückstage,
Ein Bote von der Heerde, müd' und bang:
„Die Räuber haben, Herr, mit einem Schlage
Dein Vieh geraubt, nur ich entfloh im Drang,
Um dir die Kunde von den ſchweren Dingen,
Die dich getroffen, treulich herzubringen."

Noch ſprach der Mann, und wieder kam ein Bote:
„Herr, daß ich's dir erzähle, ich allein
Entrann dem grauenvollen Feuertode,
Der eben jetzt verzehrt die Schafe dein,
Denn glühend aus des Himmels Flammenrothe
Zuckt Schlag auf Schlag des Blitzes Wetterſchein.
Nicht Hirt noch Heerde ſiehſt du jemals wieder,
Des Himmels Feuer ſchmetterte ſie nieder."

Noch ſprach der Bote. „Herr! die Deinen alle", —
Sprach eine neue Kundſchaft, — „ſchwer Gericht
Hat ſie erreicht beim lauten Freudenmahle;
Da ſchwelgten ſie und dachten Gottes nicht,
Da kam der Sturm, und gleich dem Wogenſchwalle,
Stürzt er auf's Haus, das wankt und fällt und bricht,

Die Deinen all' ſind dort im Tod gebettet;
Ich meld' es dir, ich bin allein gerettet!"

Und wie aus einem ſchweren nächt'gen Traume
Fährt Hiob auf, zerreißt ſich das Gewand,
Rauft ſich das Haar, — „„vom kühnen, mächt'gen Baume,
Was iſt noch"" , ruft er, „„im geprieſ'nen Land?
Nur ich entlaubter Stamm im öden Raume! —
Doch nackt fuhr ich an dieſer Erde Strand,
Nackt fahr' ich wieder hin, ich zieh' nach oben,
Des Herren Will' geſcheh, — ich will ihn loben!""

Und weiter ſammelte der Herr im Himmel
Der Engel Schaar, und wiederum erſchien
Auch Satan unterm fröhlichen Gewimmel,
Und allſobald erſah Jehova ihn.
„Was bringt dich zu dem feſtlichen Getümmel,"
Fragt ihn der Herr, „was iſt hier dein Bemüh'n?"
„„Ich bin"", ſpricht der, „„von weitem hergezogen,
Ich habe eben noch die Welt durchflogen!""

„Und ſaheſt du nach Hiob? In der Runde
Iſt Keiner doch, der ihm an Tugend glich';
Umſonſt bewogſt du mich mit leerem Grunde,
Daß ich ihm Unrecht ließ geſcheh'n durch dich."
„„Von dieſem, wahrlich, hab' ich gute Kunde,
Noch iſt auf ihm dein Segen ſichtbarlich,
Geſund iſt er und froh noch; — aber quäle
Am Leibe ihn, ſo flucht dir ſeine Seele.""

„Wohlan, zu deiner Schande ſei's gegeben",
Sprach Gott zu Satan, „gehe, prüf' ihn hart
An ſeinem Leibe; doch von ſeinem Leben
Sei heilig jeder Augenblick bewahrt;
Durch Elend, Krankheit magſt du dir erſtreben,
Was ich zuletzt doch mir allein geſpart:
Hiob iſt mein, verſuch' es, alle Leiden
Sie ſollen nicht den Frommen von mir ſcheiden!"

Und Satan that's. Des Frommen Qual zu mehren
War seiner Lüste höchster Zeitvertreib;
D'rum sucht' er Hiob heim mit bösen Schwären,
Zerriß, zerfleischte seinen ganzen Leib.
Und Hiob saß in Schmerz und heißen Zähren
Und seufzte; da begann sein thöricht Weib:
„Was hilft dir nun dein Fasten und dein Büßen?
Laß deinen Gott, du wirst doch sterben müssen!"

„„Hast du das Gute nicht von Gott empfangen?""
Sprach Hiob d'rauf, „„Was will dein thöricht Wort?
Soll nicht das Böse auch an uns gelangen?
Gibt nicht das Schicksal Gleiches da und dort?
Wir hatten Glück, das ist dahin gegangen,
Wir haben Unglück, das auch ziehet fort!
Die Tage kommen und die Tage gehen,
Und so mag Erdenglück niemals bestehen.""

Und siehe, drei der Freunde Hiobs kamen,
Die fern von seinem großen Leid gehört,
Eliphas, Bildad, Zophar ihre Namen,
Kaum kannten sie den Freund, von Schmerz verzehrt,
Und weinend klagten sie ihr Leid zusammen;
Da ward auch Hiob nun von Gram bethört,
Er flucht dem Glücke, das er erst verloren,
Und flucht dem Tag, der ihn zur Welt geboren.

---

„O wär' ich nie geboren!
Verflucht sei jene Nacht,
Die mich aus dunkeln Schatten
Dem Tage zugebracht!

„Der Tag sei öd' und trübe
Und ohne Glanz und Licht,
Und Gottes ew'ge Liebe
Erfrag' und nenn' ihn nicht!

„Von Wolken überschattet,
Von Finsterniß umgraut,
Sei er nicht bei den Tagen,
Die Menschenauge schaut!

„Und keiner Freude Stimme
Und keines Sternes Schein,
Kein Licht und Leben dringe
In jene Nacht hinein!

„Und ob auch nach dem Lichte
Und nach dem Morgenroth
Sie sehnsuchtsvoll sich wende,
Sie bleibe kalt und todt!

„Was hat sie mich geboren,
Mich nackt hieher gestellt
Und mich herauf beschworen
In's Unglück dieser Welt!

„O daß ich nie geboren
Und nie gesäuget wär',
So läg' ich doch und schliefe
Und grämte mich nicht mehr!

„Bei Königen und Räthen,
Bei Fürsten, reich an Gold,
Die Trümmer sich erbauten
Und Moder sich geholt;

„So läg' ich bei den Schatten,
Die fern vom Lichte nun,
Ob Reiche oder Arme,
Von ihren Mühen ruh'n!

„Im Frieden sind sie wieder,
Und Herr und Knecht sind gleich;
Was soll dem Müden frommen
Das Licht so qualenreich?

„Doch ihm kein Ende nahet,
Und grüb' er selbst hinab —
Wie nach verborgnen Schätzen —
Er fände nicht sein Grab!

„D'rum ſtrömen meine Klagen,
Und Schrecken hüllt mich ein;
Im Wirbel des Entſetzens,
Wo endet meine Pein?“

## Drittes Lied.

### III.

Zuletzt ſprach Bildad: „Droben in den Höhen,
Bei Gott iſt Macht zum Frieden und zum Streit.
Wer möchte ſeine Schaaren überſehen,
Und wem erglänzet nicht ſein Strahlenkleid?
Wie ſollte nun vor dieſem Gott beſtehen
Des Weibgebornen Selbſtgerechtigkeit?
Wenn vor ihm Mond und Sterne ſelbſt erbleichen,
Willſt du, o Wurm, dich noch mit ihm vergleichen?“

### IV.

D'rauf Hiob: „„Ja, es half dein Wort dem Schwachen,
Dem Thoren haſt du Weisheit kund gethan!
Für wen nur ſo viel leere Worte machen,
Was für ein Geiſt denn wehete dich an?
Hört mich: Das Meer muß vor dem Herrn erkrachen,
Ihm öffnet ſich des Abgrunds finſtre Bahn;
Des Nordens Bogen wölbt er ob der Leere
Und hängt in's Nichts des Erdenkreiſes Schwere.

„„Das Waſſer band er feſt in Wolkenmaſſen,
Und Wolken breitet er um ſeinen Thron;
Weit muß das Land des Meeres Reich umfaſſen,
Der Himmelsbau erbebt bei ſeinem Droh'n;
Er peitſcht das Meer und ebnet ſeine Straßen,
Den Himmel ſchmücket er mit goldner Kron'.
So thut er; — doch von ſeinem Donnergange
Wo iſt der Laut, der bis zu uns gelange?““

# Aus den „Socialistischen Träumen".

Sechstes Kapitel.

## St. Simon.

Man hält die Franzosen gewöhnlich, wenn auch nicht für tiefe, doch für praktische Spekulanten. Der französische Socialismus hat sie zum größten Theil weder als das Eine noch das Andere gezeigt. Geistreich sind sie in ihren schlagenden Antithesen, und so haben die französischen Sozialisten über der dunkeln Folie unserer oder noch mehr *ihrer* verrotteten Gesellschaftsverhältnisse*) die brillantesten Wasserkünste ihres Witzes und ihrer Phantasie spielen lassen. Aber diese Phantasie ist nichts weniger als reich und neu, jenem Witze liegt keine großartige Spekulation zu Grunde, und hinter oft kindischer Phantasterei und Tändelei verbirgt sich meist ein geistloser Mechanismus. Sie kommen, wie in der Poesie, so auch in der Philosophie nicht aus dem *Rococo*, im praktischen Leben nicht über die *geschnittene*, uniforme, äußere Tenüe heraus.

So auch St.-Simon. Es gelingt ihm, in den ergreifendsten Gegensätzen das Elend der Armen gegenüber dem Luxus, die Zerrissenheit und den Verfall der gegenwärtigen Gesellschaft, namentlich den Jammer der industriellen Bevölkerung gegenüber der Geldaristokratie zu schildern; aber um den Bruch zu heilen und die Kluft auszufüllen, dafür findet er die zwingende Formel nicht. St.-Simon hat kein System des Socialismus geschrieben. Er gab seinen Nachfolgern nur Bausteine hiezu, oft nur Phrasen. Sein letztes, von ihm für sein reifstes Werk erklärtes ist der „Nouveau Christianisme". Die Grundlage seiner neuen Gesellschaft soll das christliche Gebot sein: „Liebet einander wie Brüder!" Woher aber diese Liebe kommen soll, wird nicht gesagt; sie wird, wie im Owenismus, bei der ursprünglichen Güte des Menschenherzens, trotz des vorhandenen Hasses und Unrechtes, als natürlich vorausgesetzt.

Das Christenthum und die christliche Erlösung vom Hasse ist darum im St.-Simonismus eigentlich ein hors d'oeuvre, obgleich die Göttlichkeit des Christenthums anerkannt wird. Es bleibt beim *Gebote*: Liebet einander! *Warum* und *wie* dieses Gebot zu erfüllen *möglich* sei, das ist Nebensache; was kümmert es die Frucht, auf welchem Stamm sie wachse? „Das Urchristenthum war gut; das Papstthum aber kann die Menschen weder gut noch glücklich

*) Fourier z. B. nennt das französische Volk: le plus mal gouverné de l'Europe, le plus dévoré par les sangsues, le plus inepte en politique externe, le plus prodigue du sang des soldats, le plus dupe en dénouements de guerre, en traitement et en alliances, le plus favorable aux charlantans et aux agiteurs philosophiques etc., welch' Letzteres jedenfalls die französischen Socialisten selbst am meisten bewährt haben.

machen. Der Protestantismus ist zwar ein Fortschritt, doch in seinem Dogma sowohl als in seiner Moral mangelhaft, sein Cultus arm und wirkungslos." — Darum: „liebet einander!" oder nach jenem Schulmeister: „Buben, habt Genie!"

Warum auch nicht? Das ist ja eine Bagatelle und versteht sich von selbst, und darauf beruht nichts Geringeres, als die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der neuen Gesellschaft, d. h. der neuen, wahrhaft heiligen und allgemeinen Kirche, deren Messias in St.-Simon erschienen ist, und mit welcher alles weltliche Regiment, alle Cäsareopapie aufhört. Dieser Kirche gehört Alles zu, sie allein hat und darf Besitz haben; sie regiert Weltliches und Geistliches, den äußern und innern Menschen. Heilig ist die Wissenschaft, heilig die Industrie, heilig jeder Beruf, und Alles ist glücklich unter dieser neuen hierarchischen Despotie, deren ostensibler Grundsatz: „à chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres!" O, rufen wir mit Plutus (nicht Pluto!) in Dante's „Hölle": „Pape Satan, Pape Satan aleppe!" *)

# Adrian von Arx.

(Siehe Band III, Seite 707—711.)

Auf den Schriften des A. von Arx scheint ähnlich wie auf dem Lebenslaufe des Dichters eine Art Verhängniß zu ruhen. — Eine Ausgabe der sämmtlichen Werke von kundiger und befreundeter Hand ist planiert worden, aber mitten in der Ausführung stecken geblieben. Von dem angekündigten Werke:

> Sämmtliche Schriften von Adrian von Arx. Gesammelt und herausgegeben von F. A. Stocker. Mit Biographie und Portrait des Verfassers.

ist nämlich einzig Band 2 erschienen, enthaltend das fünfaktige historische Schauspiel:

> Der Tag von Laupen. Frick, Stocker'sche Verlagshandlung, 1864.

Die übrigen Bände, auch der erste mit der versprochenen Biographie, blieben aus.

Wir finden nun den Rest der Schriften unsers Dichters zerstreut, theils im Druck, theils im Manuscript; eine Gesammtausgabe wird schwerlich mehr folgen.

*) Cant. VII. 1.

Es sind:

Das Landrecht von Solothurn vom Jahre 1492. Historisches Schauspiel in fünf Akten. Frick, 1866 (In der „Sammlung vaterländischer Schauspiele").

Gedruckt:

Phantasien im Bremer Rathhauskeller. Bern, bei Jent & Reinert, 1849.
Der Korporal oder die Heimatlosen, Schauspiel. Murten, 1852.

Im Manuscripte liegen uns vor:

Joseph in Egypten, Oper von Méhul. Eine freie Umarbeitung nach Alexander Duval, 1835.
Der St. Josephstag 1844 im Elysium.
Gedichte.
Aus dem Orient (Korrespondenz).
Korrespondenzen mit seiner Familie und zwei Tagebücher.

„Der Tag bei Laupen"

kann nicht gerade auf den Rang eines groß durchgeführten Kunstschauspiels Anspruch machen und tritt auch nicht mit der Prätension eines solchen auf. Einmal ist es schon dem Umfange nach knapp gehalten, trägt auch weniger streng dramatische Geschlossenheit an sich und hat gerade wegen seiner Kürze den Dichter nicht darauf geführt, ein abgerundetes Zeitbild oder vollständige charakteristische Personenbilder aufzustellen. Wohl aber ist es ein recht anmutendes historisch vaterländisches Stück. Aus dem Jahre 1339 stellt es ein Moment dar aus dem großartig weltgeschichtlichen Kampfe des 14. und 15. Jahrhunderts, der überall zum Austrage gekommen, dem Kampfe zwischen dem aufstrebenden Bürgerthum und dem ablebenden Ritterthum, zwischen der constant emporwachsenden Macht der Handel treibenden Städte und der niedersteigenden Aera des ländlichen Burgadels, für den natürlich auch Oestreich eintritt. In diesem Kampfe hat die stolze Bern, die nicht umsonst den Bären im Wappen trägt, einen Hauptschlag geführt; das Objekt ist also groß und würdig. Eines der allerfreundlichsten Bilder ist es, wie die Länder, die 30 Jahre zuvor frei gewordenen Waldstätte, vertreten durch die ehrwürdige Gestalt des unterdeß zum gereiften Mann aufgewachsenen Arnold von Melchthal biderb und treu eidgenössisch der bedrohten Stadt die Rechte reichen, während umgekehrt die feindselige Haltung Freiburgs den Rivalitätenstreit der aufstrebenden Städte darlegt und in dem zu seinen Standesgenossen rückkehrenden Kiburger jene Fraktion des Burgadels auftritt, welcher heruntergekommen in Zeiten der Gefahr oder Geldnoth mit den reichen Städten in Bündniß trat, aber ihnen ein höchst unzuverlässiger, ja treuloser Genosse war und immer wieder zum natürlichen Bündniß mit seinen gebornen Standesgenossen zurückgravitirte. Die Geschichte von den schlechten Geldmünzen des

Kiburgers — Kiburgerblech — ist ergötzlich. Die markigst gezeichnete Gestalt ist die des siegenden Berner Feldherrn Rudolf, Castellan von Erlach, eine ganze Natur, ein Mann und Charakter von nicht gewöhnlichem Schlag. Es ist fast rührend, wie der bis dahin als Burgvogt und Erzieher der Söhne in Diensten des Grafen von Nidau stehende und von der tüchtigen Familie hochgeschätzte Mann in dem entscheidenden Momente, da Nidau sich halb widerwillig zum Oberfeldherrn gegen Erlachs Geburtsstadt pressen läßt, vor die im Rathe versammelten Adeligen tritt, dem Herrn und Freunde den Dienst kündet und geht, halb in ahnender Wehmuth um die befreundete Familie, halb in gehobener Siegeszuversicht für seine theure Vaterstadt. Es ist die Losung der Zeit und die Devise des ganzen Stückes, wenn der kampflustig mit in die Schlacht sich werfende und mit fallende junge Prinz von Savoyen meint:

Das ist das große Unglück unsrer Tage:
Die Städte blüh'n, der Edeln Stern erbleicht.

Und eigen bewegend, als Graf und Gräfin von Nidau mit den beiden Knaben, jene in der unbestimmten Ahnung sich nimmer wiederzusehn Abschied nehmen und der Mann schließt:

Ich will euch noch bis über'n Steg begleiten.
Kommt Kinder!

Herrmann.

Ja, wenn du mir was versprichst.

Nidau.

Was, Kind?

Herrmann.

Du mußt mir meinen Lehrer fangen!

Rudolf.

Den Erlach? Ja, den fängt man nicht so leicht.

Die Sprache ist einfach, knapp abgebunden, dem Gegenstand angemessen, bisweilen etwas ungelenk oder unter dem allgemein bei den Dramatikern so häufigen Fehler leidend, daß in unorganischem Bau Satztheile vom einen auf den andern Vers übergeleitet werden (enjambement). So z. B.

Lutp. Ist denn die Fehde schon ergangen, daß
Er um Verstärkung anhielt?

Stauffer. Kann's nicht sagen.
Das ist jedoch gewiß, der Adel rüstet,
Da Handel und Verkehr gehemmt sind, daß
Gerne uns der Lebensmittel Zufuhr
Man sperren möchte, wenn es menschenmöglich.

Ein schön und fest herausgehobener Moment: Der Rath von Bern ist versammelt; noch ist Erlach nicht da, und die Stadt ermangelt des Führers. Da in den Aengsten des Vaterlandes spricht der Schultheiß in der vollen Rathsversammlung das kurze fromme Gebet:

Gott unsrer Väter, sei du unser Hort!
Du hast mit Vaterlieb' uns stets gehegt,
Du hast der Hände stillen Fleiß gesegnet
Und oft des Feindes Grimm von uns gewendet!
Verlaß uns nicht in unsrer letzten Noth!
Laß nicht dein treues Volk zu Schanden werden!

Und wie vom Himmel gesendet sprengt der rechte Mann in die Stadt hinein, der Retter in der Noth.

Dagegen macht es sich eher lächerlich, weil übertrieben, wenn Bubenberg dem nach dem Sieg auf seine Güter sich zurückziehenden Erlach nachruft:

O Cincinnatus! Zweiter Phocion!

„Das Landrecht von Solothurn", mehr Familienstück, trotz bedeutsamer geschichtlicher Unterlage, macht einen ganz eigenthümlichen und etwas getheilten Eindruck, wie es auch auf getheiltem Boden spielt, allerdings unter den Gliedern einer und derselben Familie, aber kurz, zum Theil in Breslau, zum Theil in Solothurn, jedenfalls hat es eine etwas fremdartige Grundlage und infolge davon auch eigenthümliche Entwicklung. Die zwei Brüder Christian und Gottfried Günther haben sich tödtlich entzweit, indem der erstere, ein gewaltthätiger Kopf, dem andern die Braut abgejagt und sie zu seiner nichts weniger als glücklichen Frau gemacht hat. Gottfried, ein tüchtiger Sattlermeister, ist nach Solothurn ausgewandert und da geachteter Bürger geworden; Christian aber, zum Breslauer Bürgermeister gemacht, wird hochmüthig und fahrläßig und verarmt. Sein studirter Sohn aber, der nicht Geistlicher werden will, kommt als Sattlergeselle zum Oheim nach Solothurn und weiß die ganze zerrissene Familie zu versöhnen. Nebenbei ist dieser Sohn Joseph mit einer Unbekannten, die in seines Vaters Haus freundlich als Magd aufgenommen worden, in ein liebend vertrautes Verhältniß getreten; sie aber, unglücklich und ungerecht gebrandmarkt, zieht wieder fort. Die beiden treffen sich in Solothurn wieder, und zwar entpuppt sich die einstige Dienstmagd als vornehme und reiche Gräfin, die in den Prozeß ihres Vaters verwickelt, ihrer Güter beraubt und enterbt ward, jetzt aber wieder völlig restaurirt ist. Joseph aber hat einen Adligen beschimpft und soll bestraft werden. Da tritt die Gräfin dazwischen und begehrt den Verurtheilten zum Manne, wodurch er nach den Landrechtsbestimmungen gerettet ist. So endet nach den schwersten Verwicklungen und un-

versöhnlich erschienenen Zwisten Alles in Frieden und Freude, und die schweren Knoten sind gelöst.

Wir können Bedenken nach dreifacher Richtung nicht unterdrücken: Der Ortswechsel ist uns zu stark, der Zeitsprung zu groß und — noch fraglicher — die Doppelentwicklung im Schicksal der Alten und in dem der so seltsam zusammengeführten Jungen scheint uns zu viel: kurzweg, das Drama scheint uns künstlich überladen und der Bau eines einzelnen Stückes nicht im Stande die zusammengehäufte Last organisch zu tragen, und dies um so weniger, als dieses sehr kurz gefaßt auftritt, also den feinen Nüancirungen in Entwicklung der so sehr complicirten Situationen und der Charaktere nicht Raum gibt. — Die Form ist in Prosa.

Einzelne Charaktere und Szenen heben sich ganz besonders ab: Der alte Günther in Breslau tritt sofort als eine tyrannische und hochfahrende Natur auf, bis das selbstverschuldete Schicksal ihn läutert. Er will mit seinem Sohn obenaus, nur deshalb hat er Theologie studiren müssen; in der Welt Präsentiren ist Alles, in so fern könnte er ganz modern sein. Man nehme die Worte:

Jetzt wollen wir uns festlich schmücken, und Ihr, Josepha, fehlt mir ja nicht in der Kirche. Ihr müßt unsern Joseph predigen hören; Ihr seid eine Person, die etwas versteht, und gehört — gewissermaßen — zum Hause. Joseph, halte dich tapfer, mehr brauch ich dir nicht zu sagen, und die Stadtpfarrerstelle wird dir nicht entgehen! (Mit Dünkel.) Wir haben zu präsentiren, und ich bin Bürgermeister und Hauptmann der Stadtmiliz.

Oder vor der ersten Predigt an den Sohn:

Noch eins: Laß deine Stimme wacker erschallen. Auch wende dich mehr an die Vornehmen als an den Pöbel; vorzüglich aber begrüße mit Wort und Mienen den hochedlen Rath, Joseph. Du kennst den Fisch, darum wähle den rechten Köder. (Abgehend.) Den Köder, Joseph, den Köder!

Eine ganz andere Natur ist der alte Sattlergeselle Nicol, wol die feinst gezeichnete unter allen Gestalten des Stückes, obschon sie nur eine Nebenrolle spielt; das ist eine von den Gestalten, welche wir heut als verschwunden bezeichnen müssen, unsre schnell lebende Zeit hat auch das patriarchalische Verhältniß über den Haufen geworfen, daß ein Geselle oder Diener durch drei Generationen in einem Hause bleibe und so förmlich das treue Erbstück der Familie werde. Der Dichter hat den bald Hundertjährigen ganz richtig eingeführt mit den Worten „herzliche Gemüthlichkeit, ohne kindisch zu sein"; auch die Geschwätzigkeit paßt dem Alter und den Verhältnissen; die ganze Natur, treu und wahr wie Gold, ist durch und durch liebenswürdig. Wie gemüthvoll anziehend ist sein erstes Auftreten, da der Alte g'rad am Tage von Josephs

erſter Predigt mit einer großen Bibel unter'm Arm erſcheint; wir ahnen's das iſt der gute Schutzgeiſt des wankenden Hauſes, wenn er anhebt:

So, das Haus iſt leer; der alte Nicol hütet's, hat's oft, gar oft gehütet, der alte Nicol Grundlach. Nun iſt's ſtill um mich her, recht ſtill, wie's mein altes Herz, mein alter Kopf braucht, wenn ich zu Gott, meinem Herrn bete,

(Setzt ſich, ſchlägt die Bibel auf und lieſt leiſe kurze Zeit durch einen Naſenquetſcher.)

„Ob ich ein treuer Knecht geweſen durch mein langes Leben?" (lacht gemüthlich). Auf Michelstag werd' ich 92 Jahre alt und diene nachgerade 80 Jahre einem Herrn. — Nicol, du lügſt! — Drei Herren, aber einem Hauſe. Ja, ja, einem Hauſe. Meines jetzigen Herrn und Meiſters Großvater Lebrecht nahm mich in die Lehre; da war ich ein Kerlchen, ſo — ſo groß. Und weil ich ein kleines Kerlchen war, ſo hieß mich Jung und Alt das Nickelchen. — Nun, nun, das iſt ſchon lange her, und ärgert den alten Nicol lang, lang nicht mehr.

Und nach der Betrachtung über ſein und des Hauſes Schickſal hört er gemüthlich auf:

Die Predigt iſt vorbei; ſie kommen aus der Kirche; mach' dich fort, du alte Plaudertaſche! —

Und gegen's Ende, als der Alte das Haus ruinirt ſieht, die Werkſtätte verlaſſen, die Arbeit verloren, und ſich, der 100jährige Knabe, da er Nichts mehr zu thun und zu retten ſieht, entſchließt — man ahnt, mit wie ſchwerem Herzen! — nun doch auch auszuwandern, und vor den Herrn und die Frau tritt mit den Worten:

Lebt wohl, Meiſter, gute Meiſterin; ich darf Euch nun nicht mehr läſtig fallen, und die Arbeit iſt längſt — längſt zu Ende. Der alte Nicol wird jetzt wandern müſſen, hat zu lange gewartet, der alte Geſelle. Wandern muß der Handwerksmann einmal — der Eine früh, der Andere ſpät; und ſeinem Schickſale kann Niemand entgehen. Nun freilich, bei mir iſt's die höchſte Zeit! (läſelt gemüthlich). Bin heut 100 Jahre alt geworden und ziehe hinaus an meinem Geburtstage, das ſoll Glück bringen — ſagte meine ſelige Mutter! — Hui! die Sattlerei ſoll leben, hoch!

Wem da nicht das Herz aufgeht, daß er dem biderben Alten mit einem: Grüß Gott, du treue Seele! die Hand drücken möchte, der hat kein Herz. Ganz unwillkürlich fallen uns jene alten treuen Hausgeiſter ein, von denen die naive Sage erzählt.

Ein eiſerner Charakter iſt Meiſter Gottfried, der Solothurner, den der ſchlechte Bruder Chriſtian einſt im Elternhaus um das ganze Lebensglück beſtohlen oder beſſer heimtückiſch betrogen hat. Sehen wir ihn in ſeiner tüchtig gediehenen Werkſtatt, als er am Namenstage die treu zugethanen Geſellen beſchenkt hat:

Es iſt oft leichter Fröhliche zu machen, als ſelbſt fröhlich zu ſein! — Ein verloren Leben — ein freudlos Leben, — Herr, mein Gott, iſt wahrlich mehr, denn ein verloren Kartenſpiel. Nur eins erhielt mich noch am Leben und war

mein Stab durchs täuschungsvolle Erdenthal! — Die Rache! — Die Liebe ist stark! — Geb's zu, aber das Gefühl der Rache ist stärker. — Ob mich die lange Zeit geheilt? Nein! — Fast ein und dreißig Jahre, ein halbes Menschenalter, vermochten nicht den Durst zu löschen, hier — hier! — (Auf die Brust deutend) den Durst nach Rache! — Dem schändlichsten der Menschen galt sie, gilt sie noch! — Dem, der mich um mein Leben, nein, das wäre nichts, dem, der mich um die schönsten Freuden des Lebens, um Ehe- und Vaterglück bestohlen! Er lebt in — — — Breslau, und die Sprache nennt ihn Bruder! (Pause) Ich wollte einst ihn morden, — ich gedachte auch ihr den Tod, doch solche Rache schien mir nicht teuflisch genug, und in dem Brüten über eine ausgesuchte Rache vergingen mir der Jahre ein — und dreißig in fremdem Lande — und noch schläft — die Rache nicht!

Da predigen sie uns von der windelweichen Demuth und dem christlichen Verzeihen, das sie Alle doch nicht üben. G. ist ein Mann und Charakter, und das ist die natürliche Sprache des tief verwundeten Herzens. Etwas stark ist's dann allerdings, als der Neffe zu ihm kommt und der Oheim, in der Meinung den Vater am tödtlichsten zu treffen, im Begriff ist den Unschuldigen zu erdolchen.

Das Stück „Der Corporal", uns vorliegend in einem Exemplar, welches von der Hand des Autors die Rollenvertheilung bei einer Aufführung in Olten, wobei der berühmte Kunst während seiner Irrfahrten in der Schweiz die Titelrolle gab, eingezeichnet enthält, scheint nach der Jahreszahl ungefähr gleichzeitig mit dem „Tag von Laupen" entstanden zu sein. Künstlerisch steht es diesem aber entschieden nach und macht in seiner zwar edlen, aber etwas romantischen Begeisterung einen mehr jugendlichen Eindruck. Sein allgemeiner Grundgedanke ist zu bezeichnen als die Feier des von Bundes wegen erlassenen noblen Beschlusses zur Einbürgerung der vorher polizeilich trostlos gehetzten Heimathlosen. Das ganze Stück macht in seinem Ablauf den Eindruck einer Idylle, in welcher freilich die dunkeln Schlagschatten nicht fehlen. Das Geschick der Hauptpersonen ist in seinen gewaltigen Wechseln stark romanhaft und führt uns aus den furchtbaren Schrecknissen des 1812. Feldzugs in Rußland bis in ein lieblich stilles Heim in den friedlichen Schweizerthälern. Die Personen sind fast alle zu fein gezeichnet; so sind leider! die Menschen nicht; diese großartige Aufopferung und liebende Entsagung, diese tiefe Gemüthlichkeit und der großartige Rechtssinn leben eben nur in der Traumwelt. Auf der andern Seite ist der Dorfammann Weller, ein grausamer Filz, der denn doch nicht blos die Andern unglücklich machen will, sondern bei allem Reichthum es selber ist, seit er gegen sein eigen Fleisch und Blut unverbesserlich gewüthet hat, eine Gestalt, wie sie in Wahrheit wieder nicht sind; auch nicht die leiseste Saite klingt an dem verwilderten Wesen menschlich ansprechend an. Dieser 70jährige Korporal ist vom Kopf bis zum Fuß das Ideal eines Menschen: sehen wir

ab von seinen großmüthig aufopfernden Handlungen, wie seltsam ergreift es, als der Alte, der nach 30 übrigem Dienste arm und nur mit dem Ehrenkreuz und seinem herrlichen Adoptivkinde Clarchen heimgekommen und als Heimathloser von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorf in die Wälder gejagt worden, gleichwol seinem schweiz. Vaterlandsgefühl im Verhör vor dem Tribunal folgenden Ausdruck gibt:

Der Kindheit erster Eindruck
Verliert sich nie aus eines Menschen Sinn.
So weiß ich, daß mein jugendfrommer Blick
Bewundernd oft auf diese Berge schaute,
Wenn sie im Glanz der Abendsonne glühten.
Des Windes Rauschen in den knorr'gen Eichen,
Der Heerdenglocken liebliches Geläut,
Das Murmeln des forellenreichen Bachs,
Des Gletschers Donnern in der stillen Nacht, —
Sie sind, ich fühl's, mein Wiegenlied gewesen!

Offenbar wieder nach den Erfahrungen der Jesuitenzeit ist der Pfaffe gezeichnet, den der ebenbürtige Ammann mit folgenden Worten zu einem Schurkenstreich anspornen will:

Ihr Herrn regieret ganze Dörfer ja,
Steckt Eure Nas' in Alles, Küch' und Keller,
Wißt, was am Sonntag man und Montag bäckt,
Wer irgendwo zu Tische ward geladen,
Wie manche Flasche Weines war getrunken,
Wo da und dort ein Päärchen ward gekuppelt.
Der Weiber zarte, andachtglüh'nde Herzen
Oeffnen sich gläubig Eurem Mitgefühl,
Und Dinge werden oft Euch anvertraut,
Die kaum das Ehebette je vernimmt.

Die gemüthlichste Szene, halb zum Weinen und halb zum Lachen, ist es, wo der Korporal als Angeklagter, sein alter Capitän, der ihn erkennt, als Richter sich gegenüberstehen, dieser im Gerichtssaal mitten im Verhör aus der Rolle fällt, mit dem Graubart anfängt die Schrecken und Großthaten des russischen Feldzugs in lebendiger Wechselrede zu recapituliren und schließlich d'rauf und d'ran ist dem Militärkameraden um den Hals zu fallen; Rollen für Leute von gemüthtiefem Humor.

Die „Phantasieen im Berner Kornhauskeller", die natürlich schon durch ihren Titel an Wilhelm Hauff's „Phantasieen im Bremer Rathskeller" erinnern, datirt vom Sylvesterabend 1848, gehen auf den 30. Wintermonat jenes Jahres, als den Tag, da die alte Bern als Hauptstadt des neuen Schweizerbundes bestimmt worden war. Sie sind eine Art Rhapsodie auf's Gedeihen des frisch begründeten Bundeslebens, angeknüpft an eine Rück- und Vorschau, welche von den im Kornhauskeller unter den Kantonswappen angebrachten alten Sprüchen ausgeht.

Die Einkleidung ist eine Vision, welche den Gründer der Mutzenstadt, den edlen Berchtold V., den großen Christoffel, den Mutz selbst, die mit der Tagsatzung dahingegangenen alten 22 Standesweibel und zum Schenkenamt für so hohe Gäste auch den einst als fideler Bacchusprieſter bekannt gewesenen Pfarrer Weinzäpfli wiederaufleben und sich die neue Herrlichkeit beschauen läßt. Das ganze mit Humor durchgeführte und übrigens von tüchtig eidgenössischem Sinn getragene Stück liest sich leicht und gefällig. Einzelne Schweizerlieder sind passend eingeflochten.

Von Gedichten liegt im Manuscript eine kleinere Zahl vor, lyrischer und epischer Art, Lieder und Balladen, zum Theil noch aus früher Studienzeit, verschiedenen Werthes und Wesens.

„Der St. Josephstag im Elysium", 1844, ist ein fideler Jux, dessen Pointe darauf geht, den wackern Meister Disteli als würdigen Elysiumsbürger aufzunehmen; der vorzügliche Zeichner mit dem schelmischen Humor hätte sich wahrscheinlich einen Leichensermon auf diesen Styl ausgebeten.

Die Korrespondenz aus dem Orient bezieht sich auf seine vorübergehende Theilnahme am Türkenkrieg und führt uns von Marseille über Griechenland und Constantinopel bis auf's schwarze Meer; türkische Zustände sind das Hauptbeobachtungsfeld.

Ein Stück Correspondenz aus dem fernen Osten und Westen gibt interessante Einblicke in die harten äußern und innern Kämpfe eines reichen, ruhelos strebenden und schwer bewegten Lebens. Eben so einzelne abgerissne Stellen der Tagebücher.

Die freie Uebertragung der durch Méhul's Composition berühmt gewordenen Oper „Joseph in Egypten" ist Jugendarbeit.

Zum Charakterbild: A. v. Arx war ein volles Gemüth, getragen von idealer Höhe der Weltanschauung, die sich aber mit den Forderungen des realen Lebens nicht zu setzen und nicht zu beruhigen verstand. Daher auch seine unruhige Laufbahn, das Gefühl des Ungenügens in verschiedenen Stellungen, das unstäte Hinausstreben in die Weite und nicht selten der Conflikt mit den Forderungen der einmal herrschenden Zustände.

Eine Biographie, der wir nur kurze Daten entnehmen, ist von seiner Wittwe verfaßt; es ist eine hoch interessante Laufbahn, welcher auch die schweren Schicksalswechsel nicht fehlen sollten.

A. v. A. ist den 28. Februar 1817 in Olten geboren. Als Zögling des Collegiums in Solothurn trat er dem Zofingerverein bei, dichtete bereits Lieder und Balladen. Er ward nach einander Sekretär in Olten, Aktuar der Amtsschreiberei in Balsthal, Regierungssekretär in Solothurn, Sekretär der eidgenössischen Militärgesellschaft, endlich eidgen. Kriegssekretär. Mit Vorliebe Militär, stieg er vom Artillerielieutenant

zum Major auf. Mit vollem Herzen dem Prinzip der Freiheit und des Forschrittes zugethan, ward er durch die politische Bewegung des Jahres 1845 zur Theilnahme am Luzerner Freischaarenzug mitgerissen. Ein besonderer Freudentag war es, als im Oktober 1851 eine Basler Gesellschaft seinen „Tag bei Laupen" aufführte und den herbeigerufenen Dichter krönte. Dem ideal hochstrebenden Geiste ward das einförmige Büreauleben unerträglich; überdieß ward er wegen seines Dichtens bettelt, erfuhr Kränkungen und nahm deshalb 1854 seine Entlassung. Auf bundesräthliche Empfehlung hin nahm er als Offizier am orientalischen Kriege theil, in der Hoffnung sicher für seine Familie sorgen zu können; getäuscht kehrte er bereits nach 9 Monaten zurück, um alsbald als Hauptmann (später Major) in die englische Fremdenlegion zu treten; in dieser Stellung sah er Gibraltar, Malta, Smyrna; da ward Friede, die Legion entlassen, der letzte rückkehrende Offizier war A. v. A.

Nun erhielt er in Olten am Hauensteintunnel eine kleine Stelle, die ihn nicht halten und nicht ansprechen konnte. Zum dritten Mal verläßt er schweren Herzens Weib und Kinder, um ihnen eine neue Heimath zu suchen in Amerika. Nachdem er hier seine Schule gemacht, kommt er bei der New-Yorker Abendzeitung an, dann als Mitredaktor bei der Staatszeitung, dem ersten deutschen Blatte daselbst. Trotz der gedeihlichen Laufbahn, die sich ihm hier eröffnet hatte, ward er durch die vertrauensvolle Freundschaft, in die er mit dem in der Verbannung lebenden General Paëz aus Venezuela trat, in dieses Land gezogen. Die Revolution hatte den Mann in seine Heimath zurückgeführt; der Freund gieng mit, einer passenden Stelle sicher; der feierliche Einzug in Valencia schien von bester Vorbedeutung, als sollten sich die Wolken, die sich über sein Leben gezogen, unter der tropischen Sonne des Südens verziehen. Aber kaum ein Monat ist vergangen, da werfen ihn das tropische Klima und die Sehnsucht nach den Seinen auf's Krankenbett. Die Töchter des Generals selbst pflegen ihn, — umsonst, der 11. März 1859 schließt ein reiches Leben ab. In derselben Zeit verlor die hartgeprüfte Frau in Olten den ältesten und jüngsten ihrer drei Söhne.

In fremder Erde liegt der edle Schweizerdichter; kein Denkmal ziert seine Grabstätte; aber er hat sich eins aufgebaut im Herzen der Edelsten und Tüchtigsten.

A. v. A. hat das gewöhnliche Schicksal hochstrebender und ideal denkender Köpfe erfahren; günstiger als im eignen Vaterlande hatte ihm in fremden Ländern das Glück gelacht; Achtung und Liebe wurden ihm, Theilnahme seiner Familie in hohem Maße gezollt — von Ausländern. Der alte leidige Spruch: Kein Prophet gilt in seinem Vaterlande!

## Aus dem „Tag von Laupen".

### Erster Aufzug.

#### Sechster Auftritt.

(Schluß.)

**Die Vorigen. Venner Kistler** (vortretend).

**Kistler.**

Nicht dieſen kleinen Zänkereien gilt's,
Die ſie zum Vorwand ihrer Fehde brauchen.
Die blüh'nde Stadt ſteigt ihnen in die Augen,
Der Wohlſtand, der ſich ſichtbar mehrt,
Die Handelsgüter, die auf Fluß und Straßen
Der ſinn'ge Fleiß in unſre Mauern bringt,
Das Zutrau'n, deß der bloße Name: Bern
In aller Herren Lande ſich erfreut
Indeß, trotz Adelsbrief und Stammbaum, ihnen
Auf's bloße Wort kein Menſch 'nen Heller borgt, —
Die Freiheit, die der güt'ge Herzog Berchtold,
Der Gründer unſ'rer Stadt uns hat gewährt,
Die alle deutſchen Kaiſer uns beſtätigt, —
Das iſt der Grund, und darum möchten ſie
Mit Einem Schlag in's tiefſte Herz uns treffen.

**Stauffer.**

O laßt ſie kommen nur, juckt ſie die Haut,
Wir wollen heim ſie ſchicken, daß die Luſt
Des ungerechten Händelſuchens ihnen
Für lange Zeit vergeht, deß ſeid gewiß.

**Wyß.**

Wir wollen Meiſter ſein in unſrem Lande
Und nehmen weder Weiſung noch Befehl
Von dieſen Grafenkönigiein entgegen.

**Lutz.**

Der Waffen ſind genug, an friſchem Muth
Wird es bei Gott! beim Bernervolk nicht fehlen!

**Stauffer.**

D'rum gebt nicht nach und weichet nicht vom Recht,

Ihr Herrn des Rathes, denn wir werden männlich
Zum letzten Tropfen Blutes für euch ſtehen!

Alle.

Bis in den Tod! Es ſei! Bis in den Tod!

## Zweiter Aufzug.

### Vierter Auftritt.

Vorige. Rudolph von Erlach.

Nidau.

Sieh da, mein Rudolf! Edler Herr, erlaubt,
Daß ich mit dieſem Mann bekannt euch mache.
Er iſt mein Freund, mein Bruder, was ihr wollt,
Rudolph von Erlach.

Savoyen.

Dieſen Namen kenn' ich.
Gar manche ruhmgekrönte Kriegesthat
Hat ihn für alle Zeiten in den Mund
Gelegt des Volkes. Seid gegrüßt, Herr Ritter.

Nidau.

Johann, Prinz von Savoyen!

Erlach.

Euer Vater!
Wir haben manchen ſcharfen Ritt gethan,
Und nicht auf Federn jederzeit geſchlafen —
Wie geht's ihm, edler Prinz?

Savoyen.

Für ſeine Jahre
Recht gut. Er ſprach mir viel und oft von Euch.

Erlach.

Gedenkt er noch des alten Kampfgefährten?

Savoyen.

Gewiß! mit Herzlichkeit.

Erlach.

Ja, ja! Gemeinſam
Vergoſſ'nes Blut, das kittet feſt die Herzen.

Nidau.

Was aber willst du hier in voller Rüstung,
Als gält' es, spornstreichs in die Schlacht zu ziehn?

Erlach.

Ich bitt' um meinen Abschied.

Nidau.

Alter Freund!
Was ficht dich an?

Erlach.

Ich möchte heim, nach Bern.

Nidau.

Du scherzest wohl? —

Erlach.

Es ist mein voller Ernst,

Nidau.

Gerade jetzt?

Erlach.

In diesem Augenblicke.

Nidau.

Erlach, seit vierzig langen Jahren bist
Du selten von der Seite mir gekommen.

Erlach.

Ich weiß es, Freund. Wir waren unzertrennlich,
Auch fällt mir Scheiden schwer.

Nidau.

Was treibt dich denn?

Erlach.

Die Pflicht.

Nidau.

Du willst nach Bern, zu unsern Feinden?

Erlach.

Wenn du sie deine Feinde nennst, ja wohl!
Der Bürger Erlach zieht zu seinen Brüdern.

Nidau.

Du willst mich, deinen ält'sten Freund, verlassen?

Erlach.

Die Freundſchaft iſt mir eine heil'ge Pflicht,
Doch höh're Rechte hat das Land der Väter.

Nidau.

Du bangſt vielleicht um deinen Grundbeſitz,
Den du durch weiſe Sparſamkeit erworben
Im Lande rings. Wir woll'n dich ſchadlos halten.

Erlach.

Du weißt, ich hab' in Bern ein ſtattlich Haus,
Das mächtig raget über alle andern,
Von wo dem trunk'nen Blicke ſich erſchließt
Der ganze Zauber unſrer Gletſcherwelt.

Nidau.

Ich kenn' es, wie mein eigenes.

Erlach.

Wenn es morgen
Ein Raub der Flammen wird, — in Gottes Namen;
Ich hab' an Glanz und Reichthum nie gehangen.

Nidau.

Bleib' meiner Söhne willen, ſie ertragen
Den Schmerz der Trennung kaum.

Erlach.

Ich liebe
Die Meinigen kaum mehr und habe redlich
Geſtrebt zu wackern Männern ſie zu bilden.
Dies Zeugniß, hoff' ich, ſtellſt du gern mir aus.

Nidau.

Ein beß'rer Lehrer lebt auf Erden nicht!
Entzieh dich ihnen nicht! dein Werk vollende!

Erlach.

Gern. — Unter einer einzigen Bedingung.

Nidau.

Die wäre? Sprich!

Erlach.

Tritt aus dem Bund zurück!
Sei Freund mit Bern, das niemals dich beleidigt.

Nidau.

Zu spät, zu spät! Beschworen ist der Bund!

Erlach.

So laß mich ziehn.

Nidau.

Sonst wäre nichts, das dich
In meinem Dienste länger halten könnte?

Erlach.

Nichts!

Nidau.

O nochmals! Gedenk der alten Freundschaft!

Erlach.

Ich will sie nie vergessen, nie.

Nidau.

Ich setzte
Mein unbeschränkt Vertrauen stets auf dich.

Erlach.

Ich wußte diese Ehre hoch zu schätzen

Nidau.

Rudolf, der Abschied schneidet mir in's Herz.

Erlach.

Ich dacht' auch nie, mich so von dir zu trennen.

Kiburg.

Bei Gott, Graf Nidau weint am Ende noch,
Laßt doch, zum Teufel, den Verräther ziehn.

Erlach.

Mein Arm, Herr Graf, ist höherm Dienst geweiht,
Sonst wäre dies dein letztes Wort gewesen.
Such' die Verräther du in deinem Hause.

Makenberg.

Er soll nicht fort.

Aarberg.

Ergreift und bindet ihn!

Nidau.

Halt ein! frei sei sein Weg! Ich halt' ihn nicht.
Er mag nach seiner Ueberzeugung handeln.

Matenberg.

Er ſollte ungehindert ziehn zum Feinde?

Valendis.

Laßt ihn doch gehn, was liegt an Einem Mann?

Erlach.

Ihr ſagt, Herr Graf, ich ſei Ein Mann — als Mann
Will ich mich zeigen! —

(Ab.)

## Fünfter Auftritt.

**Vorige** ohne **Erlach.** **Katharina,** Gräfin von Nidau, tritt auf.

Katharina.

O ſagt mir, iſt es wahr,
Was alle Diener ängſtlich zu ſich flüſtern,
Rudolf von Erlach tret' aus unſerm Dienſt?
Du ſchweigſt — dein unſtät Auge ſucht den Boden?
Ruf' ihn zurück, um deiner Kinder willen.

Nidau.

Ruf' ihn zurück! — Verſuche du's; wenn du
Ihn noch gewinnſt, ich will dir's herzlich danken.
Doch wie ich ſeinen Eiſenwillen kenne,
Kommſt du zu ſpät. Er kehrt uns nimmer wieder.

Katharina.

Dann wehe dir und deinem ganzen Stamm!
Der gute Engel flieht aus deinem Hauſe.

(Sie geht ab. — Der Vorhang fällt.)

# Vierter Aufzug.

## Erste Scene.

Freie Gegend von Laupen.

### Erſter Auftritt.

**Graf Rudolf von Nidau.** **Katharina.** Ihre Söhne **Rudolf** und **Herrmann.**

Nidau.

Verlaß mich jetzt! Geh mit den beiden Knaben
Nach Neuenegg zum Pfarrer, meinem Freund.
Ich will dir fleißig von mir Kunde ſenden.

Katharina.

Laß eine kleine kurze Weile noch
In's Aug' dir ſchauen, Freund. Es blickt ſo lieb
Und ruft ſo manche ſel'ge Stunde mir
Zurück in das Gedächtniß. Laß' mich bleiben!

Nidau.

Wie gerne hielt' ich dich in meiner Näh'
Und blickte unverwandt dir in das Auge,
Wie in den erſten Tagen unſrer Liebe.
Allein mich ruft die Pflicht, die rückſichtsloſe,
Des Feldherrn ſorgenreiches Amt. Drum geh,
Und Gottes Engel walten über dir! —

Katharina.

Du Dränger, doch ſo wahrlich eilt es nicht!
Wo iſt der Feind? Was haſt du zu gefahren?
Sind nicht die andern Führer bei dem Heer?

Nidau.

Mit eignen Augen ſieht man ſtets am beſten.
Erlach liebt handeln. Jeden Augenblick,
Unvorgeſeh'n, kann er die Schlacht uns bieten.

Katharina.

Denk, wenn ich jetzt zum letztenmal dich ſähe!

Nidau.

Wie magſt du dich mit dem Gedanken quälen?

Katharina.

O manche düſtre Ahnung ſteigt mir auf
Und kündet nahes Unheil. Jede Nacht
Bringt Träume mir, ſo ſchwarz und grauenvoll,
Daß ſich die Sinne faſt darob verwirren!
Hältſt du auf Träume was?

Nidau.

Träume ſind Schäume, —
Die Ausgeburt des fieberkranken Hirns;
Die Kinder des Gedankens, den du hegteſt,
Eh' du entſchlieſſt. — Geh, gute Katharina!

Katharina.

Verſprich mir, Rudolf, tollkühn nicht zu ſein,

Nicht ohne Noth dich in Gefahr zu wagen!

Nidau.

Ich habe meinen Weg mir vorgezeichnet.
Der Wille Gottes ſchafft und nimmt das Leben.
Wenn's ihm gefällt, ich bin bereit. Du weißt,
Was dann zu thun.

Katharina.

Ich weiß es. Nidau! Nidau!
Du kehrſt mir nimmer wieder?

Nidau.

Aengſtige
Dich nicht um mich. Nimm deine beiden Knaben.
Ich will euch noch bis übern Steg geleiten.
Kommt Kinder!

Herrmann.

Ja, wenn du mir was verſprichſt.

Nidau.

Was, Kind?

Herrmann

Du mußt mir meinen Lehrer fangen!

Rudolf.

Den Erlach? Ja, den fängt man nicht ſo leicht.

Nidau.

Ich bring' ihn euch, ſobald die Schlacht geſchlagen.
Wir werden wieder Freunde werden. Kommt!
Komm, Katharina! Muth, mein theures Weib!

Katharina.

Ich werde Muth, mein Loos zu tragen, brauchen.

## Zweite Scene.

Lager von Laupen.

### Zweiter Auftritt.

**Johann von Savoyen. Gerhard von Valendis.** Im Hintergrunde Spieler, Zecher u. ſ. w.

Valendis.

Ihr habt das ganze Lager nun umwandelt.
Was denkt Ihr von dem Heer?

Savoyen.

Ich habe viel
Kriegsleute ſchon geſehn trotz meiner Jugend;
Doch ſelten fand ich ſolchen Kampfesmuth,
Solch heiß Verlangen nach Gefahr und Schlacht.
Ich freu' mich wie ein König hier zu ſein
Und dieſen Feldzug mitzufechten. Aber meint
Ihr wohl, daß ſich die Berner ſchlagen werden?

Valendis.

Ihr täuſcht euch, Herr, wenn ihr den Zweifel hegt,
So leichten Kaufes kommt ihr nicht davon.

Savoyen.

Ja, ja, ſie werden einen Streich verſuchen
Und dann ſich unſerm Willen unterwerfen,
Um ſich mit einem Schein von Ehre aus
Der Sache zieh'n zu können.

Valendis.

Herr, gebt Acht!
Es wird noch manche harte Beule ſetzen.

Savoyen.

Sie wagen's nicht. Denkt unſ'rer Uebermacht!
Auf Einen fünf.

Valendis.

Und wären's Zehne auch!
Der Bär wird ſich mit Zahn und Klaue wehren.

Savoyen.

Um deſto beſſer! Kampf iſt meine Luſt,
Und hätt' ich keine Feinde zu bekriegen,
Ich ſuchte Streit mit meinem beſten Freund.

Valendis.

Dann traf eu'r Vater eine ſchlimme Wahl,
Als er als Friedensmittler euch uns ſandte.

Savoyen.

Er iſt ein guter Herr, doch alt und mürriſch,
Und liebt und übt, was er vor Zeiten haßte.
So hat er's mit dem Frieden eben auch.

In ſeiner Jugend war im röm'ſchen Reich
Kein größ'rer Störefried. Er ſagt es ſelbſt
Und meint, ich werd' auch anders denken einſt,
Wenn erſt der Jugend wilde Zeit vorbei.
Mir gleich! So lang ihr Strom noch fließt und rauſcht,
Will ich mit vollen, gier'gen Zügen trinken
Und Ehr' und Ruhm, und was das Leben ziert,
Im reichſten Maaß vom blüh'nden Strauche pflücken!

Valendis.

Hoch ſtrebt eu'r Sinn. — Auf eurer Stirne wird
Des Ruhmes ewig grüner Lorbeer glänzen.

## Dritter Auftritt.

Vorige. Peter von Aarberg und Eberhard von Kiburg treten auf.

Aarberg.

Ich duld' es nicht, ich habe beß'res Recht
Auf dieſes Haus, als du. Ich ſtellte mehr
Zum Heer, drum will auch mehr Gewinn ich haben!

Valendis.

Was zankt ihr da?

Aarberg.

Graf Eberhard verlangt
Durchaus, daß bei der Theilung ihm der Hof
Rudolfs von Erlach überlaſſen werde.

Kiburg.

Zehn andre nimm dafür, nur laß mir den.
Verräther ſchalt er mich! Mit ſeinem Gute
Bezahl' er mir den Schimpf.

Aarberg.

Wohlan,
Das iſt ein Grund. Ich werde anders wählen.
Es hat in Bern der ſchönen Häuſer mehr.

Valendis.

Verkauft den Pelz nicht, eh' den Bär ihr fingt.

### Vierter Auftritt.

**Vorige. Schultheiß Makenberg. Venner Füllistorff.**

Makenberg.

Habt ihr die neuen Schaaren einziehn sehen?

Savoyen.

Wir nicht.

Makenberg.

O Schade, edler Fürst! Das war
Ein Zug! — Voran auf einem Berberroß
Mit hundert Helmen Ritter Montenach.
Dann folgten mit viel hundert Reisigen
Johann Rossilon, Bischof zu Lausanne,
Und Sittens Bischof, Philipp von Gastons.
Den Jubel hättet, Herr, ihr hören sollen,
Mit dem das Heer die Ankömmlinge grüßte!

Savoyen.

Jetzt fehlt zum Schlagen uns nur noch der Feind.
Der wird sich doch am End' nicht sehen lassen.

Füllistorff.

Sorgt nicht, der wird sich immer finden, Herr!

Makenberg.

Ich habe vorhin einen Mann gesprochen,
Der just von Bern kam. Angst und Schrecken
Herrsch' in der Stadt. Es fehlt an Allem.
An Leuten, Führern, Rath. In der Verzweiflung,
Um über ihre wahre Zahl zu täuschen,
Hab' man selbst Weber in das Heer gesteckt.

Savoyen.

Schön so. Da blüht dem Tapfern nach dem Sieg
Doch irgend welche Kurzweil. Sind in Bern
Wohl schöne Weiber, sagt? Nach Kampf und Streit
Geht nichts mir über Liebeständelei'n.

Füllistorff.

Die Weiber, deren Makenberg erwähnt,
Sie dürften euch zu rauhe Hände haben.

Valendis.

Wo bleibt der Graf von Nidau, unſer Feldherr?

Makenberg.

Ich wünſch ihn gar in meiner Nähe nicht.
Er keift und zankt den ganzen Tag und ſtört
Die Luſt der Krieger und den frohen Muth.

Füliſtorff.

Er iſt ein weiſer und fürſicht'ger Herr!

Makenberg.

Mir zu fürſichtig nur. Wär' die Gefahr
Auch da, die er ſich denkt, ich wollt' ihn loben,
So aber iſt ſein Thun höchſt lächerlich,
Und ſeine Vorſicht ſtreift zunächſt an Furcht.

Valendis.

Ihr thut ihm Unrecht.

Aarberg.

Thöricht wahrlich iſt's,
In einer Stellung, wie die unſre, ängſtlich
Die Waffen muſtern, wie er anbefiehlt,
Streiftruppen in die nächſten Dörfer ſenden,
Als wäre gegen Uebermacht zu kämpfen.

Kiburg.

'S iſt wahr. Man kann auch Vorſicht übertreiben.
Ich haſſe ſolch gelehrt Schulmeiſterweſen,
Wie er auskramt den lieben langen Tag.
Befolgten wir getreulich ſeinen Willen,
Wir hätten nicht ein armes Stündlein Ruh.

Aarberg.

Wer wird auf uns wohl einen Angriff wagen?
Wir ſind ein Heer von dreißigtauſend Mann.

Füliſtorff.

Pocht nur auf eure Ueberzahl! Wie oft
Hat eine kleine Schaar ein Heer bewältigt
Durch Todesmuth und kluger Führer Anſtalt.

Makenberg.

Mag oft geſchehn ſein, aber gilt hier nicht.

Füllistorff.

Steht, Schultheiß, ihr dafür? — Die Berner werden
Wie Löwen kämpfen, denen man die Jungen
Geraubt, und Erlach ist ein weiser Führer!

Makenberg.

Der Füllistorff ist angesteckt von Nidau,
Er hat den Schlotter! Zieh doch lieber heim,
Als, eine Unglückseule, hier zu krächzen!

Füllistorff.

Freiburg hat mir sein Banner anvertraut,
Das will ich aufrecht halten bis zum Tod,
Doch eures Trutzes werdet ihr nicht froh!

## Fünfter Auftritt.

Vorige. Rudolf von Nidau tritt auf.

Nidau.

Was soll das Spielen und Zechen hier?
Mit solchen Kriegern ist mir nicht gedient.
Ein Jeder zu der Schaar, der er gehört!

(Die Spieler u. s. w. ab.)

Nidau.

Ihr Herrn, ich hege ernstliche Besorgniß:
Das ist der Weg nicht, der zum Siege führt.

Aarberg.

Da hörst du's, Eberhard! Ich wett', es wird
Nun wieder eine schöne Predigt setzen.

Nidau.

Ich rede nun mein letztes ernstes Wort.
Ihr habt des Heeres Führung mir vertraut,
Und ich, dem Rufe folgend, übernahm
Damit die Last, euch an das Ziel zu führen,
Das unsrer Rüstung Zweck ist. — Wenn nun ihr,
Die ihr die rechte Hand mir solltet sein,
Leichtsinnig meine Pläne kreuzt und nicht vollzieht,
Was ich als nützlich unserm Vortheil achte,
Die weisen Lehren setzet außer Acht,
Die die Erfahrung an die Hand uns gibt,

Den ernſten Krieg als Poſſenſpiel betrachtet,
Und Narren ähnlich tanzt am Rand des Abgrunds,
So wälz' ich des Kommando's Laſt von mir,
Und tret' ins Heer als ein gemeiner Krieger.

Valendis.

Zürnt nicht, wir folgen euerm weiſen Rath,

Nidau.

Mein Nam' als Führer klang vor Zeiten gut,
Ich will ihn nicht an meinem Abend ſchänden.

Kiburg.

Die Freud' ob unſrer großen Uebermacht
Hat nur auf eine Weile uns berauſcht,

Füliſtorff.

Gebeut! Aus deinem Namen mach' ich That.

Nidau.

So geht zu euern Leuten, ſprecht ſie an,
Erregt, belebt ſie, ſchürt die Kampfbegier,
Nährt ihren Haß auf Bern, auf Sieg die Hoffnung,
Heißt wachſam ſie und ſtets gerüſtet ſein,
In einer Stunde werd' ich Rundſchau halten.
Ihr, edler Herr, begleitet mich.

Savoyen.

Ich folge.

(Alle zu verſchiedenen Seiten ab.)

## Dritte Scene.

Rathhaus in Bern.

### Sechster Auftritt.

**Erlach, Kiſtler** (ſitzen an einem mit Papieren ꝛc. bedeckten Tiſch), **Bubenberg, Melchthal, Vigier, Hauptleute** u. ſ. w.

Bubenberg.

Erzählt mir mehr, ſeid nicht ſo karg mit Worten!
Erzählt mir mehr von unſerm greiſen Freunde,
Dem großen Schützen Tell.

Melchthal.

Mein guter Herr,

Was soll ich weiter euch von ihm erzählen?
Er ist gesund und heiter, Krankheit hat
An diesen Eisenleib sich nie gewagt.

Bubenberg.

Er liebt das edle Waidwerk denn noch immer?

Melchthal.

Das Alter hat gebeugt sein kühnes Haupt
Und fesselt seinen Fuß an's flache Thal;
Sonst wär' er selbst der Führer unsrer Schaar.

Bubenberg.

Der Himmel geb' ihm langes, frohes Leben,
Daß seine Saat in voller Blüth' er sehe. —
Sind eure Leute, Hauptmann, wohlverpflegt?

Vigier.

Ich fürchte nur, sie werden mir verwöhnt,
Verächter ihrer sonst so magern Kost.
Die ganze Stadt gleicht einem Gasthaus ja.
Vor jeder Thür, entlang den Lauben allen
Stehn Tische, wohlgedeckt mit Wein und Speisen,
Und freundlich ladend und bedienend eure
Ehrbaren Frau'n und Töchter hinter ihnen;
Bestrahlt von Fakeln und zahllosen Kerzen
Erscheint die Gasse wie ein Weihnachtssaal.
Man wähnte sich an einem großen Fest,
Wenn nicht der Rüstungen Geraffel und
Der Schwerter Klirren mahnten an den Ernst
Des Laupentages.

Bubenberg.

Laßt die Leute nur
Sich freu'n und auf den nahen Kampf sich stärken!

Vigier.

Die Freude sparen wir bis nach der Schlacht.

Erlach.

Du hast nun also meinen Plan erfaßt?

Kistler.

Ich glaub' es, Feldherr.

Erlach.

Hör noch einmal an!
Du ſiehſt den Hügel hier. — Wenn's mir gelingt,
Ihn zu beſetzen, kann der Feind, gedrängt
Im Raum, der uns von Laupen trennt,
Wo in die Saane ſich die Senſe ſtürzt,
Nicht ſeine volle Macht entfalten. Dieſen Hügel,
Der Bromberg heißt er, nimmſt du, ſei's durch Liſt,
Die feindliche Sorgloſigkeit benützend, ſei's
Im offnen Kampf. Ich muß den Hügel haben.

Kiſtler.

Ich ſetze Ehr' und Leben dran, bin ſtolz
Auf eu'r Vertrau'n, die Vorhut mir zu laſſen.

Erlach.

Such' Leute aus, die wohl die Lage kennen,
Bewohner jener Gegend, die vertraut
Mit Weg und Stegen ſind. Schärf' ihnen ein,
Die ungangbarſten Pfade dich zu führen,
Daß ja der Feind dein Nahen nicht bemerkt.
Kriech' auf dem Boden, einer Schlange gleich,
Kein Laut der Ueberraſchung, keine Silbe
Geſprächs entſchlüpfe einer Lippe! Leg's
Den Männern deiner Wahl noch ernſt an's Herz!
Denk immerfort: ich muß den Bromberg haben.

Kiſtler.

Ich höre, Herr, und denke eurer Worte.
(Ab.)

## Siebenter Auftritt.

Vorige (ohne Kiſtler).

Erlach
(vorwärts tretend).

Nun, meine Freunde, werthe Bundsgenoſſen,
Wann ſchlagen wir die Schlacht? Gebt eure Meinung.

Melchthal.

Als Kramburgs Botſchaft unſern Landsgemeinden
Eröffnet worden, ſandten ſie uns aus,
Nach altem Bündniß, eure Noth zu theilen,
Da habt ihr uns. Macht mit uns, was ihr wollt,

Nur handelt rasch. Wir sind ein armes Volk
Und treiben unser Vieh hoch in die Berge,
Wo Hütung noth und manche Sorgfalt. — Nun
Sind Weiber, Greis' und Kinder nur daheim,
Die können auf die Dauer dem Geschäft
Nicht vorstehn, und die Wirthschaft kömmt zu Schaden.
Auch haben wir nur für acht Tage Nahrung,
Die trägt ein jeder Mann im Feldsack mit.
Drum hab' ich nur die Antwort eurer Frage:
Schnell und bis auf den Tropfen unser Blut!

Erlach.

Das ist das Volk, das bei Morgarten focht,
Rasch wie der Blitz und fest wie seine Berge.

Bigier.

Es ist auch meine Ansicht.

Hauptleute.

Unser Aller! —

Erlach.

Habt ihr bezüglich auf die Anordnung
Des Kampfes irgend einen Wunsch?

Melchthal.

Mein Volk
Hat mich gebeten, euch zu sagen, daß
Es vorzieht, mit der Reiterei zu fechten.

Erlach.

Ich gönn' ihm diese Ehre herzlich gern,
Doch hatt' ich sie dem meinen vorbehalten,
Dem, weil um seine Sache wird gekämpft,
Der schwerste Platz geziemt, der stärkste Gegner,
Fürwahr, ihr wählt euch einen harten Stand.

Melchthal.

Wir haben am Morgarten sie besiegt
Und woll'n auch hier die Kraft an ihr versuchen.

Erlach.

Nach eurem Wunsch. — Und nun gen Laupen, Freunde!
Ich habe hohe Hoffnung in der Brust,

Ein dunkles, leiſes Ahnen frohen Siegs!
Verſammelt eure Leute! Mitternacht
Rückt bald heran — hell ſcheint der Mond —
Wir treffen juſt beim Frühſtück unſern Feind.
Lebt wohl Herr Schultheiß! Hütet gut die Stadt,
Und denket unſer vor dem Herrn der Schlachten!

Bubenberg.

Ich will auf Knie'n vor ſeinem Throne liegen,
Den Lorbeer auf dein männlich Haupt erflehn!
O ſeht! Der würd'ge Prieſter Baſelwind!

Achter Auftritt.

Vorige. Baſelwind.

Baſelwind.

Ihr ſchlachtgewohnte, erzumſchiente Männer,
Bevor ihr geht an eu'r bluttriefend Werk,
Hört Gottes Wort aus ſeines Dieners Munde!
In ſeinem heil'gen Buche ſteht geſchrieben:
Wer mit dem Schwert umgehet, fällt durch's Schwert.
Doch wenn das Vaterland bedroht, da ſchickt er ſelbſt
Vom hohen Himmel ſeine Schaaren aus
Und wird, wie einſt mit Judas Makkabäus,
Wie einſt mit euern und mit unſern Vätern,
Der Vater, Retter des bedrängten Volkes.
Drum wandelt zuverſichtlich eure Bahn!
Bedenkt, vom Himmel blicken eure Ahnen,
Geſtrenge Prüfer, auf eu'r Thun herab!
Bedenkt, von dieſer Mauern Zinne folgt
Der Blick euch einer unermeſſ'nen Zukunft,
Des Weibes thränenſchweres Aug', der Kinder
Ahnungerfüllter Schrei ob Vaters Scheiden!
Es ſchau'n auf euch der Stadt bejahrte Häupter,
Die, wenn auch für die Freiheit oft geſtritten,
Doch jetzt zu Haus das morſche Alter hält,
Die einen Wunſch nur noch im Herzen tragen:
In freiem Lande einſt ihr Grab zu finden!
Deß denkt, ihr Männer! Und dann wird der Sieg
Mit Luſt um eure Fahnen flattern. Fürchtet

Den Tod nicht! Er iſt unſer Aller Loos. —
Heil dem, der auf der Ehre Bett entſchläft
Im ſchönen Kampf um ſeines Landes Wohl!
Der Himmel nimmt ihn auf in ſeine Freuden,
Für ewig lebt er in des Volks Gedächtniß,
Und nach Jahrhunderten noch lernt das Kind
Des Helden Namen mit Verehrung ſprechen —
Und nun kniet Alle! — Hier vor meinem Gott,
Deß armer Diener ich auf Erden bin,
Streu' ich in ſeinem Namen ſeines Segens
Füllhorn auf eure Waffen. Blickt auf ihn,
In höchſter Noth kann er allein noch retten! —
Ich trag' voran euch ſeines Sohnes Bild,
In ſeinem Schutze wird der Sieg euch werden!

Erlach.

Auf nun, nach Laupen!

Alle.

Auf, nach Laupen!

(Während ſie abgehen, fällt der Vorhang.)

## Aus dem „Landrecht von Solothurn".

### Zweiter Akt.

#### Dritter Auftritt.

Gottfried, dann Joſeph.

(Es klopft.)

Gottfried.

Es klopft. Herein!

Joſeph
(eintretend).

Zu Gunſt gehalten, Herr Meiſter, wenn ich läſtig bin.

Gottfried.

Wer ſeid Ihr und was wollt Ihr?

Joſeph.

Ein Fremdling bin ich, und was ich will? — Euch!

(Mit dem Tone inniger Liebe und feſten Vertrauens.)

Gottfried.

(Joſeph's mit durchdringendem Blicke anſehend; bei Seite.)

Welche Aehnlichkeit! (Laut.) Noch eine Frage, woher ſeid Ihr und wie heißt Ihr? —

Joſeph.

Aus Schleſien! — In Deutſchland, und mein Vater heißt — Chriſtian Günther! —

Gottfried.

(Zurückfahrend; bei Seite.) Ha! — Sein und ihr Sohn! Allmächtiger Gott, Du biſt ewig gnädig und gerecht, denn du ſendeſt mir, zwar nach langer Friſt — zur Rache die Gelegenheit. — Habe Dank, gerechter Gott! — (Laut.) Nun ſagt mir weiter, wie kommt Ihr zu mir, der ich Euch nicht kenne?

Joſeph.

Das will ich, und Ihr erlaubt mir wohl, daß ich mich dazu ſetze, denn ich bin müde; ein langer Weg von Schleſien nach der Schweiz und Solothurn an das Herz des Oheims.

Gottfried.

Schweigt, junger Menſch; der bin ich nicht. Ich habe keine Schweſter, keinen Bruder!

Joſeph.

Keinen Bruder?

Gottfried

(ruhig und ſchneidend kalt).

Nein!

Joſeph.

Auch niemals einen gehabt?

Gottfried

(heftig).

Nein, nein!

Joſeph.

Und doch mein Oheim, Ihr habt ja einen Neffen!

Gottfried.

Nein, ſag' ich, nochmals nein!

Joſeph

(erhebt ſich vom Stuhle).

Dann entſchuldigt mich, daß ich — fehl ging — lebt wohl! (Geht.)

Gottfried.

Bleibt doch noch!

Joſeph
(bleibt ſtehen).

Was habt Ihr mir zu ſagen, fremder Mann?

Gottfried.

Viel. — Setzt euch. (Pauſe.) Kennt Ihr die Liebe?

Joſeph.

Ich kenne ſie — leider!

Gottfried.

Leider!? (Bei Seite.) Bei Gott, doppelt mit mir verwandt. (Laut.) Seht, junger Menſch, auch ich kenne ſie, ſo, daß mir heute noch ihr erſter Klang im Herzen tönt! Und das iſt lange her. — Hört denn einen fünfzigjährigen Geſellen von ſeiner erſten Liebe ſprechen und weinet meinetwegen, wenn Euch anders das Lachen dazu kommen läßt. — (Pauſe.) Ein Mägdlein liebte mich, ein Mägdlein lieb und gut, der Eltern Freude, des Städtchens Stolz.

Sie war mir zugethan in zarter Liebe und Treue; bis mein einziger Bruder durch alle Künſte eines ſchlechten Herzens ſie mir entfremdete. Verläumdung meiner in Abweſenheit vom Hauſe, falſche Briefe aus der Fremde, als habe ich ein Weib verführt und nenne Kinder mein, kurz, als ſei ich des Laſters ärgſter Geſelle, vermochten endlich doch, was nimmer ich für möglich hielt. Charitas — hatte mein vergeſſen — in meines Bruders Armen. —

Joſeph.

(Bei Seite.) Meine Mutter!

Gottfried.

(Bei Seite.) Vorbei! Vorbei! — Laßt mich der innern Qual, der ſchrecklichen nicht gedenken. Es ſteht dem ernſten Manne nicht wohl an, Gefühle des Jünglings zu ſchildern. Bleiben wir bei Thatſachen, die erfaßbar ſind. Ich eilte heim, geſtachelt von der Feuerpein der Nachricht; zu ſpät, um noch zu ändern, zu früh für das, was kommen ſollte. — Die Hochzeitsfackel leuchtete dem müden Fuße, der durch das Thor der Stadt nun wankte. Die Fidel verhöhnte mein zitterndes Herz, und als ich bei dem Brauthaus ankam, das hell erleuchtet durch die Altbüſſerſtraße ſchaute, ſchlug ein hundertſtimmig „Lebehoch!“ an mein Ohr! — Die Sinne wirbelten mir im wilden Tanze, darum fragt mich nicht, wie ich zur Stelle kam! — Ich ſtand, ein lauter Mahner, vor Braut und Bräutigam — umringt von einer Anzahl Gäſte. — Sie ſank nie-

derzedonnert von des Bewußtſeins ſchwerer Schuld zuſammen. — Er aber ſchalt mich einen Hund und ſpie mir ins Angeſicht, und ehe ich bedenken konnte, was darauf die Gebühr, ſaß mir ſein Dolch, den er ſtets bei ſich zu tragen pflegte — in der Bruſt. — Ich ſank und tränkte den Boden mit meinem Blute.

(Joſeph verhüllt mit beiden Händen ſein Angeſicht.)

Gottfried.

O, ſeid nicht ängſtlich, junger Menſch, der Unglückliche ſtirbt nicht ſo leicht! — Ihr ſeht, ich bin geneſen, trotz Gebet um einen nahen Tod. — Erſtanden von einem langen Lager, beſann ich mich doch nicht lange. Es gibt in einem ſolchen Falle nur zwei Wege. Weiche, wandere, oder bleibe und werde lächerlich. Ich ging, ja, aber mit einem fürchterlichen Schwur, mein Begleiter durch's Leben. — Ich hab' ihn nie vergeſſen, und werd' ihn halten — ſind auch dreißig Jahre ſeitdem vergangen. Jetzt verlaßt mich aber auf Augenblicke und geht da hinein, wo Ihr Speiſe und Trank finden werdet.

Joſeph
(mit ausgebreiteten Armen).

Oheim! —

Gottfried.

Zurück! — Geht, wie ich Euch geſagt. Ich darf Euch jetzt, jetzt nicht ſprechen. —

(Joſeph langſam ab.)

## Vierter Auftritt.

Gottfried

(allein, geht in ſich gekehrt auf und ab und bleibt nach langer Pauſe ſtehen).

Wahr iſt's — entſetzlich ſchrecklich iſt mein Vorhaben, aber auch fürchterlich, was ich gelitten. Die Rache, eine glühende, verzehrende Rache treibt mich, ich kann nicht widerſtehen. Der Himmel ſelbſt ſchickt mir die Gelegenheit, Vergeltung zu üben, um meinen Schwur löſen zu können. Ich ſollte ſie ungenützt vorüber gehen laſſen? — das wäre gegen Gottes ſichtbaren Willen! — Nein, nimmermehr! — Was hatte ich gethan? — Nichts! Ihr aber betrügt mich um mein ganzes Leben und alle Freuden deſſelben, und ſtießt mich, zum Tode verwundet, von Heimath und von Allem, was der Menſch ſein Höchſtes nennt. Wohlan, ich ſchleudere Euch den Pfeil der Rache in Euer Herzblut, denn meine heiße Liebe gebar den bewußten Haß! —

(Pauſe. Geht auf und ab, nimmt dann einen Dolch aus einem Schrank, den er zu ſich ſteckt.)

Und habe ich den Durſt nach Rache gelöſcht, gebadet meinen langjährigen

Schmerz in meines Feindes Blut — am Schmerz des Sohnes mich geweidet, dann bin ich gerächt und habe keinen Wunsch auf Erden mehr.

(Kniet nieder.)

Allmächtiger über den Sternen, Du hörtest meinen fürchterlichen Schwur. Kann ich, darf ich zurücktreten?! — Vater, erhör' mein heißes Fleh'n, gieb mir ein Zeichen, wie ich handeln soll!

(Indem er in stillem Gebete verweilt, tritt Joseph aus der Seitenthür und bleibt stehen.)

### Fünfter Auftritt.

**Gottfried. Joseph.**

Gottfried

(springt rasch auf; bei Seite).

Ha, der Himmel nickt mir Beifall zu! — Wohlan, ich muß — Junger Günther, was seid Ihr Eures Zeichens und wie heißt Ihr? Ihr scheint mir nicht so recht dem Handwerk anzugehören.

Joseph.

O, Gott sei Dank, so habt Ihr endlich doch einige Worte, die nicht vom Stapel Eures Zornes und Hasses laufen! — Ich heiße Joseph; das Predigerkleid, das man mir angemessen, vertauschte ich mit dem schlichten Rock des Bürgers. Ich verließ die Heimath und die nahe Anstellung und wurde ein Sattler, wie die Günther alle seit 200 Jahren. So kann ich den Eltern im Alter nützlich werden und mein Gewissen rein bewahren. — Acht Jahre bin ich nun vom Hause. Jetzt trieb es mich, den Oheim aufzusuchen. Ein Traum, ein Traum von Euch ließ mich den Bündel schnüren; so bin ich hier.

Gottfried.

Wie war der Traum? — Erzählt ihn mir, aber treu, so recht treu.

Joseph.

Es träumte mir, Ihr läget krank und matt danieder und könntet nicht sterben, weil Euere Seele gefesselt war an dieses Leben durch ein geheimes Band. Ihr stöhntet laut und ängstlich durch die Nacht, und ich vernahm durch weite Lande des Oheims Seelenleid. — Da war's, als wenn durch einen Riesendom, der hellerleuchtet bis an das Blau des Himmels reichte, eine eherne Stimme rief: Joseph, rette deinen Oheim, befreie ihn von dem, was seiner Seele schönsten Aufflug lähmt, und wandre mit ihm in das Heimathland!

Gottfried

(bei Seite).

Es ist am Tage, der Himmel schickt ihn mir zur Heilung meiner kranken Seele! —

(Laut.)

Antwortet mir, haßt Ihr mich?

Joſeph.

Haſſen? — Nein! Nichts wußte ich von Euch und Eurer Sache bisher; denn man vermied, wie es ſchien, ſorgfältig Alles, was Euch berührte. Nur einmal, ſo gelegentlich, erfuhr ich, daß Ihr, mein Oheim, in Solothurn lebet. Euer Leid aber, das mein Herz tief ergriffen, iſt ſchrecklich.

Gottfried.

Fühlt Ihr das, Ihr, Chriſtian Günthers und der Charitas Herold — Sohn? — Begreift Ihr ein dreißigjähriges qualvolles Leben? Seht Euch um nach dem, was ein fühlend Herz erquickt! — Wo iſt die liebende Hausfrau, wo eine kleine Schaar von Kindern, die, wie ein Kranz von Engeln, des Vaters Herz umfaßt? — Ein Abgeſchüttelter aus dem Herzensleben, — ſo verbringe ich meine Tage, und nur eine blutige Erinnerung an das, was war, geht mit mir durch die Wüſte meines Alters. Das iſt furchtbar!

Joſeph

(kniet vor Gottfried nieder).

Oheim, laßt mich hier an Eurer ſchwerbeladnen Bruſt gut machen, was jener Mann an Euch verſchuldete;

Gottfried

(mit Aufregung).

Wollt Ihr!? — Nun, dann küßt dieſe Narbe, die mir Euer Vater, Eure Mutter ſchlug! —

(öffnet ſeine Bruſtbekleidung, und indem Joſeph ſich an die Bruſt Gottfrieds lehnt, zieht dieſer den Dolch hervor und erhebt ihn über Joſeph zum Todesſtoß.)

Joſeph.

Er nannte Euch Hund, ſpie Euch ins Antlitz und ſchlug Euch dieſe gräßliche Wunde, ich küſſe ſie!

(indem Gottfried den Stoß vollführen will, brennen Joſephs Lippen auf der Narbe. Gottfried läßt plötzlich verſöhnt den Dolch fallen und küßt Joſephs Haupt, ihn an ſich ziehend.)

Joſeph

(zurückſpringend).

Was war das?

Gottfried.

Nichts! Nichts! — Es iſt vorbei! — Joſeph frage mich nichts. — Komm an dies mein Herz — du biſt mein Sohn, mein Erbe. Die Rinde des Haſſes fiel von meiner Bruſt — ich bin verſöhnt, und meine Seele iſt gerettet.

(Umarmung. Der Vorhang fällt.)

## Der Graf von Frohburg.

Ballade.

Es ſteht ein ſchroffer Felſen ſo nackt und einſam da,
Wo einſt der Graf von Frohburg aus ſeinem Schloſſe ſah,
Es wuchern wilde Schlehen, Stechpalm' und Hagedorn,
Wo einſt in heitern Hallen erklang der Ritter Sporn.

Er thronte hoch und herriſch, er ſah ſo ſtolz herab
Auf all die reichen Fluren, die Glückes Hand ihm gab.
Doch nie ertönte unten der Freude Jubelruf,
Denn Seufzer nur und Thränen des Grafen That erſchuf.

Er war des Landes Geißel, kannt' keine Freundlichkeit;
Ihn mochten nur vergnügen der Becher, Jagd und Streit.
Er trug ſein Herz verſchloſſen jedwedem Hochgefühl;
Er brauchte ſeine Bauern als ſeiner Launen Spiel.

Wo nun ſo blüh'nde Auen die Blicke rings erfreu'n,
Da waren damals Steppen und wilde Wüſtenei'n.
Wen mochte Arbeit freuen, wenn frech die reife Saat —
Des Landmanns frohes Hoffen — des Grafen Jagd zertrat!

Einſt war er weggezogen auf ſeines Freundes Schloß,
Der auf der Wartburg hauste. Da war der Jubel groß;
Da klangen Saitentöne zu ſüßem Minneſang,
Und hörte man dazwiſchen der vollen Humpen Klang.

Da flogen raſch die Paare durch den erhellten Saal,
Da ſaßen kühne Ritter am freudenreichen Mahl.
Da lärmten ſie und ſchrieen in wildem Uebermuth:
„Hätt' nicht gedacht, es munde der Bauernſchweiß ſo gut!“

Schon war die Sonne nieder, längſt harrte ſein der Troß,
Da ſchwingt der Graf ſich luſtig auf ſein geflügelt Roß
Und reitet friſch von dannen, in wohlgemuther Ruh
Durch dichten Waldesſchatten dem Städtlein Olten zu:

Tief hüllet ſich der Himmel in ſchwarze Wolken ein,
Schon rollet dumpfer Donner, ſchon zuckt der Blitze Schein.
Da drängt der Ritter fluchend das Pferd mit ſcharfem Sporn,
O dränge nur und fluche — bald trifft dich Gottes Zorn!

Hei, wie erklang ſo mächtig des Donners dumpfes Rollen!
Hei, wie da von dem Himmel die Regengüſſe quollen!
Hei, wie in wildem Zickzack herunterſchoß der Blitz!
Hei, wie der Ritter jaget nach ſeinem ſichern Sitz!

O jage nur zermalmend durch das bewegte Korn!
Nie wirſt du, Thor, entfliehen des Rächers mächt'gem Zorn!
Schau, wie von jenem Blitze die Gegend rings erglüht!
Schau wie aus Frohburgs Zinnen die Flamme praſſelnd ſprüht!

Da reißt des Roſſes Zügel der Ritter wild zurück.
Er wirft hinauf gen Himmel wuthſchnaubend ſeinen Blick.
Er ballt in Wuth und Zorne zu Gott empor die Fauſt,
Dann ruft er, daß die Hörer es eiſig kalt durchgraust:

„Wohl haſt du gut gezielet, und ſicher traf dein Blitz.
Wohl liegt in hellen Flammen mein ſchmucker Herrenſitz.
Wohl winken nun Ruinen hinab ins weite Thal,
Wo ſonſt die Frohburg glänzte im hellen Sonnenſtrahl!"

„Doch bis ſie zehnmal ſchöner auf jenem Felſen ſteht,
Soll keine Hand mehr raſten, ſo frühe nicht als ſpät,
Und ſoll kein Pflug die Schollen der Aecker mehr zerhau'n,
Und ſoll kein Bauer wieder die brache Flur bebau'n!"

Noch ſprach der Graf, als flackernd ein Blitz herniederſchoß,
Der Stolze iſt geſunken von ſeinem ſchnellen Roß.
Noch zürnen ſeine Blicke, noch ballt die Fauſt der Graf,
Doch kann er nicht mehr ſchaden, den Gottes Rache traf!

So half die Hand des Höchſten vor jenes Zwingherrn Wuth.
Da hob in jedem Buſen ſich friſcher Freiheitsmuth.
Er hat ſich treu erhalten durch viele Jahre fort,
Es baute nie ein Ritter ſich eine Burg mehr dort.

Drauf weihten unſre Väter da, wo der Graf erlag,
Mit frommem Sinn ein Denkmal, das ſteht auf dieſen Tag.
Das mahnt die freien Enkel, daß über jeder Macht
Allvaters Auge ſegnend der Menſchenrechte wacht.

## Es isch e nid.

Z' Flüeh, nid wit vo Mariastei,
Wo d' Benediktiner es Chloster hei,
Lebt e Schmied, eine vo de schlimmste Gselle,
Vo dem will i euch es Stückli verzelle.
Emol, amene schöne Summertag —
I weiß nid grad, wie lang's si mag —
Isch de Herr Bischoff vo Straßburg e chlei
I d' Vakanz zu de Herre vo Mariastei.

D' Gutsche — er het sie z' Basel gno —
Hätti wieder sölle leer hei go,
Do denkt mi Schmied, 's wär Schad, bim Eid,
Für so ne schöne Glägeheit,
Emol wie die große Herre z'fahre,
He, lustig hütt! mer wei morn wieder spare! —
Zahlt em Gutschner e gueti Fläsche Wi
Und stigt i Gottes Name-n-i.

Wie lang goht's amel, bis e Jede weiß,
Wenn so ne Bischoff goht uf d' Reis!
Im erste Dörfli heißt es scho:
„Lue, lue, em Bischoff si Gutsche chunt do!"
Wie nes Lauffüür goht's vo Hus zu Hus,
Sie luege zu-n-alle Fenstere-n-us,
Sie chöme-n-ab alle Matte glöffe; —
O Schmied, du hesch es übel troffe!

Er het sich ganz in Egge glo,
Wo ner das Volch gseht z'äme cho.
Der Gutschner het drob möge lache,
Zletscht, um sich au es Freudeli zmache,
Git em der Tüfel no gar i Sinn,
Und seit eim lisli: Er isch selber drin!

Jetzt isch der Lärme erst recht agange!
Alles hei si lo ligge und lo hange,
Heige si gmäiet oder heige si gheuet,
Z' Schaarewis sind si i d' Straß usekneuet:

Manne, Buebe, Meitli, Fraue,
Alli hei welle dä Biſchoff gſchaue.
Si hätte enand gar bald bi de Chräge,
Will Jede der erſt möcht ha der Säge.

Mi Schmied iſch gſäße wie uf Chole:
„Der Tüfel ſoll de Hochmuth hole!
„Wie gern, ſtatt uf dene wäiche Sitze,
„Möcht i deheim bim Ambos ſchwitze!“
Druf überlaufts ne heiß und chalt,
Macht nit dä Schelm vo Gutſchner halt!

Do iſchs wo mögli no gräßliger gange.
De Pfarrer hei ſie greicht afange
Und im Gmeindroth wärs bald cho zum Strite,
Wil der Amme nid hed welle lo lüte. —

Z' letſcht, um nume vom Fleck wieder z' cho,
Het euſe Schmied ſi z'ſäme gno —
Streckt ſi Tatze, ſo ſchwarz, as eim thut gruſe
Zum einte Gutſchefenſter uſe,
Thut links und rechts i der Luft ume fäge,
Und git ſo de Spitzbueb de Lüte der Säge.

Druf loht der Gutſchner lo lauſe wieder,
Het aber i jedem Dörfli uf und nieder
Die glich Cumedi zwäg rangſchiert
Und ſo die fromme Lüt agführt.
Euſem Schmied, überhaupt Fründ vo ſo Sache,
Het das Ding ebe Freud aſo mache.

Das iſch guet. Z'Baſel hei ſi do noh
Mit Lache=n=es Brändli z'ſäme gnoh.

Am andere Morge=n=i aller Früeh
Marſchiert mi Schmied wieder hei uf Flüeh,
Meint, es wärd kei Hahn dernoh chräie,
Heb er de Lüte ſo chönne e Naſe dräie.

Wie er hei chunt aber, wird er arretirt
Und uf der Stell vors Oberamt gführt.

Der Oberamtme, der ebe i Chilchesache,
Nid öppe loht Gspäß und Flause mache,
Het mit em gar grüsli afo balge:
„Du hesch verdienet Rad und Galge!
„Du glaubst nit a Tüfel und nit a Gott,
„Tribst mit de heiligste Sache Spott,
„Und wogst mit dine rußige Hände
„Dem dumme Volk de Säge z' spände;
„Het me je ghört vo so entsetzlige Sündere!?
„Landjäger, uf der Gstell thüei mer ne hindere!"

Meint ihr, de Schmid sei do verblüfft?
Er het ganz höfli sis Chäpli glüpft,
Und seit: „Mi liebe Herr Oberamme,
„Thüet mi doch nit unghört verdamme —
„Gott bhüet mi, daß i tribe Spott und Hohn
„Mit euserer heilige Religion.
„Wo Alles vor mir uf d's Heu isch gsunke,
„Hani numme dene Lüte abgwunke,
„Mis winke, glaubet mine Worte, i bitt,
„Het numme bidüütet: I bi ne nit". —

## Franz Krutter.

(Siehe Band II. Seite 473—479.)

Im Manuscript:

Agnes Bernauer, Trauerspiel in fünf Akten.
Kaiser Tiberius, historisches Drama.
Julian und Francesco, Trauerspiel in fünf Akten,

die letzte größere Dichtung des Autors.

Im Druck erschienen:

Im „Morgenstern", Zeitschrift für Literatur und Kritik, herausgegeben 1836 zu Solothurn von dem mit Krutter befreundeten Dichter Alfred Hartmann, sind von K's. Hand:

Die Sage vom ungetreuen Sibich, eine novellistische Erzählung in Prosa.

Die Reiseskizze:

Ausflug ins Berner Oberland im Sommer 1834.

Bruchstücke aus zwei Dramen:

Herzog Ale.
Die Rebellen.

Dazu kommen

Lieder und Balladen.

In der „Alpina" von 1841 Bruchstücke aus einem Drama:

Gelimer.

Selbständig erschienen:

Salomon und Salomeh, dramatisches Märchen in drei Akten. Solothurn, 1841.

Stoff nach dem altdeutschen Volksbuch „Salomon und Morolf."

Schultheiß Wenge von Solothurn, vaterländisches Schauspiel. Solothurn, bei Jent und Gaßmann, 1845.

Samuel Henzi oder der Burgerlärmen in Bern, eine vaterländische Staatsaktion. Solothurn, 1868.

Die letztere Geschichtsepisode übt besondere Anziehung: ein dramatisches Bruchstück über sie hat auch Alfred Hartmann im obgenannten Morgenstern veröffentlicht.

Obgleich die Stoffe der beiden manuscriptischen Trauerspiele gleich sehr auf menschlich rührenden Inhalt gebaut sind, ist doch in der Auffassung und Gestaltung des Dichters bei beiden ein ganz wesentlicher Unterschied. Die Agnes Bernauer ist wirklich ein durch und durch auf's Pathetische gerichtetes Stück, die schöne leidende Frau in ihrem verhängnißvoll bestimmten Geschick Kern und Centrum, trotzdem daß die Entwicklung über ihren Tod hinaus zu einem bestimmten staatsmännischen Abschluß gebracht ist. Die Geschichte der wunderschönen Augsburger Baderstochter ist bekannt genug.

Ganz anders steht's mit der zweiten Nummer: Trotzdem daß wieder ein unglückliches Liebesverhältniß der Kern der Auffassung ist, ruht doch die Handlung im Großen auf ganz andern Faktoren. Das Stück gestaltet sich mehr als diplomatische Staatsaktion, ja als förmliches Intriguenstück, und die Situation ist sehr verwickelt: Julian und Francesco gehören den beiden feindlichen Florentinergeschlechtern an, den Medici und Pazzi, dem herrschenden und dem den reichen unzufriedenen Adel der Stadt vertretenden; trotzdem werden die Beiden Freunde. Da tritt das Verhängniß ein: Beide verlieben sich in die den Mediceern verwandte Clara Caffarelli, die sich aber dem Francesco als Verlobte ergibt; dazu kommt die Staatsaktion, indem unter päpstlicher Einmischung und durch Vermittlung der Pazzi das Haus der Mediceer

gestürzt, die beiden Häupter gemordet werden sollen. Clara soll auf Betreiben der Medici, welche die Liebe Julians zu ihr verwerfen, in ein Kloster gesteckt werden; Julian erfährt es, kommt zuvor und entführt sie selbst, um sie seinem Freunde Francesco zu bewahren. Diesem aber wird der Schritt als Verrath des Freundes und der Geliebten dargestellt, und nun hält er an der Verschwörung gegen die Medici mit und ersticht mit eigner Hand beim Hochamte seinen unglücklichen Freund. Aber sofort, und ehe noch der unselige Irrthum ihm gelöst worden, ersticht er nach dem Freund auch sich, da sein Gemüth so wie so tödtlich verletzt ist; Clara macht ihm in seinen letzten Augenblicken (siehe diese Schlußscene unten!) den verhängnißvollen Wahn, der seine Hand leitete, klar. Schließlich hat der sterbende Francesco Recht: Die Parze hat's gesponnen; es ist — Verhängniß. Beide, die ein unerbittlich Geschick zu Freunden und Feinden zugleich machte, ruhen im Grabe; die Bestimmung ist erfüllt. Die edelste Gestalt, voll hochherziger Entsagung, auf einmal nach leichter Jugend ein herrlicher Mann, ist der Julian Medici.

Die drei im Druck erschienenen dramatischen Produktionen machen zwei höchst verschiedene Partien aus: Ganz für sich steht das dramatisirte Märchen, während die zwei vaterländischen Schauspiele: Schultheiß Wenge aus der solothurnischen und Samuel Henzi aus der berner'schen Geschichte des genauesten als völlig gleichartig zusammenstimmen. Wir dürften sie etwa als politische Intriguenstücke erklären, oder (wie der Dichter selbst zum zweiten beisetzte) als vaterländische Staatsaktionen bezeichnen. Die Art ist fast genau die gleiche wie beim manuscriptischen Stücke Julian und Francesco aus der innern Stadt- und Staatsgeschichte von Florenz, nur daß dieses weitaus verwickelter, auf künstlichere Verflechtung in den Motiven und dem Organismus gebaut und überdieß mit einem mächtigen und die individuelle Charakteristik gar sehr bedingenden Elemente versetzt ist, welches den zweien aus dem schweizerischen Leben fehlt. Der Unterschied übrigens zwischen dem Wenge und Henzi besteht darin, daß jenes Stück, das bedeutend ältere, allerdings noch viel roher gearbeitet erscheint und so erst als eine Art Ansatz zu dem durchgebildeten zweiten bezeichnet werden dürfte.

Das dramatisirte Märchen, das eine Liebesgeschichte aus dem Leben des weisen Königs Salomon untergelegt hat und an die Tonweise Tiecks erinnert, nimmt aber dieses willkürlich modulirte orientalische Objekt als bloße fast bedeutungslose Umkleidungsform und hat sein Leben einzig und allein in der kunterbunten und ziemlich satyrisch vorgehenden Humoristik, welche alle Zeiten und Dinge auf's Tollste und Krauseste durch einander wirft, um sich über modernste Charakterfiguren und Erscheinungen lustig zu machen. Es ist geradezu eine Unmöglichkeit dem

krausen und grotesken Ding eine andre Bedeutung unterzulegen oder einen andern Zweck für dasselbe zu finden: auch die romantisch-phantastische Seite hat humoristisch burlesken Gehalt und eben solche Tonweise.

Den „Wenge", der mitten in den schweren Wirren, welche den Sonderbundskrieg heraufgerufen, entstanden ist und diese unmittelbar zeitgenössisch politische Anregung wiederspiegelt, erwähnen wir zunächst um des Curiosums wegen, daß die Solothurner Behörden im Jahr 1845 die Aufführung untersagten. Der Erlaß enthält die Betrachtungen: in den religiös und politisch so aufgeregten Zeiten, wo Fragen wieder auftauchen, die man zum Nutzen der Civilisation längst erledigt zu halten befugt war, sei es Sache der Behörden, zu verhindern, daß die Narben längst vergessen geglaubter konfessioneller und bürgerlicher Zerwürfnisse mit ihren Leidenschaften und Ausfällen wieder aufgerissen werden . . . . Auch müsse man zu viel des ungeschlachten Parteiwesens mit in den Kauf nehmen . . . . . Es kann uns nicht einfallen, einen derartigen Polizeierlaß, der in's régime der ganz oder halb absoluten Monarchie paßt, zu entschuldigen: und gleichwol hat die Bemerkung von ungeschlachtem Parteiwesen nicht so ganz Unrecht. Das liegt aber nicht am Objekt an sich, sondern an dem schon oben berührten Umstande, daß die ganze Bearbeitung noch etwas in's Rohe gehauen scheint. Man mag an die markigen Züge der Holzschnittmanier denken, darf aber dabei ihr Schwerfälliges nicht vergessen Die Form ist in Prosa.

Der „Henzi" bezeichnet allerdings einen Fortschritt, ohne doch die volle künstlerische Durcharbeitung erlangt zu haben. Die Form ist zwar jambisch; aber die Verse scheinen oft etwas hart und schwer: auch die Motivirung und Charakterzeichnung sind kaum genügend durchgeführt.

K. scheint für seine Person für keine scharf prononcirte politische Meinung Partei zu nehmen; wohl aber gibt er für alle Parteien gültige Ansichten und Räthe, welche von ihnen allen auf's Unverständigste mißachtet werden. Das Vorzüglichste ist, wie der wahrhaft tüchtige aristokratische Adel sich im Schultheißen Steiger ausprägt: der eben so feinsichtige als adelig denkende Mann sagt zur Beherzigung für die eigne engherzig bornirte Partei ein gewichtig Wort, welches jedem Regiment zu empfehlen wäre:

Daß Isaak Steiger ein Aristokrat ist,
Wird wohl kein Bernerkind in Zweifel ziehen.
Just weil ich einer bin, aus Grundsatz bin,
Empört es mich auf's tiefste, anzuschauen,
Wie das Intresse der Aristokraten,
Das eines ist mit dem Intresse Berns,
Aus niedrer Rücksicht aufgeopfert wird
Dem filzig krämerhaften Nepotismus.